Missionsstunden

für

evangelische Gemeinden.

Kütschenbuch

Pfr. Otto.

Missionsstunden

für

evangelische Gemeinden.

Von

Joseph Schlier,
Pfarrer.

Zweites Bändchen.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1868.

Seinem verehrten Schwiegervater

Herrn Pfarrer Erhard

in Pommelsbrunn

in dankbarer Liebe

der Verfasser.

Vorwort.

Die nachfolgenden Missionsstunden, die ganz und gar im Dienste der Gemeinde entstanden sind, wollen nichts Anderes, als unsern evangelischen Gemeinden eine kleine Handreichung thun.

Es gibt Missionsstunden, da sich Freunde der Mission versammeln, um vom Werke des HErrn in unsern Tagen zu hören und zu solchem Werke sich gegenseitig zu ermuntern; es sind kleine Häuflein, die da und dort zusammentreten, Eins in der Liebe zum HErrn wie zum Werk des HErrn. Die nachfolgenden Missionsstunden haben solche Kreise zunächst nicht im Auge, ihre Kreise sind unsere Gemeinden, und zwar unsere Gemeinden, so wie sie sind, im Ganzen und Großen, unsere landeskirchlichen Gemeinden, da ein gut Theil schläft, aber sie sammeln sich doch noch um das Wort des HErrn, sie kommen doch noch, wenn man ihnen Etwas bietet; sie haben das Missionswerk noch nicht lieb, aber sie hören doch davon und hören nach und nach lieber, wenn man ihnen davon erzählt. Es ist kein Zweifel, mit einem Häuflein entschiedener Christen Missionsstunde halten ist viel angenehmer und fruchtbarer; aber man soll es auch nicht verachten, mit einer ganzen Gemeinde das Werk der Mission zu betreiben: der Pfarrer geht voran, kein besonderer

Verein bildet sich, die ganze Gemeinde ist ein Missionsverein. Solch ein Bemühen hat auch sein Schönes, und wer als ein Pfarrer unsrer Landeskirche es für seine Pflicht hält, seine Gemeinde zum Missionswerk heranzuziehen, dem bieten sich die nachfolgenden Missionsstunden als Hülfsmittel dar. Sie haben nicht ein Häuflein erweckter Seelen oder entschiedener Christen im Auge, sie haben es auch nicht auf die Kenner der Missionssache abgesehen, ihr Ziel sind unsere evangelischen Gemeinden.

Darnach bestimmt sich aber auch der Inhalt dieser Missionsstunden. Wer ein Häuflein treuer Missionsfreunde um sich hat, darf bei ihnen auch Etwas voraussetzen, und zwar nicht blos die Lust zur Sache, sondern auch die Kenntniß der Sache; die ersten Elemente wenigstens in der Missionssache sind bereits da. Wer unsere Gemeinden im Ganzen und Großen im Auge hat, darf von alle dem Nichts voraussetzen. Es gilt erst den Grund legen, und wenn Jahre lang schon für Mission Etwas geschehen ist, muß doch erst von vorne angefangen werden, und wenn die Leute schon viel gehört haben, darf man gleichwohl nur sehr wenig voraussetzen. Unsere landeskirchlichen Gemeinden brauchen die Elemente der Missionssache und werden sie wohl noch lange fort bedürfen. Die nachfolgenden Missionsstunden haben dies Ziel im Auge: sie wollen Grund legen, wollen Lust und Liebe zur Sache erst wecken, sie wollen das Nothwendigste mittheilen. All diese Missionsstunden sind im Dienste von Landgemeinden entstanden, vielleicht werden Stadtgemeinden auch keine anderen Bedürfnisse haben. Vielleicht haben die Recht, die behaupten, in der Missionssache seien unsere Landgemeinden nicht blos im Geben, sondern auch in der Kenntniß der Sache den Stadtgemeinden voraus. Möge es diesen Missionsstunden vergönnt

sein, da und dort ein klein wenig mitzuhelfen, daß ein guter Grund in der Missionssache gelegt werde!

Etliche Freunde haben den Verfasser auf die mancherlei Wiederholungen, die in seinen früheren Missionsstunden sich finden, aufmerksam gemacht; aber es wird auch in diesem zweiten Bändchen nicht daran fehlen. Es handelt sich hier ja nicht um eine Schrift, die eine Missionsgeschichte enthielte, da dürften freilich solche Wiederholungen nicht vorkommen; die nachfolgenden Missionsstunden sind Vorträge, die in Missionsstunden wirklich gehalten wurden und in Missionsstunden auch wieder vorgetragen werden sollen. Wer da weiß, welch ein Zwischenraum von einer Stunde zur andern ist, da ja doch auch im besten Fall monatlich nur eine solche gehalten wird, wer da weiß, wie verschiedenerlei Zuhörer sich einfinden, wie oft Leute kommen, die nur von Zeit zu Zeit sich einfinden, wer endlich bedenkt, wie groß die Vergeßlichkeit unsrer Leute ist, und wie es noth thut, immer und immer wieder dasselbe ans Herz zu legen, bis es ein wenig eindringt und behalten wird, der wird diese Wiederholungen nicht befremdlich finden. Und wer dies Büchlein nicht für Missionsstunden gebraucht, sondern für sich darin liest, möge mit der nächsten Bestimmung desselben diese Wiederholungen entschuldigen!

Der Verfasser nachfolgender Missionsstunden hatte, als er im vorigen Jahre ein erstes Bändchen erscheinen ließ, nicht vorgehabt, noch weitere seiner Vorträge dem Druck zu übergeben; es schien ihm genug an einer Probe, wie er es zu halten pflegte, und hat darum auf den Wunsch seines Herrn Verlegers, der schon jenes frühere Bändchen als ein erstes bezeichnen wollte, nicht eingehen können. Aber es sind ihm inzwischen so viele freundliche Aufforderungen zu einer Fortsetzung von nah und

fern zugekommen, daß er sich gleichwohl dazu entschlossen hat. Es scheint, Gott hat da und dort auf jene Blätter einigen Segen gelegt; möge Gottes Segen auch dies Bändchen begleiten! Das kann der Verfasser ohne Ruhmredigkeit behaupten, daß dies Bändchen besser ist als das frühere: es haben sich ihm inzwischen bessere und reichlichere Quellen aufgethan. Burkhardt's kleine Missionsbibliothek, diese reiche Fundgrube, die kein Missionsfreund, der Missionsstunden zu halten hat, sollte unbenützt liegen lassen, hat ihm treffliche Dienste geleistet. So möge denn Gott der HErr seinen Segen geben, daß diese Missionsstunden ein wenig Lust und Liebe in unsern Gemeinden zur Reichssache des HErrn erwecken, auf daß alles Volk je mehr und mehr achte auf des HErrn Werk und merke daran, welche Zeit es ist im Reich Gottes, und lerne verstehen, was der HErr sagt: Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen!

Gastenfelden bei Schillingsfürst,
den 13. Dezember 1867.

Der Verfasser.

Uebersicht des Inhalts.

1. Die Stiftung der Mission.

Matth. 28, 18—20.

Und JEsus trat zu seinen Jüngern, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Die Stiftung der Mission ist es, was wir in unserm heutigen Texte sehen. Wir sollen lernen, wer denn eigentlich die Missionssache aufgebracht, ob dieselbe ein Gotteswerk ist oder nicht; wir sollen lernen, wie die Missionssache am besten getrieben wird, was die rechten Mittel und Wege dafür sind; wir sollen endlich lernen, ob denn die Missionssache auch Aussicht auf Erfolg hat, ob nicht am Ende viel unternommen und wenig oder Nichts dadurch erreicht wird. Das Alles sehen wir heute in unserm Texte, und wie noth thut es doch, daß wir all das einmal recht eingehend betrachten. Es gibt ja genug Leute heutzutage, die spotten über alle Missionsarbeit, nennen dieselbe ein thörichtes, unnützes, schwärmerisches Unternehmen; und Andere gibt es, die spotten zwar nicht, aber sie halten sich gleichgültig dagegen, mögen nichts davon hören und lesen, mögen noch weniger Etwas dafür thun; und noch Andere gibt es, die thun da und dort Etwas dafür, aber sie haben keinen Muth und kein Vertrauen dafür, sie thun Alles verzagt und hoffnungslos, meinen wohl, ob es denn nicht

besser sei, Zeit und Mühe und Geld auf andere näher liegende Arbeiten zu verwenden. Da wird es uns Allen gut sein, wenn wir der Sache einmal auf den Grund sehen, damit wir wissen, ob es der Mühe werth ist, für die Missionssache einzutreten oder nicht. Die Stiftung der Mission sei demnach der Gegenstand unserer heutigen Missionsbetrachtung!

Das wißt ihr Alle, Mission heißt Aussendung, und die ausgesendet werden, sind Prediger, und was diese Prediger sollen, ist nichts Anderes, als die Welt dem HErrn Christus erobern. Die Mission ist ein Eroberungskrieg, der alle Lande dem HErrn erobern soll. Das lautet wohl kühn und groß genug, aber ob das nicht ein thörichtes Unterfangen ist? ob solch ein Eroberungskrieg, da arme Prediger die Welt dem Christenthum gewinnen sollen, nicht ein schwärmerischer Plan der Einbildung und Anmaßung ist? So hört man ja oft genug sagen, und Unzähligen gilt das heutzutage für eine ausgemachte Sache. So lasset uns einmal zusehen, wer denn die Missionssache aufgebracht hat?

Seht hinein in unser Evangelium, was für eine merkwürdige Versammlung sehen wir da vor uns! Da stehen eilf Männer aus Galiläa, Fischer und Zöllner, ungelehrte Leute und Laien, und in ihrer Mitte sehen wir einen Mann so hehr und so heilig, eine wundersame Hoheit und Herrlichkeit umstrahlt Ihn, — ich brauche euch nicht erst zu sagen, wer der Mann ist, Er heißt JEsus Christ. Das war der arme Prophet von Nazareth, ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes, zuletzt haben sie Ihn gekreuzigt, am Schandpfahl des Kreuzes ist Er gestorben. Und eben dieser Mann, der todt war, tritt nun hin vor seine Jünger und sagt: M i r i s t g e g e b e n a l l e G e w a l t i m H i m m e l u n d a u f E r d e n. Es gibt viele hohe Herren und Könige auf Erden, und Mancher von ihnen hat schon gar hohe Worte geführt, aber solch ein Wort, wie das Wort aus dem Munde des HErrn, hat noch Keiner gesagt. Wo ist ein Fürst, der auch

nur einen halben Erdkreis unter sich hätte? wo ist ein König, der alle Gewalt auf Erden gehabt? und welcher Fürst hätte erst gar im Himmel geboten? Wer hat je alle Gewalt im Himmel und auf Erden gehabt? Wer das von sich rühmen kann, der ist nicht blos großmächtig, er ist allmächtig, ein Herr aller Herren, ein König aller Könige! Und was sagt nun der HErr? Er heißt seine Jünger hinausgehen in alle Welt, — eben weil Er ein Herr ist über Alles, darum sollen sie hinausziehen in sein Reichsgebiet, darum sollen sie die abgefallene Völkerwelt Ihm erobern. So sendet der HErr seine Jünger, diese Fischer und Zöllner, sie sollen seine Gesandten, seine Missionare sein — der HErr selber ist es, der die Mission gestiftet.

Gott sei Dank, daß es sich also verhält, daß die Mission kein Menschenwerk ist, daß die Missionssache nicht von Menschen ersonnen und aufgebracht ist. Wäre es anders, wer sollte nicht verzagt und muthlos werden? Aber die Mission ist des HErrn Werk, der HErr JEsus selber hat sie aufgebracht, Er hat sie gestiftet, Er hat sie seiner Christenheit ans Herz gelegt und befohlen. Die Missionssache ist ein Werk dessen, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum schämet euch doch der Missionssache nicht! Wenn die Welt spottet über Mission, verspottet sie des HErrn Werk, und wenn ihr verhöhnt werdet, daß ihr für Mission etwas thut, werdet ihr um des HErrn Werk verhöhnt, und wenn so Viele in unsrer Zeit kalt und gleichgültig sich um Mission Nichts kümmern, verachten sie des HErrn Werk, und wenn Mancher die Missionssache bekrittelt und weiß nur zu tadeln und zu schmähen, so hat er ein Gotteswerk geschmäht. Die Mission ist des HErrn Werk, die Missionssache hat der HErr JEsus aufgebracht, und wer sie antastet, hat des HErrn Werk angetastet.

Aber, denket nun Manches, vielleicht wird die Mission anders betrieben heutzutage, als der HErr dies Werk gestiftet?

vielleicht ist dies Werk des HErrn verkehrt und verderbt worden? vielleicht haben Menschen etwas Anderes daraus gemacht, als wie des HErrn Gedanken wirklich gewesen? So lasset uns zusehen, wie der HErr es gemeint; lasset uns hören, wie die Mission eigentlich betrieben werden soll? Unser Text gibt auch auf diese Frage uns Antwort.

Ein Eroberungskrieg ist es, den der HErr vorhat; was sind nun die Mittel, die der HErr dazu darreicht? Man sollte meinen, zu solch einem Eroberungskriege brauche der HErr ein großes gewaltiges Kriegsheer, — vielleicht braucht der HErr die Großen und Gewaltigen oder die Weisen und Gelehrten dieser Welt, vielleicht braucht Er die Menge der himmlischen Heerschaaren, und von alle dem sehen wir Nichts. Die Kriegsleute des HErrn sind seine Jünger, diese ungelehrten Leute und Laien. Und was sind die Waffen, die sie erhalten? Gehet hin, sagt der HErr, und lehret alle Völker, denn zu seinen Jüngern will Er alle Welt machen, es soll Alles dem HErrn zuhören, wie ein Jünger seinem Meister, Alles soll zu Ihm aufschauen und an seinem Munde hängen. Und wie soll das geschehen? Ein doppeltes Mittel nennt der HErr, eine zweifache Waffe gibt Er seinen Jüngern in die Hand. Zuerst heißt es: und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes — da habt ihr das heilige Sakrament. Und, heißt es nun weiter: und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe — da habt ihr das Wort des HErrn. Gottes Wort und Sakrament sind die Mittel, mit denen des HErrn Jünger die Welt erobern sollen. So hat's der HErr klar und deutlich gestiftet: Er sendet seine Jünger und gibt ihnen Nichts mit, als sein Wort und Sakrament. So hat Christus der HErr die Missionssache befohlen.

Ich meine, der Mann, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, müsse es doch am besten verstehen,

was den Völkern der Erde noth thut; wenn irgend Eins, muß Er die Mittel kennen, wie der armen verkommenen Heidenwelt geholfen werden kann. Und doch, wie Viele thun heutzutage, als verstünden sie die Sache viel besser. Da sagen die Einen, man solle den Heiden bessere Bildung und Gesittung bringen, solle ihnen heraushelfen aus ihrer Rohheit und Wildheit, dann könne auch das Christenthum eine Stätte unter ihnen finden; Andere sagen, man solle den Heidenvölkern bessere Gesetze und Verfassungen schaffen, solle ihnen auch zu einem Gemeinwesen verhelfen, wie es bei uns besteht, dann werde auch eine bessere Religion allmählich Platz finden; noch Andere sagen, die Heiden seien an glanzvolle Gottesdienste gewöhnt, da könne die schlichte Predigt armer Missionare wenig ausrichten, man solle dem Christenthum mehr Glanz und Pracht verleihen, dann werde es sich auch bald mehr Eingang schaffen — und wie mancherlei Meinungen und Rathschläge kann man sonst noch hören, nicht blos von Leuten, die vom Evangelium Nichts wissen wollen, sondern auch von ernsten wohlmeinenden Leuten. Ein Christ hat auf all das nur Eins zur Antwort, nehmlich die Frage, was sagt mein HErr Christus? Und wer aus des HErrn Munde die Antwort wissen will, kann sie heute klar und deutlich vernehmen. Der HErr hat Nichts wissen wollen von einer Gesittung und Bildung, die dem Christenthum vorhergehen müsse; Er heißt seine Jünger nicht bessere Gesetze und Verfassungen bringen, in weltliche Händel sollen sie überhaupt sich gar nicht einlassen; Er will auch von weltlichem Glanz und Pomp schlechterdings Nichts wissen. Der HErr befiehlt nur Eins der armen verkommenen Welt zu bringen, aber das ist nothwendig und heilsam — das ist das Evangelium. Der Jammer der Welt ist so furchtbar, daß es im Himmel und auf Erden kein anderes Heilmittel gibt als das Evangelium. Es ist eine Thorheit, den Heiden Gesittung und Bildung zu bringen und dann erst das

Evangelium — das heißt ein Haus bauen ohne Grund und Boden, das Evangelium allein kann dazu verhelfen; und noch thörichter ist es, den Heidenvölkern Gesetze und Verfassungen zu bringen — was soll damit geholfen sein, wenn inwendig in Herz und Gewissen der alte Schaden fortbleibt? Und was soll äußerer Glanz und Pomp helfen? Die Fischer und Zöllner aus Galiläa haben dergleichen Dinge auch nicht gebracht, sondern das Evangelium haben sie verkündigt, das hat Herz und Gewissen geheilt, das hat in seiner schlichten nüchternen Gestalt Alles neu gemacht — mit dieser Botschaft haben sie predigend die Welt erobert.

Und wenn man heutzutage nun fragt, wie man den armen Heiden helfen solle, so sage nicht ich, sondern der HErr sagt's: Schickt den Heiden Prediger, die ihnen das Evangelium verkündigen. Das hilft, denn das Mittel hat Christus der HErr verordnet, und alles Andere ist vom Uebel. Und wollt ihr mithelfen zur Missionsarbeit, so helft mit, daß tüchtige Missionare hinausziehen unter die Heiden. Wer selber gehen kann, mag in Gottes Namen unter die Heiden hinausziehen, und wer nicht gehen kann, soll Gott bitten, daß Er tüchtige Prediger erwecke und ausrüste, und soll nicht blos darum bitten, sondern auch, wenn solche Leute sich finden, durch Gebet und Handreichung mithelfen, daß solche Missionare hinausziehen können in die Heidenwelt.

Und nun seht hinein in die Christenheit, was ist's denn, das für die Missionssache geschieht? Man sucht tüchtige Missionare und rüstet sie aus, und Alles greift zusammen, solche Missionare auszurüsten und zu unterhalten. Das ist das Missionswerk — ist's etwas Anderes, als was Christus befohlen hat? Darum lasset euch doch nicht irre machen von dem Gerede der Weltkinder, die euch am Missionswerk irre machen wollen, sondern legt Hand mit an und helft mit, so viel ihr könnt, daß solch Werk vorwärts gehe!

Fast scheint es überflüssig, noch weitläufig davon zu reden, ob solch ein Gotteswerk nicht umsonst ist? Aber weil man heutzutage gar oft die Rede vernehmen kann, es sei doch Alles umsonst, was man dafür thue, so müssen wir schließlich auch davon noch ein Wort reden. Der HErr antwortet darauf in unserm Texte, indem Er fortfährt: Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Und wahrlich das Wort genügt, um allen Zweifel am Segen der Missionssache zu verscheuchen! Der HErr ist mit seinen Boten — das heißt, der HErr, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und wenn der HErr mit seinen Jüngern geht, wenn Er in ihnen und durch sie wirket, was soll ihnen dann unmöglich sein? Ist der HErr mit den Seinen, sollen sie in seiner Kraft die Welt nicht wirklich erobern? Die Missionssache ist des HErrn Werk, nicht blos weil Er sie befohlen, sondern auch weil Er selber Alles wirkt: wie sollte solch ein JEsuswerk erfolglos sein?

Gott sei Dank für dies Verheißungswort aus dem Munde unsers HErrn! Wir müßten zufrieden sein, wenn wir solch eine Verheißung auch nicht hätten, müßten die Missionssache treiben als einen Befehl des HErrn aus Gehorsam, ob wir von einem Erfolg Etwas merken können oder nicht. Aber wie viel leichter ist es uns doch gemacht! Der HErr sagt uns auch, wie solch ein Werk hinausgeht, denn Er sagt: Siehe, ich bin bei euch! Wenn der HErr mit seinen Missionaren ist, dann geht's zum Siege, dann müssen seine Boten die Welt Ihm auch noch erobern!

Da seht einen Missionar hinausziehen in ferne Heidenlande, er hat auch Fleisch und Blut, und der Mann soll den Heiden die Greuel der Finsterniß aufdecken, soll ihr Götzenwesen stürzen und zum lebendigen Gott sie bekehren: was gibt ihm Muth und Freudigkeit? Es ist das Wort seines HErrn: Siehe, ich bin bei euch! Mit solchem Verheißungswort geht er getrost dahin; sein HErr ist mit ihm, wie sollte nicht Alles gut gehen? Oder

seht herein in unsere Lande, seht die Kinder dieser Welt an, wie spotten sie über das Missionswerk, wie verachten sie das ganze Werk, wie gleichgültig wenden sich Unzählige davon ab. Was gibt uns Muth, dennoch die Missionssache zu treiben und in Ehren zu halten? Es ist das Verheißungswort des HErrn: Siehe, ich bin bei euch! Die Mission ist des HErrn Werk, das Er selber treibt, wir sind nur seine Werkzeuge; da lassen wir spotten, was spotten will: es ist des HErrn Werk, das verspottet wird! Oder seht die Missionssache selber an, was für eine Knechtsgestalt trägt dies Werk! Es sind Menschen, arme Sünder, die hinausziehen unter die Heiden; es sind Menschen, arme Sünder, die hier in der Christenheit für sie sorgen. Da kann es ja nicht fehlen, daß nicht Fehler und Schwächen, daß nicht Sünden aller Art draußen wie daheim zu Tage treten, und wie oft geschieht es, daß Einzelne daran Aergerniß nehmen und um solcher Fehler willen das ganze Werk verwerfen. Des HErrn Verheißungswort bewahrt vor solchem Aergerniß! Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende — so sagt der HErr zu seinen Jüngern, Er sagt's zu seinen armen schwachen Jüngern, die wahrlich auch nicht ohne Fehler und Flecken waren. So wird der HErr auch noch heutzutage bei seinen Jüngern sein und bleiben, auch wenn der Fehler viele mit unterlaufen. Selig ist, der sich nicht an mir ärgert — sagt der HErr und sagt's noch heutzutage, Er sagt's auch von der Missionssache!

Darum lasset uns aufschauen allezeit zum HErrn, lasset uns achten auf seine Hand! Der HErr ist mit uns, Er selber geht mit unsern Missionaren, Er führt sein Werk herrlich hinaus! Lasset uns nur treu sein in solchem Dienste, und wir wollen's uns Alle recht gesagt sein lassen das ernste Wort, das geschrieben steht (Jer. 48, 10): Verflucht sei, der des HErrn Werk lässig thut! Amen.

---

2. Noah's Prophetenwort.

1. Mos. 9, 24–27.

Als nun Noah erwachte von seinem Wein und erfuhr, was ihm sein kleiner Sohn gethan hatte, sprach er: Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern! Und sprach weiter: Gelobet sei Gott, der Herr Sem's, und Kanaan sei sein Knecht! Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten Sem's, und Kanaan sei sein Knecht!

Ein überaus merkwürdiges Prophetenwort ist es, das wir heute vor uns haben, mehr denn 4000 Jahre ist es bereits alt und reicht herein bis in unsere Zeit, ja bis hinaus an das Ende der Tage. Es ist ein Wort des Mannes, der allein mit den Seinen das Gericht der Sündfluth überlebt hat, ein Wort Noah's, des zweiten Stammvaters der Menschheit. Als die Gewässer sich verlaufen, begann derselbe den Boden zu bebauen, er begann auch Weinberge zu pflanzen. Noch kannte er die Frucht des Weinstockes, die er ziehen wollte, in ihrer Wirkung nicht. Er trank des Weines und ward trunken, entblößt lag er dort in seiner Hütte. So fand ihn sein jüngster Sohn und spottete seiner, höhnend hinterbrachte er seinen Brüdern, was er gesehen. Aber die beiden waren anderen Sinnes, sie nahmen ein Gewand und bedeckten mit abgewandtem Gesicht des Vaters Blöße. Als Noah erwachte, hörte er, was geschehen war, und alsbald ergreift ihn der Geist des HErrn. Vor ihm stehen seine drei Söhne, der Eine ohne Scheu und Ehrerbietung, ein frecher schamloser

Mensch, die beiden Andern voll kindlicher Ehrfurcht, voll Scheu und Schamhaftigkeit: wie sollte nicht in solchem Sinne ihre ganze Zukunft, wie sollte nicht im Bilde dieser drei Stammväter die Zukunft des Menschengeschlechtes sich abspiegeln?

Das Missionswerk ist es, darum wir uns heute versammelt haben, und wie manche Völker der Erde haben wir in diesen unsern Missionsstunden bereits betrachtet. Wie gut ist es da, wenn wir in diesem Völkergewühl uns einmal ein wenig zurecht finden, wenn wir nicht blos einzelne Völker kennen lernen, sondern kennen uns aus in der großen Völkerwelt, können jedes Volk der Erde unterbringen an seiner gottgeordneten Stelle und verstehen Plan und Ordnung, wie Gott der HErr in der Welt sie hat. Und wie könnten wir das schöner lernen, als an der Hand unsers heutigen Textes? Sem, Ham und Japhet — sehet da die drei Ahnherren des neuen Menschengeschlechtes, sehet aber auch da als im Keime die ganze Weltgeschichte. Noah's Wort über seine drei Kinder ist gleichsam der rothe Faden, der durch die Welt sich hindurchzieht; dies Wort bringt Licht in alles Dunkel, es bringt Licht in alle Räthsel der Weltgeschichte. Noah's Prophetenwort über seine drei Söhne sei demnach der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung!

Der Erste, an den Noah's Wort sich wendet, sollte man meinen, ist Ham, und von Ham schweigt zunächst Noah, er wendet sich an Kanaan, also (9, 18) an Ham's Sohn, seinen Enkel. Dieser Kanaan mag wohl des Vaters Sinn getheilt haben, er hat vielleicht den Großvater zuerst verspottet: so schaut Noah in diesem frechen Sinn seine ganze Zukunft, er schaut in ihm die Zukunft aller Söhne Ham's. Und was ist's nun, das Noah zu sagen hat? Verflucht sei Kanaan — beginnt er, nicht als wenn er damit auf seine Kinder erst Etwas bringen wollte, sein Fluch ist eine Weissagung, er schaut was kommt, im Thun Ham's und Kanaan's erschließt sich seinem Auge die Zukunft Ham's.

Es ist Gottes Fluch, den Noah im Geiste kommen sieht, und Gottes Fluch verkündigt er in prophetischem Geiste seinen Kindern. Was kann aus einem frechen schamlosen Sinne anders hervorgehen als eine unglückliche Zukunft? was kann eine Jugend ohne Schamhaftigkeit anders erleben als Jammer und Herzeleid? Und was sieht nun Noah im Geiste kommen? Er sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern — sagt Noah. Denn ein frecher Sinn muß zur gerechten Vergeltung doppelt unterthänig werden; wer nicht gehorchen will in kindlicher Ehrerbietung, der muß zum Gehorsam gezwungen werden, und wenn er darüber zu Grunde geht. Der freche Ham, der mit den Seinen des Vaters gespottet, muß dereinst noch dienen mit Furcht und Zittern.

Ihr wißt, welche Völker von Ham herkommen. Ham heißt zu Deutsch der Heiße, und in die heißen Lande weisen uns Ham's Nachkommen. Wir finden sie nicht blos als die Urbevölkerung Kanaan's, sondern von hier aus wenden sie sich nach Afrika, sie bevölkern Aegypten und Aethiopien, sie bevölkern die weiten Landstriche rechts und links, sie ziehen weithin fast über den größten Theil Afrika's. Wer kennt nicht die Negervölker, diese unzählbaren Stämme Afrika's, sonderlich im Westen und Osten dieses Erdtheils — all das sind Ham's Nachkommen. Und nun seht sie einmal an all diese Kinder Ham's, ist's nicht wahr geworden: Er sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern? Was ist denn der Fluch, der auf Afrika lastet? Ist's nicht der Fluch der Knechtschaft und zwar der schrecklichsten Knechtschaft, der Fluch der Sklaverei? Ein Mann, der Afrika weithin durchreist hat nach allen Seiten, hat gesagt, Afrika sei ein großes Sklavenland, drei Viertheile seiner Bevölkerung seien Sklaven. Ist's also nicht wahr geworden, was Noah zuvor verkündigt hat?

Nur lasset uns diesen Fluch Noah's recht verstehen: es ist

ein Fluch, und im Fluch ist doch ein Segen verborgen. Denn wie können rohe Naturen besser werden? Doch wahrlich nicht, wenn man dieselben sich selber überläßt, da würden sie ja immer mehr versinken und verkommen, sondern das hilft, wenn man solche Leute zu Besseren bringt und läßt sie gehorchen und dienen, auf solchem Wege können sie besser werden. So ist's auch mit den Kindern Ham's: der Knechtdienst, der ihr Fluch ist, muß ihnen zur Schule werden, in der sie vorwärts kommen. Damit sind freilich nicht die Greuel der Sklaverei entschuldigt oder gar gerechtfertigt; wehe denen, die ihre Brüder also mißhandeln, und doppelt wehe Allen, die mit Noah's Fluch ihre Greuel beschönigen wollen! Aber das sollen wir nicht vergessen, die Negervölker sind von Natur nicht den andern Völkern gleich, es sind unselbstständige Völker, roher als die anderen, und müssen darum auf dem Wege des Dienens erst erzogen werden. Es ist Gottes Plan, auf solchem Wege die Kinder Ham's zu erziehen; ihr Dienst soll ihnen eine Schule werden, in der sie lernen sollen für Zeit und Ewigkeit!

Lasset uns nur weiter hören, was Noah von seinen anderen Söhnen zu sagen hat. Wer sind sie denn, denen Ham's Kinder dienen sollen?

Zunächst ist es der zweitälteste Sohn, zu dem Noah nun sich wendet, es ist Sem, von dem es weiter heißt: Gelobet sei Gott, der HErr Sem's! So segnet Noah den Sem, indem er den HErrn lobpreist; sein Segen steht darin, daß er verwunderungsvoll über Alles, was er im Geiste schaut, in Lob und Dank ausbricht. Denn er schaut Eins, mit dem Alles gesagt ist: der HErr ist Sem's Gott. Sem ist es, den der HErr erwählt zu seinem Eigenthum, ihm neigt Er sich zu, bei ihm kehrt Er ein, um Wohnung auf Erden zu machen; Sem ist der Erwählte, dem Alles zugehört, ihm gehört die Verheißung, ihm wird das Heil gegeben, er ist der Träger aller Güter und Gaben

Gottes an die Welt. Ist der HErr Sem's Gott, was kann es für ihn noch eine größere Verheißung geben?

Und ist es nicht, wie Noah geweissagt, auch wirklich in Erfüllung gegangen? Kaum waren etliche Jahrhunderte vorüber, so sehen wir aus Sem's Geschlecht Abraham hervorgehen, den Ahnherrn des Volkes Gottes, den Stammvater des heiligen Volkes der Verheißung, und ihr wißt ja, wie von ihm die Verheißung übergeht auf Isaak und von Isaak auf Jakob und von Jakob auf Juda und von Juda auf David's Haus und aus David's Haus kommt her JEsus Christus, der da ist der Sohn des lebendigen Gottes, und ist in Ihm nicht Gott eingekehrt bei Sem? ist Er damit nicht wirklich Sem's Gott geworden? Und wie der Heiland selber, kommt nicht ebenso auch das Wort vom Heiland ganz und gar von den Juden? Wer war denn Mose und Josua und Samuel, wer war denn Jesaja und Jeremia und alle Propheten? wer war denn Matthäus und Johannes, wer war Petrus und Paulus? wer waren denn alle Gottesmänner, die die Schrift uns gegeben haben? Waren's nicht Juden, also Sem's Kinder? Kommt nicht, was wir an Gottesoffenbarung haben, kommen nicht alle Heilsgüter und Heilssegnungen her von den Juden? Und seht hinaus in die Zukunft, wie Vieles ist noch rückständig, wie viel wird nach dem Wort der Weissagung dereinst noch erfüllt werden, und immer wird's wahr werden: das Heil kommt von den Juden; immer wird's in Erfüllung gehen: Gelobet sei Gott, der HErr Sem's!

Und, setzt Noah hinzu: und Kanaan sei sein Knecht! und ich meine, an Sem's Segen werdet ihr den Fluch über Ham, von dem vorhin die Rede gewesen, erst recht verstehen. Ja wohl, dienen soll Ham, er muß unterthan sein und zwar unterthan mit Furcht und Zittern; aber wem soll er denn dienen? Er soll dem Erwählten des HErrn dienen, dem gesegneten Sem. Mag sein, daß solcher Dienst mißbraucht wird, mag sein, daß

viel Härte und Grausamkeit dabei sich findet; viel größer als der Fluch ist doch der Segen, denn dem Gesegneten des HErrn dienen ist doch nicht umsonst. Der HErr ist bei Sem eingekehrt, muß davon nicht auch Sem's Knecht Ham Etwas haben? wird er nicht bei Sem den HErrn kennen lernen, wird er hier nicht den HErrn finden und sein genießen? wird er nicht auf dem Wege der Dienstbarkeit dereinst auch zum Gesegneten des HErrn werden? Ich brauche euch wohl nicht erst zu deuten, wie all das in Erfüllung gegangen ist. Als Kanaaniter in Israel's Lande wohnten als die ärmsten Handlanger am Heiligthum, sind sie nicht bei Sem zum Segen des HErrn gekommen? Und als die Kinder Israel in Aegypten wohnten mitten unter den Kindern Ham's, haben sie nicht einen Segen zurückgelassen auf lange hinaus? Und als die Juden zerstreut wurden in alle Welt, als sie weit hinein auch nach Afrika kamen, haben nicht auch Ham's Kinder auf solchem Wege des HErrn Wort und Verheißung gelernt? Und als die Apostel hinaus zogen in alle Lande, als die Christen das Evangelium weithin verkündigten, haben nicht auch die armen Neger die Botschaft vom Heiland der Sünder vernommen und sind also durch die Kinder Sem's Erben geworden der Verheißung? Und so oft heutzutage Missionare hinausziehen unter die Heidenvölker, so oft Gottesboten auch nach Afrika kommen und den Heiland der Welt den armen Schwarzen dort predigen, werden nicht Ham's Kinder bei Sem die Gesegneten des HErrn? geht nicht immer noch Noah's Segen in Erfüllung?

Und nun hört erst noch, was Noah seinem ältesten Sohne, dem Japhet, zu sagen hat! Gott breite Japhet aus — beginnt nun Noah, er hat ja noch einen Sohn, der auch seines Segens harrt. Japhet heißt zu Deutsch der Ausbreiter; diesen Ausbreiter, wünscht Noah segnend, wolle Gott auch wirklich ausbreiten, und wie könnte man Japhet's Kinder besser bezeichnen,

als mit solchem Segenswort? Ihr wißt, Ham's Kinder sind die Südvölker, wie wir sie vornehmlich in Afrika finden; Sem ist der Erbe des geheiligten Namens, das Volk der Offenbarung, das zunächst nur wenig sich ausgebreitet. Japhet dagegen ist der Ahnherr der Völker, die weithin sich ausgebreitet, sie haben Asien erfüllt, sie haben unsern Erdtheil Europa bevölkert, von Land zu Land sind sie ausgezogen, Japhet's Kinder haben alle Lande weithin bevölkert. Und nicht blos äußerlich haben sie die Welt in Besitz genommen, sie haben auch geistig, so weit Menschenkraft es vermag, sie erobert. Wie viel und vielerlei haben sie erfunden, was für Künste und Wissenschaften sind aus ihrer Mitte hervorgegangen, wie haben sie Handel und Gewerbe getrieben, wie haben sie das irdische Leben verschönert und was zum irdischen Fortkommen gehört ausgebildet! Man kann sagen, aller Fortschritt unserer Zeit in den Dingen dieser Welt ist ein Werk der Kinder Japhet's, ist eine Erfüllung vom Segen Noah's!

Aber das Beste kommt nun erst noch. Denn so fährt ja Noah fort: G o t t l a s s e i h n w o h n e n i n d e n H ü t t e n S e m's! Das heißt zunächst, Japhet wird in Sem's Hütten Etwas mitbringen, der Erwerb und Gewinn seiner Wanderungen soll auch seinem Bruder zu Gute kommen. Seine Bildung, seine Kunst und Wissenschaft, sein Handel und Wandel und was er sonst errungen, es ist eine Mitgift, die er bei seinem Eintritt in des Bruders Hütten demselben mitbringen wird. Aber das ist doch nur das Eine. Denn Japhet soll nicht blos Etwas mitbringen, er wird dort in Sem's Hütten auch Etwas finden: das ist der HErr, der Gott Sem's, der dort Wohnung gemacht hat. Japhet's Kinder, die an irdischen Dingen viel gewonnen, sollen das Allerbeste nun erst noch finden, den HErrn ihren Gott. Und wie herrlich ist solche Weissagung Noah's in Erfüllung gegangen! Als Paulus der Apostel nach Europa kam, als er Macedonien und Griechenland durchzog mit der Botschaft von Christo, da

durfte Japhet hinfort auch wohnen in Sem's Hütten; und als Missionare mit dem Wort von Christo hinauszogen in deutsche Lande und unsern heidnischen Vorfahren den HErrn und sein Heil verkündigten, da durfte abermal Japhet in Sem's Hütten wohnen; und wenn heutzutage Missionare hinausziehen in ferne Heidenlande, wenn Missionare draußen das Evangelium verkündigen und laden die Völker ein zu dem, der nach dem Fleisch herkommt von den Juden, so kommt Japhet zu wohnen in den Hütten Sem's.

Und wie heißt es zuletzt noch? Und Kanaan sei sein Knecht — und jetzt verstehen wir Noah's Wort erst recht. Erst dient Ham dem Sem und findet dort das Heil, auch Mohrenland darf seine Hände ausstrecken zum HErrn; aber auch dem Japhet soll Ham dienen und findet dort bei ihm, was Japhet errungen, er lernt was zu den Dingen dieses Lebens gehört, er soll auch an weltlicher Bildung und Gesittung, an Kunst und Fertigkeit nicht hintanstehen. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß all das erst dann ein Segen wird, wenn Ham zuvor was zum Heile noth thut bei Sem gefunden. Dann muß in Christo auch der Fluch zu lauter Segen werden.

So lasset uns Gott danken, daß Er auch uns, die wir Japhet's Kinder sind, hat wohnen lassen in den Hütten Sem's, daß Er das Evangelium von JEsu Christo uns hat zu Theil werden lassen; aber lasset uns auch mithelfen, daß immer mehr Kinder Japhet's, und nicht blos diese, sondern auch die noch ärmeren Kinder Ham's wohnen dürfen in den Hütten Sem's, auf daß immer mehr Völker den Segen finden, der da bereitet ist in JEsu Christo unserm HErrn! Amen.

3. Die Mission in Ostindien.

Jes. 55, 11:

So spricht der HErr: Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende.

Das Wort des HErrn, das wir heute vor uns haben, ist eine Verheißung von der Wundermacht des göttlichen Wortes. Es soll nicht umsonst sein, wenn Gott der HErr redet, Er selbst der HErr ist mit seinem Worte, und wo immer sein Wort geht, da geht der HErr mit und wirkt in und mit seinem Wort, und was sollte solch einem Gotteswort unmöglich sein? muß solch ein Wort nicht ausrichten, was Gott der HErr haben will? Wohl dem Lande, da des HErrn Wort einzieht: der Einzug des göttlichen Wortes verbürgt auch den Sieg dieses Wortes!

Wie mancherlei Beweise wären dafür aus der Missionsgeschichte anzuführen; aber ich wüßte kaum einen schlagenderen aus unserm Jahrhundert, als das Missionsgebiet, auf das wie kaum auf ein anderes die Augen der ganzen Christenheit gerichtet sind — Ostindien. Ihr kennt Alle jenes ungeheure Land Asien's, ihr wißt was für eine furchtbare Macht Satans dort sich findet, man hat es oft genug eine der gewaltigsten Satansburgen genannt, und doch wie viel ist bereits durch die schlichte Predigt des göttlichen Wortes geschehen, — diese Satansburg ist unter dem Wort armer Missionare bereits in ihren Grundvesten erschüttert.

Davon war bereits mehrfach die Rede unter uns, wir haben schon Verschiedenes aus der Missionsgeschichte Ostindien's gehört; aber ich denke, es wird euch recht sein, wenn wir einmal die Missionsarbeit dieses wichtigsten aller Missionsgebiete im Allgemeinen ins Auge fassen, wenn wir hören von den Hindernissen und Schwierigkeiten der Mission in Ostindien, wenn wir die Mittel der Missionsarbeit in jenen Landen erwägen, wenn wir die Erfolge solcher Arbeit einmal ein wenig näher kennen lernen. Die Missionsarbeit in Ostindien sei demnach der Gegenstand unsrer heutigen Missionsbetrachtung!

Wer von Ostindien auch nur einmal gehört hat, der weiß, was für ein heißes Land es ist. Wenn wir in Deutschland in unsern Häusern eine Hitze von 25 Graden haben, meinen wir schon, das sei unerträglich; in Ostindien erreicht die Hitze in den Häusern 40, ja wohl gar 45 Grade. Da verstehen wir's, wenn das Siegellack im Kasten schmilzt, weshalb kein Brief, der von uns aus dorthin abgeht, mit Siegellack verschlossen werden darf. Wir verstehen es, wenn kein Missionar ohne die allergrößte Vorsicht Mittags das Haus verlassen darf; er würde vom Sonnenstich getroffen todt niederstürzen. Kein Wunder darum, wenn ein Missionar in Ostindien mehr Bedürfnisse hat als vielleicht sonst irgend ein anderer Missionar. Es ist überall nicht räthlich, daß ein Missionar sich seinen Unterhalt selbst verdient, denn wer will zwei Herren dienen können, ohne es mit dem einen zu verderben; aber in Ostindien ist es rein unmöglich, der Missionar kann schlechterdings nicht sich unterhalten. Und wie Manches bedarf er um dieser Gluthhitze willen, was in andern Landen unnöthig ist. Er bedarf einen Wagen zum Fahren oder Tragen, denn viel gehen ist sein gewisser Tod; er bedarf verschiedene Diener oder Taglöhner, die allerlei Dienste ihm thun, denn er selbst kann und darf sie nicht thun. Das Alles kommt dem Unerfahrenen wie Uebermuth und Verschwendung vor, und ist

doch nothwendig: ein Land, wo der Europäer einen guten Theil des Jahres hindurch vor einem glühenden Backofen zu stehen meint, macht eben andere Ansprüche als andere Länder.

Ein zweites Hinderniß für die Missionsarbeit in Ostindien ist die Sprache des Volkes. Wer noch niemals eine fremde Sprache gelernt, hat davon freilich noch keine Ahnung; wer einmal eine oder etliche fremde Sprachen sich angeeignet, weiß eher davon zu reden. Wie viel Zeit und Mühe gehört dazu, auch nur Eine Sprache Europa's zu verstehen oder gar zu sprechen. Und doch ist all das noch eine Kleinigkeit gegen die Sprachen Ostindien's. Sechs Sprachen Europa's lernt Eins leichter als eine einzige Sprache des Morgenlandes. Es ist, wie wenn man in eine ganz neue unbekannte Welt hineintritt. Wie viel Gegenstände gibt es, für die die Sprachen Ostindien's gar kein Wort haben; wie viele gibt es, wofür Worte da sind, aber sie haben dort einen ganz anderen Sinn; wie viele gibt es, dabei der Heide nur seine heidnischen Vorstellungen hat. Dazu kommt, daß die Völker Ostindien's überaus überschwänglich sind und Nichts schlicht und einfach sagen können, so daß der Missionar mit seiner Verkündigung matt und kraftlos erscheint. Wenn wir sagen, daß Eins geweint, heißt es dort, es habe einen ganzen Strom von Eisen geweint, und wenn Eins bei uns sagen will, es hoffe auf Erfüllung seiner Bitte, so sagt der Hindu, die Rose des Wunsches blühe im Garten seiner Hoffnung. Solch verwöhnte Ohren mag freilich die prunklose Predigt des Evangeliums aus dem Munde eines Fremdlinges wenig fesseln.

Aber das sind nur erst die untergeordneten Schwierigkeiten, die der Missionsarbeit in Ostindien sich entgegenstellen, es gibt noch andere Hindernisse, die viel tiefer gehen — eins der gewaltigsten ist das Kastenwesen. Die Kasten sind in Ostindien etwa das, was wir Stände nennen, nur freilich nicht als gottgeordnete Berufsarbeiten, da Eins dem Andern dient mit der anvertrauten

Gabe, — die Kasten sind Geschlechter, d. h. es sind angeborne Unterschiede, da Eins das Andere von sich ausschließt. Keine Kaste hat mit der andern zu thun, jede Annäherung und Berührung mit einer andern Kaste verunreinigt. Keine Kaste kümmert sich um die andere, eine tiefe Verachtung scheidet Alles von einander, das ganze Volk ist zerspalten und zerrissen. Ein Würmlein zertreten gilt für Sünde, aber ein Glied einer andern Kaste läßt Jedes verschmachten, und wer des Andern sich annehmen wollte, würde als ein ehrloser Mensch ausgestoßen werden. Und nun denkt euch einen Missionar, der mitten unter diese Völker, deren Abgott ihre Kaste ist, hineintritt! Der Mann gilt, weil er ein Fremdling ist, für einen Unreinen, und wer mit ihm zu thun hat, der hat es mit einem Verpesteten zu thun! Aus den Händen eines Missionars ein Buch nehmen verunreinigt, selbst der Hauch des Fremdlings macht unrein; wenn er predigt, verhüllen Viele Mund und Nase, um durch seinen Hauch nicht unrein zu werden. Wer sollte solch einem Fremdling Zutritt in sein Haus eröffnen? wer sollte mit ihm in näheren Verkehr treten? Und wenn es doch ein Eingeborner wagt, wenn er gar sich unterrichten und taufen läßt und bekennt sich zum Christenthum, so wird er als ehrlos von seiner ganzen Kaste ausgestoßen, Frau und Kinder verachten und verstoßen ihn, seine ganze Familie betrachtet ihn als einen Todten, all sein Hab und Gut wird ihm genommen. Wer ein Christ werden will, muß Alles, gar Alles hingeben. Ihr könnt euch denken, was für ein furchtbares Hinderniß allein dies Kastenwesen für alle Missionsarbeit in Ostindien ist.

Dazu nehmt weiter die Stellung des weiblichen Geschlechtes in jenen Landen, wo das Weib jeder Ausbildung ebenso unwürdig als unfähig gilt — des Weibes Schmuck, heißt es dort allgemein, ist die Dummheit; nehmt ferner die natürliche Trägheit der Eingebornen, bei denen es allgemein heißt, daß es besser ist sitzen

als gehen, besser schlafen als wachen, das Beste aber ist der Tod; nehmt die Stumpfheit, die Alles gehen läßt wie es geht, die da meint, so ist es nun einmal und anders kann es nicht sein; nehmt die tiefe Versunkenheit und Lasterhaftigkeit und dabei doch die hochmüthige Ueberschätzung des Eigenen und Verachtung alles Fremden — und ihr werdet ein wenig ahnen, was für ungeheure Schwierigkeiten der Missionsarbeit in Ostindien entgegenstehen.

Da fragen wir doch billig, wie ist's möglich, all diesen Schwierigkeiten mit Erfolg entgegenzuarbeiten? was sind die Mittel, um gleichwohl dem Christenthum in jenen Landen Eingang zu verschaffen?

Unser Text sagt es uns — das einzige Mittel, um Etwas auszurichten, ist Gottes Wort. Des HErrn Wort thut Alles, und des HErrn Wort thut Alles allein. So sagt ja auch Christus der HErr, wie Er seine Jünger aussendet: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Creatur. Des HErrn Wort allein hat die Verheißung, und wer andere Mittel und Wege meint ausfindig machen zu können, der ist ein Thor und will klüger sein als unser HErr. Das einzige Mittel, um Ostindien dem Christenthum trotz all der furchtbaren Bollwerke, die diese Satansburg umgeben, zugänglich zu machen, ist des HErrn Wort.

Daraus folgt, daß tüchtige Missionare für Ostindien noth sind. Das ist für alle Heidenlande das Wichtigste, aber kein Land bedarf deren so dringend als Ostindien — das braucht zum Missionsdienst wohl die tüchtigsten Leute. Je größer dort die Schwierigkeiten sind, desto tüchtigere Leute sind noth, — d. h. Leute sind noth, die vor Allem den rechten entschiedenen Glauben und im Glauben die rechte durchgebildete Charakterfestigkeit haben, die ebenso muthig als demüthig, ebenso fest und entschieden als friedfertig und nachgiebig sind, die aber nicht minder auch die nöthigen Kenntnisse haben, die ebenso mit der

Sprache des Landes als mit den Sitten und Gebräuchen des Volkes bekannt sind, und die mit all diesen Kenntnissen immer auch die nöthige Gewandtheit des Geistes verbinden. Es gibt manches Heidenland, wo auch Nothhelfer, die nur das Allergeringste mitbringen, am Platze sind, und wie viel Gutes haben da und dort schon solche Nothhelfer gewirkt; aber in Ostindien bedarf man Missionare, die durchgebildete Christen, durchgebildete Männer, rechte Gottesmänner sind. Es hat einmal Jemand gesagt: Gerade die besten und tüchtigsten Pfarrer sind für Ostindien gerade noch gut genug! Solche Männer aber sind eine Gottesgabe, die erbeten sein will, und wer für Ostindien fleißig darum betet, thut für diese armen Heidenlande viel Gutes.

Aber lasset uns ein wenig näher zusehen, wie solche Missionare zu arbeiten haben; wir werden daraus am besten die Mittel kennen lernen, wie Ostindien dem Wort des HErrn zugänglich gemacht wird.

Das erste Mittel ist natürlich die Predigt des göttlichen Wortes — freilich nicht die Predigt in der Kirche vor einer ruhigen aufmerksamen Versammlung, sondern der Missionar muß hinaus auf die Straßen oder auf den Markt oder auf andere belebte Plätze. Dort beginnt er zu reden zu den Leuten, die sich einfinden, und kaum hat er begonnen, so erheben sich Einwürfe und Gegenreden, ein Jeder bringt seine Sachen vor, und es gilt Schlag auf Schlag Red und Antwort stehen. Wird ein Missionar Unmuths oder zornig über recht viele thörichte Einreden, so spotten die Heiden: Macht eure Religion euch zu so zornigen Menschen? Bleibt er kalt, so werden sie müde und sagen: Warum hört ihr dem Menschen zu? er verführt euch! Da gilt es Geduld und Gelassenheit, Muth und Geistesgegenwart beweisen, wenn Etwas ausgerichtet werden soll.

Ein zweites Mittel, das Missionare haben, sind Schriften aller Art — kleine Flugschriften, größere Schriften, einzelne

Theile der heiligen Schrift, ganze Bibeln. All diese Schriften sind bereits in den verschiedensten Sprachen vorhanden, und die Missionare theilen sie aus, wo sie Gelegenheit finden. In viele Hände und Häuser, wohin kein Missionar noch hat kommen können, sind diese Schriften gekommen und haben viel Gutes gewirkt. Freilich ist gar manche Mühe und Arbeit dabei vergeblich gewesen, aber der Missionar darf doch nicht stille stehen; wie sollte er z. B. nur an Frauen auf anderem Wege kommen? Dem Missionar ist ja das Haus verschlossen; wie froh ist er um solche Schriften, die den Weg auch in das verschlossene Haus finden.

Ein drittes Mittel zur Ausbreitung des Christenthums ist die Schule. In Ostindien gibt es Heidenschulen, wo manche nützliche Kenntnisse mitgetheilt werden. Es gibt aber auch Christenschulen, wo Gottes Wort die Grundlage alles Unterrichtes ist. Es gibt sonderlich Waisenschulen, wo arme verlassene Kinder aufgenommen und erzogen und unterrichtet werden. Das Alles ist eine gute Aussaat für die Zukunft, die dereinst gewiß noch gute Früchte tragen wird.

Ein Hauptaugenmerk aller Missionare sind endlich auch noch eingeborne Gehülfen. Wo ein Missionar einen tüchtigen Menschen findet, der neben dem rechten Glauben die nöthigen Fähigkeiten an Leib und Geist hat, sucht er denselben zu einem Prediger oder Lehrer heranzubilden, und es läßt sich denken, was für eine Wirksamkeit solch ein Eingeborner unter seinem Volke hat. Wie anders versteht ein solcher die Sprache, wie viel näher steht er seinem Volke! Es ist die Arbeit und Hoffnung aller Missionare, einen tüchtigen Lehrstand aus der Mitte des Volkes selbst heranzubilden.

Und was sind nun die Erfolge, die die Missionsarbeit in Ostindien bereits gehabt hat? Davon lasset uns schließlich noch Etwas vernehmen.

Ostindien ist ein Land von mehr denn 120 Millionen Menschen, und von diesen 120 Millionen sind gegenwärtig etwas mehr denn 120 tausend Christen, und wer da weiß, was zumal in Ostindien dazu gehört, bis Eins ein Christ wird, der wird gewiß solchen Erfolg nicht verachten. Aber dieser Erfolg ist doch nur das, was man äußerlich sieht, die Mission in Ostindien hat noch ganz andere Erfolge gehabt. Ostindien ist gegenwärtig dem Missionar kein verschlossenes Land mehr, das ganze ungeheure Land steht ihm offen, von einem Ende des Landes bis zum andern darf er ungehindert ziehen. Gegenwärtig arbeiten in Ostindien Missionare aus den verschiedensten Christenländern, man zählt etwa 4—500 Missionare, ihnen zur Seite stehen 7—800 eingeborne Lehrer und Gehülfen, 14—1500 Schulen stehen unter ihrer Leitung. Das Alles kann doch nicht umsonst sein, das muß doch seine Frucht bringen, — Gottes Wort ist doch vorhanden und geht im Lande und geht immer weiter. Wie sollte all das nicht noch mehr Erfolg haben, als man mit Zahlen getaufter Christen nachweisen kann?

Die heidnische Religion hat in Ostindien bereits eine mächtige Erschütterung erlitten. Die Götzenfeste werden nicht mehr so zahlreich besucht, die Gaben an Tempel und Priester werden kärglicher, selten werden neue Tempel erbaut, alte Tempel sieht man vielfach verfallen. Die Heiden selbst spüren es, daß ihr Götterglaube Nichts taugt. Zwar Unzählige werden darum noch keine Christen, aber sie fangen an die abergläubischen Thorheiten und Greuel ihrer Religion einzusehen, sie schämen sich ihres bisherigen Glaubens und suchen nun Alles sich ein wenig zurechtzulegen und umzudeuten, ob nicht ihre alte Religion sich doch noch halten lasse. Dabei sind freilich gar Manche auf Abwege gekommen, gar Manches hat schon darüber an Allem verzweifelt und gespottet: was ist Wahrheit? aber gar Manches hat sich auch dem Christenthum zugewendet und sein Heil im

Glauben gefunden. In Ostindien gährt es, von einem Ende des Landes bis zum andern geht eine Ahnung, daß eine neue Zeit im Anbruch ist, daß der alte Heidenglaube die Zukunft nicht für sich hat.

Das was immer mehr sich Bahn bricht, ist das Christenthum. Nicht als wenn alles Volk sich dem Christenthum bereits zuwendete, aber das Christenthum ist bereits eine Macht geworden. Man redet davon, man hört und fragt darnach, man verhandelt darüber, man spürt, daß Etwas daran sei. Das Christenthum ist bereits ein Licht, das nicht mehr unter dem Scheffel steht. Gar Viele spüren es, dem Christenthum gehöre die Zukunft. Ein Götzenpriester hat einmal gesagt: Zwei Dinge sind mir gewiß, nur das dritte ist noch zweifelhaft; gewiß ist, daß ich kein Christ werde, gewiß ist ebenso, daß mein Enkel ein Christ werden wird, ungewiß ist nur das Eine, was mein Sohn thun wird. Und andere Götzenpriester sagen: Es ist geweissagt, daß eine Zeit kommen wird, wo alle Gewalt aus den Händen der Priester genommen wird, und ach, diese Zeit ist da! Und abermal ist geweissagt, daß eine Religion von Westen her kommen wird, vor der alle andern Religionen verschwinden werden, und ach die Zeit ist gekommen! Und im Jahr 1845 hat eine heidnische Zeitung Ostindien's gesagt: Die Hindus werden nicht im Stande sein, den Abfall vom alten Glauben zu verhindern, darum sollten sie der Zeit wahrnehmen und in ihr Schicksal sich ergeben: die christliche Religion muß siegen! So sagen Heiden, und ein Christ hat gesagt: Wenn die nächsten 10 Jahre in gleichem Verhältnisse gesegnet sind, wie die letzten 10 Jahre, so dürfte eine halbe Million für das Evangelium gewonnen werden, und am Schluß einer gleichen Zeit mit der, die seit dem Beginn der evangelischen Missionsarbeit verflossen ist, dürfte die ganze Bevölkerung Ostindien's dem Christenthum zugefallen sein.

Solche Wunder hat des HErrn Wort gethan, und des HErrn Wort wird's auch fernerhin thun und Alles zum völligen Siege hinausführen. Lasset uns nur Gott bitten, daß dies wundersame Gotteswort je mehr und mehr laufe und wachse auch in Ostindien wie in allen Heidenlanden, durch JEsum Christum, der da sei hochgelobet in Ewigkeit! Amen.

4. Bartholomäus Ziegenbalg.

Matth. 10, 16:
So spricht der HErr: Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben.

Das Wort des HErrn, das wir heute vor uns haben, ist ein Abschiedswort, der HErr sendet damit seine Jünger hinaus in die Welt. Er sagt ihnen, was für Gefahren ihrer warten, es werde sein, wie wenn ein paar Schäflein mitten unter einen Haufen reißender Wölfe hineingerathen; aber Er sagt ihnen auch, wie sie durch all diese Gefahren durchkommen könnten, Er fordert zwei Stücke von ihnen, Schlangenklugheit und Taubeneinfalt. So sagt der HErr zu seinen Aposteln, so sagt der HErr auch noch heutzutage zu all seinen Jüngern. Die Gefahren, die damals der HErr angekündigt, sind immer noch vorhanden; so gibt es auch heutzutage, um durchzukommen, kein besseres Mittel als Schlangenklugheit und Taubeneinfalt. Das verbürgt uns der HErr mit seinem eigenen Wort, das verbürgt uns das Beispiel aller treuen Diener des HErrn, das Beispiel aller ernsten rechtschaffenen Christen, und es wird uns Allen gut und heilsam sein, wenn wir das Exempel eines Mannes uns vor Augen stellen, der wie wenige es verstanden hat, unter den größten Gefahren Schlangenklugheit und Taubeneinfalt zu verbinden. Darum möchte ich euch hineinführen in die Missionsgeschichte des vorigen

Jahrhunderts und euch einen Missionar vor Augen stellen, der in deutschen Landen das Missionswerk unter viel Spott und Hohn zuerst wieder zu Ehren gebracht und den Grund gelegt zur ersten Mission unserer Kirche in dem allerwichtigsten Gebiet des Missionsfeldes, dahin heutzutage die Augen der ganzen Christenheit gerichtet sind, in Ostindien — der Mann heißt Bartholomäus Ziegenbalg. Vielleicht ist euch der Name bisher unbekannt geblieben, aber ich hoffe, er wird euch hinfort lieb und werth werden, und Gott der HErr wolle die Betrachtung seines Lebens an uns Allen gesegnet sein lassen!

Wer einen Mann recht kennen lernen will, muß vor Allem seine Jugendzeit ins Auge fassen; da wird der Grund gelegt für das ganze Leben. Das zeigt sich auch bei Bartholomäus Ziegenbalg. Man kann sagen, seine ganze Jugendgeschichte war auf das, was er wirklich geworden ist, recht absichtlich angelegt.

Er war ein Kind frommer Eltern in Sachsen, geboren im Jahr 1683, und obwohl frühzeitig verwaist, hatte er doch den Eindruck tiefen christlichen Ernstes von denselben empfangen. Sein Vater hatte sich bereits bei Lebzeiten seinen Sarg zimmern und aufstellen lassen; einst lag er krank darnieder, da brach Feuer aus, man suchte den Kranken zu retten und legte ihn deshalb in den Sarg hinein — noch im Sarge gab er den Geist auf. Die Mutter war nun Wittwe, sie hatte die Kinder allein zu versorgen, aber auch sie sollte dem Vater bald nachfolgen. Auf dem Sterbebette versammelte sie ihre Kinder um sich und wies sie hin auf einen Schatz, den sie ihnen hinterlasse, — sie meinte ihre Hausbibel, in der sich kein Blatt finde, das nicht von ihren Thränen befeuchtet worden. Das waren die beiden Erinnerungen, die dem Kinde von seinen Eltern unauslöschlich eingeprägt blieben. Kein Wunder, wenn ein Kind solcher Eltern ein frommes Kind wurde, wenn ein Verlangen dem HErrn zu dienen schon seine frühste Jugend erfüllte; kein Wunder, wenn

das Kind oft in das Freie ging, sich dort zum Gebet niederwarf und um Weisheit flehte.

Bald kam der Knabe zur Schule, früh kam er auch auf gelehrte Schulen; er war ein fleißiger Schüler, er war aber auch ein frommer Schüler. Seine Mitschüler verhöhnten ihn wegen seiner frommen Lebensart, manchmal dünkte es ihm unerträglich. Da fand er an einem reiferen Mitschüler zu rechter Zeit einen Beistand, denn dieser lehrte ihn, getrost Alles über sich ergehen zu lassen. Aber es kamen noch andere Anfechtungen. Als er die Schrift kennen lernte, gingen ihm die Augen auf über sein eigenes Verderben wie über das Verderben der Christenheit, und er hielt sich unwürdig und unfähig zu einem Diener des HErrn, er verzagte an seinem Beruf, fast ein Jahr lang hatte er mit tiefer Schwermuth zu kämpfen. Da half ihm Gott zum Glauben, und er genas von seiner Anfechtung. Schon hatte er etwas Tüchtiges gelernt, da kam eine neue Prüfung über ihn. Er erkrankte, ein Unterleibsleiden begann, und schon meinte er seinen Beruf ändern zu müssen, er wollte dem Ackerbau sich widmen; aber seine Freunde wußten ihn vor einem vorschnellen Entschluß zu bewahren und seine Bedenken zu heben. Er sollte ein Ackermann werden, aber ein geistlicher, und ein Ackermann ist er geworden, wenn auch unter Thränen, doch ein reich gesegneter Säemann, der auch mit Freuden ernten durfte.

Es war im März des Jahres 1705, da erschien bei dem frommen Dänenkönig Friedrich IV. eine Wittwe, deren Mann in der ostindischen Stadt Trankebar, die dem Dänenkönig gehörte, bei einem Ueberfall der heidnischen Umwohner sammt dem ältesten Sohne umgekommen war. Den König erfaßte tiefes Mitleid mit der betrübten Wittwe, aber nicht minder Mitleid mit seinen heidnischen Unterthanen, die in Unwissenheit also gethan, und er beschloß, den armen Heiden in Ostindien das Evangelium verkündigen zu lassen. Und als er sich nun umthat, um den rechten Mann

dafür zu finden, wies ihn jener Gottesmann zu Halle, von dem Segen weithin über die evangelische Kirche ausgegangen, — sein Name hieß August Hermann Franke — an Niemand anders als an unsern Bartholomäus Ziegenbalg, einen 22jährigen Jüngling, der kaum seine Studien noch völlig beendigt hatte, und doch wen konnte man besser empfehlen als ihn, den Gott der HErr zum Missionar sich ganz eigens erzogen hatte? Und nach einigem Widerstreben willigte Ziegenbalg ein; er war bereit, mit einem Begleiter, den er in dem Mecklenburger Heinrich Plütschau gefunden, nach Ostindien zu gehen.

Das war in damaliger Zeit noch ein ganz anderer Entschluß als heutzutage. Von Mission wußte man noch Nichts, die Missionssache sollte erst wieder aufkommen, verächtlich oder gar spottend sah Alles auf solch ein Unternehmen hin. Eine Hochschule nannte die beiden Missionare, die nach Ostindien ziehen wollten, Schwärmer und unberufene Apostel, sonst galten sie für Narren, und wo man gelinder war, bewies man ihnen wenigstens die Vergeblichkeit und Unfruchtbarkeit ihres Vorhabens. Aber Ziegenbalg ließ sich nicht irre machen, sein HErr und dessen Gebot stand ihm vor Augen, und er sagte sich und wiederholte es nachher noch öfter, es müsse genügen, wenn auch nur Eines Heiden Seele dadurch gerettet würde.

Am 29. November 1705 segelte Ziegenbalg mit seinem Begleiter Plütschau nach Ostindien ab, sieben Monate brachten sie auf dem Wasser zu und erfuhren dabei viel Stürme und Gefahren, aber immer auch zur rechten Zeit die Durchhülfe Gottes. Es war eine glückliche gesegnete Reise. Nach einer 7monatlichen Reise kamen sie wohlbehalten in Trankebar an. Das war eine Stadt in Ostindien, die die Dänen im Jahr 1620 des Handels halber käuflich erworben hatten; sie versahen die Stadt mit Burg und Mauern, etwa 27 Dörfer der Nachbarschaft wurden mit hereingezogen, und so bildete sich mitten im Heidenlande ein

dänisches Besitzthum. Es war ein wunderliches Reich. Der König von Dänemark, ein evangelischer Christ, war der Oberherr, in seinem Namen regierte ein Statthalter, dem Namen nach auch ein Christ, die Macht hatten dänische Handelsherren, dem Namen nach gleichfalls Christen, und die sonstige Bevölkerung der Stadt war ein Gemisch aus allerlei Volks und Religionen, — Christen, Muhamedaner, Heiden bunt durcheinander.

Man sollte meinen, unter solchen Verhältnissen sei eine Missionsarbeit keine allzu schwierige Arbeit gewesen; es standen doch Christen an der Spitze des ganzen Gebietes! Und gerade diese Christen waren es, die den beiden Missionaren sich am meisten entgegenstellten. Als Ziegenbalg ankam, kümmerte sich kein Mensch um ihn, und obwohl der König selbst sein Werk empfohlen hatte, konnte er gleichwohl kaum eine Wohnung finden. Alles kam ihm mit Mißtrauen entgegen. Was sollten Leute, denen das Christenthum ein äußerliches Gewohnheitswerk war, denen der Mammon Alles allein galt, um Missionare sich bekümmern? Die schwarzbraunen Tamulen — so hießen die Heiden in jenem Theile Ostindien's — hatten mehr Freude an den Fremdlingen. Noch ehe Ziegenbalg ein Wort mit ihnen reden konnte, machte schon seine Persönlichkeit einen guten Eindruck auf sie. Er war noch ein Jüngling und doch schon eine apostolische Persönlichkeit, voll Ernst und Milde, voll Feuereifer und doch voll Mäßigung und Besonnenheit, bei aller Klugheit doch die lauterste Einfalt!

Aber wie sollte nun Ziegenbalg sich den Heiden verständlich machen? Anfangs schien es, die Sprache der Portugiesen, die früher sämmtliche Seestädte Ostindien's inne gehabt, werde zu einem Verkehr mit den Heiden hinreichen; aber bald zeigte es sich, daß es unmöglich war, in einer fremden Sprache an das Herz zu reden, und so blieb denn nichts Anderes übrig, als das Tamulische, die dortige Landessprache, selbst zu lernen. Das ist

nun wohl schnell gesagt, aber nicht schnell auch gethan, und wer noch nie eine fremde Sprache gelernt, wer sonderlich noch keine morgenländische Sprache sich angeeignet hat, der hat noch keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Wie viel Mühe und Arbeit kostet es, bis Eins nur französisch oder englisch sprechen kann; wie viel Mühe kostet es, bis Eins lateinisch oder griechisch gründlich versteht; und nun erst eine morgenländische Sprache, und noch dazu in einer Zeit, wo von Wörterbüchern, Lehrbüchern und sonstigen Lehrmitteln dafür noch gar Nichts vorhanden war! Ziegenbalg mußte die Landessprache lernen und dabei alle Lehrmittel sich selber erst schaffen! Er fand einen eingebornen Schullehrer, den er durch eine Belohnung bewog, in seiner Wohnung seine Schule zu halten, und nun setzte sich Ziegenbalg mitten unter die Kinder auf die Erde und lernte nach dortiger Gewohnheit die Buchstaben in den Sand schreiben. So lernte er zuerst die Schriftzeichen. Darauf suchte er einen Eingebornen, bei dem er auch von der Sprache Etwas lernen konnte, und nun las er und fragte Wort für Wort, er legte sich Wörtersammlungen an und übte sich im Sprechen wo er konnte, und als acht Monate vorüber waren, hatte Ziegenbalg die Riesenarbeit vollendet: er konnte Tamulisch sprechen, und nun konnte die Missionsarbeit eigentlich erst recht ihren Anfang nehmen.

An Gottes Segen ist Alles gelegen — das wußte Ziegenbalg, darum war der Mittelpunkt, das innerste Heiligthum all seiner Arbeit die häusliche Betstunde, die täglich gehalten wurde, sowie eine zweite weitere Betstunde, zu welcher auch die anderen Hausgenossen und Freunde zugelassen wurden. Bald fanden sich allerlei Leute ein, es kamen Christen und wollten sich Raths erholen, es kamen Muhamedaner, es kamen auch Heiden — sie wollten Alle fragen und hören und lernen. Im Januar 1707 begann Ziegenbalg in tamulischer Sprache Kinderlehren in seinem

Hause, und wer da wollte, konnte Theil daran nehmen. Es währte nicht lange, so konnte er seinen Schülern Luther's kleinen Katechismus in der Landessprache in die Hand geben, Gebete und geistliche Lieder erklangen in derselben Sprache in der Schule, die alten evangelischen Sangweisen konnte man bald von den schwarzen Tamulen singen hören. Am 12. Mai 1707 wurden die ersten 5 Tamulen — es waren 5 arme Sklaven — getauft, und bis zum Ende des Jahres folgten noch 30 andere nach. Schon stand ein Kirchlein da, das Ziegenbalg erbaut hatte, ein dreifacher Predigtgottesdienst mit öffentlichen Kinderlehren war eingerichtet, in Stadt und Land zogen die Missionare mit der Predigt des Evangeliums umher, überall breiteten sie christliche Schriften aus, — des HErrn Werk ging vorwärts, und zwar nicht blos unter den Christen Trankebar's, sondern auch unter den Heiden, dem schwarzen Tamulenvolk.

Da konnte es auch an Schwierigkeiten und Hindernissen mancher Art nicht fehlen. Es war noch das geringere Hinderniß, wenn die versprochenen Geldsendungen aus der Heimath ausblieben, obwohl manchmal kaum ein Groschen mehr vorhanden war. Als Gehalt hatte Ziegenbalg 200 Thaler, und sonst hatte er Nichts, und wie oft wurde ihm das nicht rechtzeitig ausgezahlt; aber er hatte gelernt, daß Gott für uns sorgen will, und war gewiß, daß der HErr die Seinen nie will Mangel leiden lassen, und wußte, daß der HErr auch das Wenige für Viele segnen könne. So wurde auch sein Glaube niemals zu Schanden, zu rechter Zeit kam immer die Hülfe. Ein viel schlimmeres Hinderniß waren die vielen Namenchristen in Trankebar — Beamte, die nur ihren Launen folgten, Kaufherren, die keinen andern Gott als ihr Geld und Gut kannten, Seeleute, die Nichts wußten als Fluchen und Saufen und Unzucht. Was konnten solche Christen anders, als den Heiden das Christenthum verächtlich machen? Dazu kam noch, daß der dänische Statthalter

in Trankebar, Namens Hassius, von Anfang an gegen die Missionare war. Wo er konnte, plagte und drückte er sie, seine Verfolgungen gegen sie hörten nicht auf, und als Ziegenbalg einst für eine arme Wittwe bei ihm Fürbitte that, ließ ihn der Statthalter am 19. November 1708 sogar ins Gefängniß werfen. Es waren wohl Einflüsterungen einzelner angesehener Europäer, die von Bekehrungen der Eingebornen Nachtheile erwarteten, vielleicht auch katholische Ränke, die den Statthalter dazu bestimmten. Ziegenbalg durfte im Gefängniß nicht einmal seine Uebersetzung des neuen Testamentes, die er begonnen hatte, fortsetzen. Vier Monate war er im Gefängniß; sein Gehorsam gegen die Obrigkeit, seine unbestechliche Zeugentreue, vornehmlich seine rührende Versöhnlichkeit gewannen ihm zuletzt die Achtung seines Feindes, und er ließ ihn los. Mit Thränen des Dankes und der Freude begrüßten ihn seine Neubekehrten, er selbst hatte für Alles was ihm widerfahren war nur ein brünstiges Gebet.

Inzwischen hatte sich der Ruf Ziegenbalg's weithin verbreitet, und er fühlte sich gedrungen, auch den armen Heiden in der Ferne das Evangelium zu verkündigen. In der Nähe Trankebar's lebte ein Einsiedler, angeblich ein Nachkomme der Familie Muhamed's, die Anhänger desselben beteten ihn nahezu an. Da machte sich Ziegenbalg eines Tages auf, ihn zu besuchen. Er wurde angenommen, erhielt aber den Befehl, seine Schuhe auszuziehen, hier sei heiliges Land. Das mag wohl Gott geziemen, entgegnete Ziegenbalg, dem Mose zu gebieten, aber ihm nicht, am wenigsten zieme es sich für einen Priester Gottes, dem Muhamed eine solche Ehre zu erweisen, und ehe man es sich versah, saß er zur Seite des in Sammt und Gold gekleideten Heiligen. Dieser wollte sich rächen und legte dem Missionar wunderliche Fragen vor; aber ohne Zögern beantwortete ihm Ziegenbalg Alles und ging hierauf selber ins Fragen über, er fragte, was Heiligkeit sei und wie man ein Heiliger werden könne,

und der vermeintliche Heilige verstummt und muß sich nun den Weg zur Heiligkeit und Seligkeit predigen lassen. — Auf einer Reise in die entfernte Stadt Negapatam wird einmal der Missionar angehalten. Die Priester der Heiden zahlen keinen Zoll, wie vielmehr, schließt Ziegenbalg, muß ein Priester des wahren Gottes zollfrei reisen dürfen. Man erwiedert ihm, ein Verführer des Volkes sollte doppelt zahlen müssen, aber nachdem sie seine Predigt ausgehalten, lassen sie ihn dennoch frei passiren. — Ein ander Mal nähert er sich einem Haufen Heiden, die um einen Götzentempel versammelt sind, ohne sein Haupt zu entblößen; Alles stürmt auf ihn ein und fordert, daß er dem Gott die schuldige Ehrerbietung erweise. Ziegenbalg verwahrt sich feierlich gegen das Vorgeben, als sei dieser Götze Gott und verdiene irgend eine Ehrenbezeugung, und der Ausgang war Beschämung der Götzenpriester, und Zweifel auf Seite des Volkes. — Einst kam er in eine entlegene Stadt, die unter einem Muhamedanischen Oberen stand; kaum hatte er vor einer großen gespannten Versammlung seine Verkündigung begonnen, als schon Warnungen von der Obrigkeit eintrafen, die ihm Freiheit und Leben bedrohten; er aber beendigte erst ruhig seine Predigt und ging dann mitten durch Markt und Straßen, und Niemand wagte es, Hand an ihn zu legen. — Er war ein apostolischer Mann, und wo er erschien, gewann er Achtung und Ehrerbietung.

Acht Jahre hatte Ziegenbalg in Ostindien gearbeitet, da beschloß er nach Europa zu reisen, um durch seine persönliche Erscheinung die Widersacher zum Schweigen zu bringen und neue Hülfe und Freundschaft zu gewinnen. Im Oktober 1714 schiffte er sich ein, glücklich kam er in Europa an. Der dänische König setzte ihn mit dem Titel eines Propstes über die gesammte Mission in Ostindien, auch sonst fand er viel Anerkennung, von vielen Seiten wurde ihm Unterstützung zugesagt. Noch Eins fand er auf dieser Reise, das war eine Gemahlin, die seiner

würdig war, eine ehemalige Schülerin, die ihm gerne in das ferne fremde Land folgte. Im März 1716 finden wir ihn wieder auf dem Schiffe; am 10. August hießen ihn die Heiden, zu denen er sich zurückgesehnt, mit lauter Freude willkommen. Der frühere Statthalter war inzwischen abgerufen worden, der neue Namens Christian Brun war ein lebendiger Christ, ein inniger Freund der Mission. Wie Vieles war damit anders geworden! Im Oktober 1716 konnte Ziegenbalg eine Bildungsanstalt für eingeborne Lehrer eröffnen, das Jahr darauf durfte er eine neue große Kirche einweihen, das Werk des HErrn ging fröhlich vorwärts.

Aber bald sollte des HErrn treuer Diener mitten in voller Arbeit abgerufen werden. Ein Magenleiden, das ihn schon in der Heimath ergriffen hatte, bildete sich immer mehr aus, heftige Schmerzen hielten ihn im Bette, doch arbeitete er, wenn auch auf dem Schmerzenslager, an seiner Uebersetzung des alten Testamentes noch fort. Eine Stahlkur, die er gebrauchte, entkräftete ihn so, daß er sein Ende nahe fühlte. Seine Freunde stärkten ihn mit Trost aus Gottes Wort. Da griff er plötzlich nach seinen Augen und sagte: Wie ist's doch so hell, es ist als schiene mir die Sonne in die Augen. Darauf bat er, ihm das Lied: JEsus, meine Zuversicht, vorzusingen, und als das geschehen war, neigte er sein Haupt und verschied. Der Mann Gottes war 35 Jahre alt geworden, als er am 23. Februar 1719 zu seines HErrn Freude eingehen durfte. Er war ein Mann, wie es wenige gibt, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidete das Böse, voll Klugheit und doch voll lauterster Einfalt, ein Mann Gottes vom Scheitel bis zur Fußsohle — den Jahren nach sehr jung und doch stark in dem HErrn und in der Macht seiner Stärke. Sein Gedächtniß bleibe unter uns gesegnet allezeit! Amen.

5. Christian Friedrich Schwartz.

Psalm 27, 1:

Der HErr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollt' ich mich fürchten? Der HErr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?

Ein kühnes gewaltiges Glaubenswort ist es, das wir eben gehört haben, und es ist kein Zweifel, der Mann, der es gesagt, hat es in Wahrheit sagen können, er hat es aus eigenster Erfahrung heraus sagen können: David war getrost im HErrn seinem Gott, auch wenn eine ganze Welt sich wider ihn zusammengerottet. Aber das Wort steht da für uns, wir sollen es auch sagen können, wir sollen auch unverzagt und ohne Grauen bleiben, auch wenn eine Welt wider uns steht; und hätten wir den rechten Glauben, wir müßten auch getrost und unverzagt bleiben können, müßten auch in Wahrheit sprechen lernen: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Da wird es uns Allen gut und heilsam sein und wird uns Allen zur Förderung und Stärkung des Glaubens dienen, wenn wir das Bild eines Mannes uns vor Augen stellen, der ein rechter Glaubensheld stark war im HErrn und in der Macht seiner Stärke und sich nicht fürchtete, auch wenn ringsum Feinde ihn umgaben — ich meine für dies Mal das Bild eines Missionars, der bei Freund und Feind, bei Christen wie Heiden gleich geachtet war, es war ein Mann ohne Furcht und Tadel,

der größte Missionar des vorigen Jahrhunderts, auf den alle Missionare bewundernd aufschauen — sein Name heißt Christian Friedrich Schwartz. Das Bild dieses Mannes sei der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung, die der HErr unser Gott uns Allen zur Stärkung und Förderung unseres Glaubens wolle gesegnet sein lassen!

Wer den Gottesmann, den wir uns heute vor Augen stellen wollen, recht kennen lernen will, der soll vor Allem seine Jugendgeschichte ins Auge fassen: in wenigen scheinbar geringen Zügen spiegelt sich sein ganzes späteres Leben ab.

Er war ein Kind angesehener frommer Eltern, geboren im Königreich Preußen am 26. Oktober 1726. Seine Mutter, die frühzeitig starb, weihte ihn noch auf dem Sterbebette dem HErrn; sie war eine fromme Frau, deren Andenken ihn sein Lebenlang begleitete. Sein Vater, ein verständiger gottesfürchtiger Mann, hielt ihn strenge zur Einfalt und Selbstverleugnung an und wachte darüber, daß er etwas Tüchtiges lernte. Ein trefflicher Lehrer seiner Vaterstadt gewöhnte ihn frühzeitig zur Gottesfurcht und zu stillem Gebet und lehrte ihn, von seinen Genossen in die Einsamkeit sich zurückzuziehen, um Gottes Vergebung für seine Fehler zu erbitten. Doch schwanden diese guten Eindrücke wieder über dem Zusammenleben mit leichtsinnigen Schülern, und wenn er auch in Krankheitszeiten sich gedrungen fühlte, Gott zu suchen, so war doch bald wieder Alles vergessen. Er lernte wohl fleißig, aber in der Hauptsache kam er rückwärts.

Ein Dreifaches half ihm wieder. Das Eine waren die erwecklichen Predigten seines frommen Pfarrers, die ihn aufrüttelten und in der Gottseligkeit stärkten. Das Zweite waren gute Bücher, sonderlich eine Schrift des frommen Gottesmannes in Halle August Hermann Franke, der „die Fußstapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes" beim Bau seines Waisenhauses erfahren und den Christen zu Nutz und Frommen beschrieben hatte;

diese Schrift machte solchen Eindruck auf ihn, daß er zweimal in Tagen gefährlicher Krankheit den Entschluß faßte, sich ganz Gott zu weihen. Dazu kam aber noch Eins, was ihn erst recht im Glauben befestigte. Im Jahr 1746 ging er auf die Hochschule nach Halle, dort wollte er die Fußstapfen Gottes mit Augen sehen, dort wollte er lernen, was zum Dienst für den HErrn noth that. Das göttliche Leben, das er dort fand, machte tiefen Eindruck auf ihn: er lernte arm werden am Geist, aber auch ganz vertrauen auf das Wort seines Gottes und ahnte Etwas von dem Glück, dem HErrn ganz dienen zu dürfen. In Halle war eben ein Missionar aus Ostindien beschäftigt, etliche Schriften in indischer Sprache zum Druck zu befördern; der junge Schwartz durfte dabei mithelfen, er durfte viel mit diesem Missionar verkehren. So stieg der Wunsch in ihm auf, in den Missionsdienst zu treten, und als eben um diese Zeit Franke nach neuen Missionaren für Ostindien sich umsah, erbot er sich als Missionar auszuziehen, und sein Vater, der zwar andere Gedanken über seinen Erstgebornen gehabt, gab nach kurzer Bedenkzeit dem bittenden Sohn seinen Segen und hieß ihn in Gottes Namen Vaterhaus und Vaterland verlassen, um in der Ferne Seelen für den HErrn zu gewinnen. Zu Gunsten seiner Geschwister verzichtete er auf sein väterliches Erbgut, und als ihm eben in diesem Augenblick noch eine einträgliche Pfarrstelle in der Heimath angeboten wurde, verzichtete er ebenso gerne auch darauf; er hatte die Hand an den Pflug gelegt, so wollte er auch nicht mehr zurücksehen. Am 1. Februar 1750 war er bereits zu Schiffe und nach mancherlei Gefahren und gar vielen gnädigen Durchhülfen erblickte er ein halb Jahr später die Küste Ostindien's. Der junge Missionar, erst 24 Jahre alt, war ein glücklicher Mensch, als er das Land seiner Sehnsucht in all seiner Herrlichkeit vor Augen liegen sah.

Ihr wißt, Ostindien ist ein heißes Land, die wenigsten

Missionare halten es dort länger als 10 Jahre aus, dann müssen die meisten das Land wieder verlassen; der junge Schwartz durfte eine Ausnahme machen wie selten ein anderer Missionar. Im Juli 1750 betrat er das Land, am 13. Februar 1798 starb er dort im Lande, so hatte er 48 Jahre unausgesetzt im heißen Ostindien des Tages Last und Hitze getragen, und von selbst zerfällt seine nahezu 50jährige Missionsthätigkeit in drei Theile nach den drei Orten, wo er nach und nach seinen Wohnsitz genommen — sie heißen Trankebar, Tritschinopoli und Tantschaur. Nach diesem dreifachen Wohnort des Gottesmannes lasset uns nun sein Missionswerk näher ins Auge fassen!

Wer von der Mission in Ostindien Etwas gehört hat, der kennt auch den Gründer derselben, den ehrwürdigen Bartholomäus Ziegenbalg, diesen apostolischen Gottesmann, der in Trankebar für seinen HErrn gearbeitet hat. Wo er den Grund gelegt, dort sollte auch unser junger Missionar Schwartz seinen Missionsdienst beginnen dürfen. Das Erste, was er hier zu thun hatte, war ein schweres Stück Arbeit, das jeder Missionar zuerst zu vollenden hat, die Erlernung der Landessprache, und das Tamulische, das in jenem Theile Ostindien's, dem Tamulenlande, gesprochen wird, ist keine leichte Sprache. Als vier Monate vorüber waren, hatte Schwartz dies Werk vollbracht, er konnte in der Landessprache predigen. Seine erste Predigt pries die Gnade Gottes in Christo JEsu; auf Grund von Matth. 10, 25 ff. verkündigte er den HErrn JEsum als den Heiland, der alle Mühseligen und Beladenen erquicken und ihnen Ruhe geben will für ihre Seelen. Bald fand er Arbeit genug an Jung und Alt, bald fand er aber auch Segen genug, und als das erste Jahr seiner Arbeit in Trankebar zu Ende war, konnte er bereits 400 Heiden auf den Namen des HErrn JEsu taufen. Bald wurde es ihm in Trankebar zu enge, sein Erbarmen zu den Heiden trieb ihn hinaus, es drängte ihn den Heiden weithin

den Heiland zu bezeugen, und so finden wir denn nun Schwartz, dessen Hauptthätigkeit bisher immer noch zunächst Trankebar galt, von Jahr zu Jahr auf weiten Wanderungen hinaus unter die Heiden. Er durchzog Stadt und Land, er wandte sich an Christen, Muhamedaner und Heiden, an Freund und Feind, und scheute nicht Frost noch Hitze, muthig und unerschrocken verkündigte er Christum, und überall hinterließ er einen gesegneten Eindruck; selbst die sein Wort nicht annahmen, ehrten ihn, sie spürten es, „ein Priester Gottes für alle Völker sei erschienen.“ Er war ein Mann im besten Sinne des Wortes, ein Mann von seltener Geistesfrische und Tüchtigkeit und doch voll Bescheidenheit, den Jedermann ehren und lieb haben mußte.

Es war im Jahr 1766, da sollte Schwartz sein geliebtes Trankebar, wo er Segen gestiftet weithin, mit einem anderen Wohnsitz Namens Tritschinopoli vertauschen. Das war eine Bergveste, die Residenz eines indischen Fürsten, in der auch eine englische Besatzung lag. Schwartz war dort etliche Male zu Besuch und hatte dabei gesehen, wie die dortigen Christen so verlassen von aller geistlichen Pflege waren. Er kam mehrere Male und fand eine solche Aufnahme, daß er zuletzt nicht mehr zurückkonnte. In Trankebar waren Missionare, in Tritschinopoli war Niemand: so hielt er es hinfort für seine Pflicht hier zu bleiben. Seine meiste Arbeit daselbst galt zunächst den englischen Soldaten, die dort in Besatzung lagen — es war keine geringe Arbeit, dieser Leute sich anzunehmen, die zum Theil schlimmer als die Heiden waren, aber Schwartz schreckte nicht zurück vor dieser Arbeit, sondern sah gerade das für einen rechten Missionsdienst an. Die englischen Beamten und Soldaten waren über die Maßen gottvergessen, wie hätte nicht ihre Bekehrung ein Segen sein sollen für die Bekehrung Ostindien's überhaupt? Und Schwartz durfte gar manche schöne Frucht seiner Arbeit sehen, gar viele Soldaten bekehrten sich, die angesehensten Offiziere

wurden seine Freunde, etliche unter ihnen wurden sogar seine Mitarbeiter. Bald konnte er durch freiwillige Beiträge seiner Soldaten eine Kirche erbauen und durch Predigten in verschiedenen Sprachen sie einweihen.

Wie Schwartz sein Werk betrieb, wie er allezeit Christen wie Heiden im Auge hatte, zeigt ein Blick auf einen einzigen Sonntag. In der Frühe hielt er Gottesdienst für die Tamulen, denen er in der Sprache des Landes predigte; um 10 Uhr predigte er in englischer Sprache für die Besatzung der Stadt, am Nachmittag portugiesisch für die Portugiesen, deren sich dort Viele vorfanden, am Abend hielt er Bibelstunde für alle Europäer, und Nachts schloß er mit einer Betstunde für die Tamulen. So war Anfang und Ende seiner Thätigkeit die Arbeit an den Heiden, und mitten inne lag eine reichgesegnete Arbeit an Christen wie Muhamedanern. Das war die gewöhnliche Sonntagsarbeit, und die Woche hindurch ging er den Heiden nach und zog weit hinaus, wo er nur irgend eine Gelegenheit wußte, seine frohe Botschaft anbieten zu können. Predigen und Lehren, Unterredungen mit Christen, Muhamedanern und Heiden waren seine täglichen Arbeiten von Morgens bis Abends. Seine Gemeinde liebte und fürchtete ihn, die Engländer schätzten ihn und verkehrten gerne mit ihm, und die Heiden hörten ihn gerne und freuten sich, wenn dieser apostolische Gottesmann ihnen nahe trat. So konnte es nicht fehlen, daß die Gemeinde sich immer mehr aus den Heiden vermehrte; in manchen Jahren konnte er hunderte taufen. Schon hatte er die Freude, jüngere Männer, die er getauft hatte, für den Dienst am Worte ausbilden zu können; im Jahr 1772 hatte er bereits 8 solcher Mitarbeiter aus den Heiden um sich gesammelt. Das machte, er war ein Mann Gottes in seinem ganzen Leben, er lebte was er lehrte und verstand es mit Wenigen sich genügen zu lassen. Aller irdischen Sorgen ledig, war seine einzige Sorge, das Werk eines Evangelisten

an den armen Hindu's auszurichten. Die Gehülfen, die er sich herangezogen, unterhielt er von seiner geringen Einnahme, einen großen Theil sonst verwendete er für seine Gemeinde. Als ein Offizier, dem er Religionsunterricht ertheilt, ein ansehnliches Vermächtniß ihm bestimmte, schlug er es aus, und geradeso machte er es mit den Anerbietungen eines indischen Fürsten. Ein Missionar, meinte er, müsse unter allen Umständen beweisen, daß kein Eigennutz ihn treibe. Wie sollte solch ein Mann Gottes nicht ein Segen sein überall?

Aber Schwartz sollte seinen Wohnort nochmals verändern, mit dem Jahr 1778 siedelte er nach Tantschaur über.

Schon früher hatte er dort einen Besuch gemacht, ein deutscher Offizier daselbst hatte ihn eingeladen, das Christenhäuflein dort zu besuchen, und Schwartz kam gerne und nahm sich Aller an. In Tantschaur lebte ein indischer Fürst, der von der freimüthigen Predigt des Gottesmannes hörte. Er ließ ihn vor sich kommen, und die Offenheit und Einfalt, mit der Schwartz die Nichtigkeit des Götzendienstes, das tiefe Verderben des menschlichen Herzens und den göttlichen Heilsplan darlegte, machte den besten Eindruck. Zwar ein Christ wurde der Fürst nicht, der Wollust vermochte er nicht zu entsagen, aber das bekannte er, das Christenthum sei tausendmal besser als aller Götzendienst, und seitdem war er voll Vertrauen gegen Schwartz und unterstützte ihn auf alle Weise. Schwartz bekam bald solche Arbeit, daß er zuletzt beschloß, ganz nach Tantschaur überzusiedeln. Als er im Jahr 1778 hier ankam, strömte ihm Alles zu, täglich war er von Besuchenden umlagert, und Allen predigte er das Wort vom Kreuze. Die Arbeit des Säens war ihm durch lange Uebung so lieb geworden wie das Ernten, und auch kleine Erfolge stimmten ihn zu großem Danke. Er sagte wohl: „Hie und da hat man gar angenehme Proben von Redlichkeit zu

spüren; auf diese soll man mehr sehen als auf böse Exempel; man hat gar viele Reizungen zu Unmuth und niederschlagendem Wesen, daher man ganz besonders auf den Segen Gottes, scheine er uns auch so klein als ein Senfkorn, sehen und sich dadurch im Glauben stärken muß." Und ein ander Mal bekannte er: „Des Guten ist doch immer mehr als des Bösen." Seine Freude war von seinem lieben HErrn zu zeugen. „Wenn mir was Verdrießliches begegnet, sagte er, so gehe ich und unterrichte eine Stunde, dies Geschäft versüßt mir alles Bittere; ein Missionar muß sich mit Klagen nicht abgeben, wir sollen Zeugen unsers HErrn sein, nicht bekehren."

Bald sollte Schwartz noch mehr im Lande bekannt werden. Längst kannte man weithin nicht blos seine genaue Kenntniß der Landessprache, sondern auch seine unbestechliche Rechtlichkeit. So kam es, daß der englische Statthalter ihn mit einer Botschaft an einen mächtigen und gewaltthätigen Herrscher Indien's beauftragte — er sollte Frieden mit ihm vermitteln. Schwartz ging auf den Antrag gerne ein. Wohin er kam, predigte er Christum, und als er den gefürchteten Herrscher traf, fand seine Geradheit und apostolische Einfalt nicht blos eine freundliche Aufnahme, sondern erreichte auch, was ihm aufgetragen war. Das reiche Geldgeschenk, das ihm aufgenöthigt wurde, verwandte er zur Anlegung einer Waisenschule. Etliche Jahre später kam es durch Schuld der Engländer doch zum Kriege, weit und breit wurde das Land verheert, eine dreijährige Hungersnoth war die Folge davon. Da war es Schwartz, der das arme Volk vor dem Verhungern schützte. Er hatte den Krieg vorausgesehen und deshalb viel Reis aufgekauft, so daß er täglich hunderte von Menschen speisen konnte. Christen wie Heiden sahen vertrauensvoll auf zu ihrem guten Vater Schwartz, wie sie ihn nannten. Selbst der feindliche Fürst ehrte ihn und gab seinen Soldaten den Befehl: Den ehrwürdigen Vater Schwartz lasset überall unbelästigt

herumgehen und beweiset ihm alle Freundlichkeit, denn er ist ein heiliger Mann und wird mir nicht schaden.

Missionar Schwartz sollte noch höhere Ehren erlangen. Als im Jahr 1786 der Fürst von Tantschaur des Thrones entsetzt wurde, übernahm die englische Regierung die Verwaltung seines Gebietes, und Schwartz wurde dabei zum Mitglied des Verwaltungsrathes ernannt. Da war der schlichte einfache Missionar ein Regent geworden, dessen Stimme überall viel galt, er hatte die schwierigsten Aufgaben mit zu lösen, überall bedurfte man seiner Ansicht, überall war sein Rath willkommen. Er sorgte mit für Recht und Gerechtigkeit, er drang auf bessere Beamte, er suchte sonderlich Schulen im Lande einzuführen, und Vieles, was die Regierung dort einführte, war sein Werk. Das war ein großes Glück für das Land. Aber das Schönste dabei war doch, daß Schwartz trotz seiner hohen Stellung seine vorige Demuth und Bescheidenheit sich bewahrte und über seinen Regentenpflichten seiner Missionspflichten nicht vergaß. Wenn er den eingehendsten Berathungen der Großen des Landes beigewohnt hatte, ging er fröhlich wieder zu seinen Hindukindern und unterrichtete sie, oder zog getrost hinaus, um den Heiden das Evangelium zu verkündigen, und freute sich, einem armen Kranken, den Alles verstoßen, den letzten Trost zu spenden. Er blieb Missionar bis an sein Ende und bekannte: Missionar zu sein ist eben doch der seligste Dienst, mit keinem anderen auf der Welt zu vergleichen!

Unter solcher Arbeit war der treue Knecht des HErrn alt geworden. Zwar erfreute er sich trotz des heißen Landes einer guten Gesundheit, aber allmählich wurde sein Pfad einsamer, die alten Freunde waren heimgegangen, ein Fußübel mahnte ihn an den letzten Gang. Eine schmerzliche Krankheit, die damit zusammenhing, warf ihn auf's Krankenlager, — er war fertig zum Sterben und tröstete sich mit Sprüchen der Schrift und lieblichen Liederversen. Es war am 13. Februar 1798, eben hatte er

noch in das Lied: „Christus der ist mein Leben" mit eingestimmt und von seiner Bereitschaft zu längerem Wirken wie zu baldigem Abschied gesprochen: da sang er noch den letzten Vers von: „O Haupt voll Blut und Wunden", und als er ausgesungen, verschied er aufgerichteten Hauptes in den Armen eines treuen Gehülfen. Er war 71 Jahre alt geworden und hatte 48 Jahre im Missionsdienste zugebracht. Verheirathet war er niemals, er glaubte unverheirathet dem Apostel Paulus gleich im Missionsdienst mehr arbeiten zu können, und gearbeitet hat er mehr als unzählige andere Missionare. Als er einst einem Haufen Inder predigte, riefen sie aus: „Wahrlich, ihr seid ein Heiliger, und wenn all eure Christen dächten und sprächen und lebten wie ihr, so wollten wir ohne Aufschub alle Christen werden." Das war der Eindruck, den Vater Schwartz überall machte. Es hat viele Missionare schon gegeben und gibt noch viele, aber Schwartz hat seines Gleichen nicht gehabt. „Unsere Nöthen sind groß und manchfaltig, sagte er, aber dabei sich aufzuhalten ist sündlich; Gott hat viel Hindernisse hinweggeräumt, Er wird auch ferner bei uns sein." Das war sein Sinn allewege, es war Christenmuth, ein rechter Mannesmuth, der da gründete in ungeheuchelter Demuth. Solchen demüthigen Mannesmuth schenke uns Allen der barmherzige Gott durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

---

6. Die Kaste und die Mission.

Sach. 4, 6:

Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der HErr.

Zwei Stücke sind es, die des HErrn Wort, das wir heute vor uns haben, uns Allen ans Herz legen will. Zum Ersten sehen wir, daß mit unserer Macht Nichts gethan ist, und ob wir ganze Heere zusammenbringen, damit ist noch Nichts ausgerichtet, und ob wir zunehmen an Kraft und Stärke von Tag zu Tag, das macht's noch nicht — Menschenmacht und Menschenkraft richtet's noch nicht aus. Zum Andern aber sehen wir auch, woran Alles liegt: des HErrn Geist thut's, und ob Alles rathlos dasteht, des HErrn Geist hat Weg aller Wege, und ob eine ganze Welt wider uns ist, wenn nur des HErrn Geist bei uns ist, hat es keine Noth! Das sind zwei Stücke, die für einen Christen sich von selber verstehen, und doch wie oft werden sie vergessen, wie oft meinen wir mit unserm Rennen und Laufen es auszurichten, wie wenig verstehen wir es zu warten auf des HErrn Hand! Wie noth thut es da, daß wir's uns immer wieder von Neuem sagen, daß nicht durch Heer oder Kraft, sondern allein durch des HErrn Geist Alles glücklich hinausgeht, und was uns dazu verhilft, soll uns lieb und willkommen sein!

Lasset mich darum heute, wo wir zu einer Missionsstunde uns versammelt haben, ein Beispiel davon euch vor Augen stellen

und zwar an einer der allerwichtigsten und merkwürdigsten Fragen der gegenwärtigen Missionsarbeit. Ihr wißt Alle von Ostindien, jenem ungeheuern Lande in Asien, ihr wißt was für ein heißes herrliches Land es ist, aber auch was für arme Heidenvölker dort leben, und habt Alle schon davon gehört, was für Schwierigkeiten ein Missionar in jenen Landen hat. Eins der größten Hindernisse der Mission in Ostindien ist eine Einrichtung, die ihr dem Namen nach wohl schon kennt; es kann Niemand von Ostindien auch nur eine oberflächliche Kenntniß haben, ohne davon zu wissen, denn diese Einrichtung ist die Grundlage des ganzen Volkslebens — ich meine das Kastenwesen. Dies Kastenwesen in Ostindien lasset uns einmal heute eingehend miteinander betrachten; da sehen wir's, was für ungeheure Schwierigkeiten ein Missionar draußen unter den Heiden hat, aber wir lernen's auch, wie weder Heer noch Kraft es thut, sondern des HErrn Geist thut Alles!

Das Wort Kaste ist bei uns ein fremdes unbekanntes Wort, in Ostindien ist um so mehr die Rede davon; da fragen wir doch billig, was versteht man denn unter der Kaste? Lasset mich darauf zunächst eine Antwort aus der Geschichte euch geben!

Etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt brachen in das schöne Indien fremde Völker ein, sie eroberten das Land und machten sich seine Bewohner unterthan. Es waren Hirtenstämme, die zunächst nur, sobald sie im Besitz des Landes waren, auf den Ackerbau sich verlegten. So war der Grundbestandtheil des Volkes ein tüchtiger Kern von Ackerbauern. Aber diese Leute bedurften Schutz gegen ihre Feinde, und nicht blos das, sondern auch Religion und Gottesdienst, und so entstand bald ein doppelter weiterer Stand, ein Stand der Krieger, der dem Lande Schutz und Schirm gewährte, und ein Stand der Priester, der für die Religion zu sorgen hatte. So bildeten sich nach und nach drei Stände heraus, die Priester, die Krieger und die Ackerbauern, oder wie man in Ostindien sie nannte, die Brahminen,

die für die Religion sorgten, die Kschetryas, die das Schwert führten, und die Vaisyas, die das Land bebauten, und wenn man nun diese drei Stände Kasten nannte, so ist damit nichts Unrechtes geschehen, wir reden geradeso von einem Lehr-, Wehr- und Nährstand. Dazu kam nun noch eine vierte Kaste, das waren die Eingebornen, die sich dem siegreichen Volke unterworfen hatten, man nannte sie Sudras, die hauptsächlich Handwerke trieben. Diese Sudras waren zwar als Unterworfene durch eine tiefe Kluft von den drei anderen Ständen getrennt, aber gleichwohl galten sie noch als ein Stand, während der Theil der Bevölkerung, der hinaus in die Wildniß entfloh und draußen ein trauriges unstetes Leben führte, ganz außerhalb des Volkes stand, man nannte sie die Parias.

Ihr seht, die Kaste in Ostindien ist ursprünglich nichts Anderes als ein Stand, hervorgegangen aus den ursprünglichen Verhältnissen des Volkes, da Sieger und Besiegte einander gegenüberstanden, und wenn die Kaste nichts weiter geworden wäre, so wäre das keine absonderliche Einrichtung, das Alles findet man bei anderen Völkern auch. Aber wie ganz anders gestaltete sich Alles in Ostindien; hört nur, was im Laufe der Zeit aus dieser Kaste, die ursprünglich nichts als einen besonderen Stand und Beruf bezeichnet, nach und nach geworden ist.

Es war wohl natürlich, daß die Kaste zunächst erblich wurde. Des Priesters Sohn wurde wieder Priester, der Krieger erzog seinen Sohn wieder für den Krieg, der Ackerbauer hielt seinen Sohn wieder zum Ackerbau an. Aber allmählich wurde das, was Brauch war, zum strengen Gesetz, es durfte Niemand seine Kaste verlassen und einer anderen sich zuwenden. Und als nun vollends die Religion sich mit hineinmengte, als die Priester allerlei Sagen und Fabeln erfanden, um ihren Stand recht groß und herrlich zu machen, als sie alle anderen Stände tief unter sich herunterstellten, da kam es zuletzt so weit, daß all diese

Kasten sich ganz von einander trennten, eine tiefe Kluft schied eine von der andern, zuletzt betrachtete man all diese Kasten für wesentliche Unterschiede. Wir Christen wissen, daß alle Menschen von einem einzigen Stammvater herkommen, daß also bei aller Verschiedenheit doch alle Menschen wesentlich einander gleich sind. In Ostindien weiß man davon Nichts, ein Glied einer anderen Kaste ist dort ein ganz anderer Mensch. Die Brahminen, die Priester, stehen obenan, sie sind, wie man dort lehrt, aus Gottes Munde hervorgegangen, sie sind die Vermittler zwischen Göttern und Menschen. In einem indischen Religionsbuch heißt es: Der Brahmine ist unendlich erhaben über alle menschliche Wesen, er ist erklärter Herr über alle Anderen, auf ihm allein ruht der Blick und die Gunst der Gottheit, nur durch seine Fürbitte werden die Segnungen der übrigen Menschheit zu Theil. Kein Brahmine darf gestraft werden, und wenn er alle möglichen Verbrechen begangen hätte. Kein Wunder, wenn diese Brahminen ein anmaßendes hochmüthiges Volk sind, voll stolzer Verachtung gegen alle andern Menschen. Die nächste Kaste nach den Brahminen sind die Krieger, die Kschetryas, die zwar nicht aus Gottes Munde, wohl aber aus seiner Brust hervorgegangen sind, und wenn sie auch den Priestern nachstehen, so halten sie doch allen andern Kasten gegenüber sich für etwas ganz Besonderes und Besseres. Durch Gewaltthätigkeiten schwangen sie sich allmählich hoch empor, so daß aus ihrer Mitte die Könige Indien's hervorgingen. Die dritte Kaste, die Ackerbauern oder Vaisyas, sind aus dem Leibe der Gottheit hervorgegangen, und müssen sie auch den beiden anderen Ständen nachstehen, so dünken sie sich desto erhabener über allen anderen Menschen. Sie gehören doch mit den beiden anderen Kasten zusammen, wie sie denn auch mit denselben sich die zweimal Gebornen nennen, denn sie dünken sich nicht blos leiblich, sondern auch geistig geboren zu sein, als Herren des Landes meinen sie eine Art Wiedergeburt erfahren

zu haben. Tief unter diesen drei Kasten stehen die Handwerker, die Sudras, die Ueberreste der früher überwundenen Völker, so weit sie sich den Siegern untergeordnet haben, und noch tiefer die Parias, die es vorgezogen, draußen in der Wildniß ein armseliges Leben für sich fortzufristen — sie sind der Auswurf der Menschheit, das Unreinste und Verworfenste, das dem Inder ärger und verächtlicher ist als das Thier oder die Erdscholle am Boden. Und nicht genug mit dieser Spaltung, so theilen sich all diese Kasten, die hohen wie die niederen, selbst die Parias, immer wieder in neue Kasten, da jede tief auf die andere heruntersieht, da jedes die Glieder der andern Kaste als ganz andere wesentlich verschiedene Menschen betrachtet. Da darf keines in eine andere Kaste eintreten, keines darf die Kaste der Voreltern ändern, keines darf aus seiner Kaste hinaus heirathen, nicht einmal zusammen essen oder zusammen sitzen dürfen die Glieder verschiedener Kasten. Eine tiefe Kluft scheidet eine Kaste von der anderen, keines kümmert sich um das Andere, keines sorgt für das Andere oder nimmt sich seiner an. Mit dem Glied einer anderen Kaste aus einer Schüssel essen oder aus einem Becher trinken, ist dem Inder ein Verbrechen. Ein Würmlein am Boden zertreten ist in Indien Sünde; aber wenn ein Inder einen Verschmachtenden am Wege findet und könnte ihn retten, so thut er's nicht, sondern läßt den Armen verschmachten und geht kalt an ihm vorüber — er könnte ja einer andern Kaste angehören! Das nennen wir Hartherzigkeit, der Inder nennt es Religion! Ein englischer Offizier fand einmal einen sterbenden Brahminen und reichte dem Verschmachtenden etliche Lebensmittel, so daß er wieder zu sich kam. Aber nun hatte der Brahmine aus der Hand eines Europäers gegessen, und damit war seine Kaste verloren! Seine ganze Familie verstieß ihn als einen Ehrlosen, und er hielt sich, um sein Leben zu fristen, an den Offizier, der ihn gerettet hatte. Jeden Morgen kam er ins Lager, um seinen Unterhalt zu holen, und jedes Mal

fluchte er in den bittersten Ausdrücken seinem Erretter, weil er durch ihn seine Kaste verloren hatte!

Es läßt sich denken, was für ein Hinderniß dies Kastenwesen in seiner furchtbaren Ausdehnung für die Mission ist. Der Missionar ist ja ein Fremdling, gehört also zu den verachteten kastenlosen Menschen! Ein Stück Brod aus der Hand eines Missionares macht unrein, die Hand eines Missionares verunreinigt, ja sein bloser Hauch macht bereits unrein. Wer mit einem Missionar auch nur eine Tasse Thee trinkt, gilt für ausgestoßen aus seiner Kaste. Wer aber gar sich unterweisen und taufen läßt und bekennt sich zum Christenthum der Missionare, der ist ein ehrloser Mensch, den Frau und Kinder verachten und verstoßen, kein Mensch nimmt sich mehr seiner an, er muß um seines Glaubens willen Alles dahin geben. So ist das Kastenwesen ein Bollwerk um Ostindien her, und alle Missionare, die diesen Kastengreuel aus Erfahrung kennen, halten um des willen eine Missionsarbeit in Ostindien für eine Arbeit, die mit Menschenaugen angesehen ein unmöglich Ding ist. Wie sollten Menschen, wie sollten arme Prediger solch eine Kluft ausfüllen und ein so furchtbar zerklüftetes zerrissenes Volk für das Christenthum gewinnen?

Was aber bei Menschen unmöglich ist, das ist dem möglich, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Die Kaste ist für Menschen eine unübersteigliche Kluft, aber der HErr hat Mittel und Wege, um auch diese Kluft zu überwinden, und unser Text zeigt uns, wie das geschieht: Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der HErr, und des HErrn Geist kommt in seinem Worte. Das Mittel, um das Kastenwesen Ostindien's zu überwinden, ist das Wort Gottes. Es kommen Missionare, die das Evangelium verkündigen, aber mit ihnen geht der HErr und sein Geist, und des HErrn Wort hat die Verheißung, daß es nicht leer zurück-

kommt, sondern soll thun, was dem HErrn wohlgefällt. Wie sollte solch ein Wort, zu dem der HErr sich bekennt, nicht auch solch einen furchtbaren Feind überwinden?

Das wißt ihr Alle, ihr seid ja Christen und kennt das Wort des HErrn; aber wie merkwürdig und lehrreich ist es doch, mit welch apostolischer Weisheit unsre Missionare dies Wort des HErrn gebrauchen, um gegen den Kastengeist anzukämpfen!

Es gibt Missionare, die den Eingebornen sagen, wenn sie Christen werden wollten, müßten sie ihre Kaste ganz und gar aufgeben, und wer seine Kaste noch irgendwie fortbehalten wolle, könne auch nicht getauft werden. Zur Probe lassen sie denn dieselben vor der Taufe zu sich kommen und laden sie bei sich zum Essen ein; wer mit ihnen ißt, hat die Kaste gebrochen und wird dann getauft, und wer sich weigert, wird nicht getauft, er mag sonst stehen, wie er will. Das sieht aus, als wäre es das Rechte, es sieht aus wie christliche Entschiedenheit, und sehen wir näher zu, so ist es eine unrechtmäßige Forderung — die Apostel haben es anders gehalten.

In Ostindien hat vor wenigen Jahrzehnten ein eingeborner Lehrer gelebt, ein treuer aufrichtiger Christ aus der Sudrakaste. Der Mann hat sich der allergeringsten Christen angenommen mit aller Lieb und Treue, er hat die elendesten Parias in ihren armseligen schmutzigen Hütten aufgesucht, er hat sie in Zeiten von schweren ansteckenden Seuchen verpflegt und mit eigener Hand ihnen viel Gutes gethan; er hat selbst einmal, als ein armer Pariachrist von einem giftigen Scorpion gestochen wurde, mit eigener Lebensgefahr die tödtliche Wunde ausgesogen — und derselbe Mann, der Leib und Leben für die Parias hingegeben, hat es nicht über sich gewonnen, mit seinem Missionar oder einem andern Christen einer fremden Kaste zu essen, er hätte es noch weniger für angemessen gehalten, ein Glied einer andern Kaste zu heirathen. Das war doch wahrlich kein Hochmuth, denn er

war ein demüthiger Mensch, und war doch keine Lieblosigkeit, denn er hat ja Leib und Leben aufgeopfert! Ihr seht, das Kastenwesen bringt wohl viele Sünden mit sich, aber die Kaste selbst ist noch keine Sünde; der Kastengeist ist vom Uebel, aber die Kasteneinrichtung ist ein Volksbrauch, den man nicht auf einmal über den Haufen werfen kann. Wenn unsre adeligen Herren in deutschen Landen sich besser dünken als Bürgerliche und verachten diese, so sind sie schlechte Christen; aber wenn sie nur unter sich heirathen und haben für gewöhnlich nur untereinander Tischgemeinschaft, wer kann sie darum Unchristen schelten? Aehnlich ist es auch mit der Kaste in Ostindien. So lange ein Inder den hochmüthigen Kastengeist noch in sich trägt, der den Nächsten verachtet, ist er noch ferne vom Reiche Gottes; aber wenn Eins jeden Menschen als sein Fleisch und Blut betrachtet und dient gerne auch dem Allergeringsten, weigert sich nun aber, mit Gliedern anderer Kasten zu essen oder gar eine Ehe mit ihnen einzugehen, wer darf das sofort verdammen? wer kann solche Leute zurückstoßen? Wer würde es bei uns für geziemend halten, wenn ein Fürst eine arme Magd heirathen wollte? Darum haben all unsre Missionare nicht schnell zufahren mögen, sondern sie haben die Apostel angesehen und von ihnen gelernt, was sie zu thun hätten.

Ihr wißt Alle, was für ein Greuel zur Zeit der Apostel die Sklaverei gewesen; wie schrecklich ist es doch, Menschen, seine Brüder, als seine Leibeigenen zu betrachten, Menschen wie seine Hausthiere zu behandeln! Und was thut nun der Apostel solchem Greuel gegenüber? Er straft den bösen Sinn, der Menschen roh und lieblos behandelt, er lehrt in den Sklaven Brüder finden und ehren, er vermahnt die Sklaven gut zu behandeln; aber die Sklaverei selbst tastet er mit keinem Wort an, nirgends verlangt er, die Sklaven müsse man freilassen, aber ernstlichst verlangt er, die Sklaven sollten ihre Herren ehren. Der Apostel pflanzt den

Geist der Liebe und der Demuth in die Herzen, und weiß gewiß, was Unrecht ist, wird dann von selber fallen.

Geradeso haben es unsre Missionare in der Kastenfrage auch gehalten. Eins fordern sie von allen Christen, von Allen, die Christen werden oder bleiben wollen, nehmlich daß sich Alle für Sünder bekennen und glauben Alle an Christum, der für Alle sein Blut vergossen, und zum Zeugniß deß müssen alle Christen beim Abendmahl aus Einem Kelch trinken. Wer zu Gottes Tisch will, erhält Einen Kelch mit der ganzen Gemeinde; es hat der Sudra keinen andern Kelch als der geringste Paria, der Vornehmste wie der Geringste trinkt aus demselben Kelch. Das ist unbedingte Forderung für alle Christen. Aber sonst die Kaste ganz und gar zu brechen, fordern unsre Missionare nicht. Sie pflanzen Christi Geist in die Herzen, sie lehren daß alle Menschen Brüder sind, lehren daß für Alle Christus sein Blut vergossen, und sind dann der getrosten Zuversicht, des HErrn Geist werde schon weiter helfen und auch das Uebrige seiner Zeit noch herstellen. So halten sie es, wie die Apostel es auch gehalten, und Luther, der Mann Gottes, sagt geradeso. Wie schön vermahnt doch derselbe: „Man muß der Leute Herz am „Ersten fahen, welches dann geschieht, wenn ich Gottes Wort „treibe, predige das Evangelium, verkündige den Leuten ihren „Irrthum. Wenn man ihnen so thäte, so fiele heute dem das „Wort ins Herz, morgen einem Anderen; alsdann muß das Ding „von ihm selbst zerfallen und aufhören. Die Liebe erfordert's, „daß du Mitleid habest mit den Schwachen, bis sie auch im „Glauben stark werden. Also haben alle Apostel gethan. „Summa Summarum, predigen will ich's, sagen will ich's, „schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich „Niemanden. Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt „und geschrieben, sonst habe ich Nichts gethan. Das hat, wenn „ich geschlafen habe, also viel gethan, daß das Papstthum also

„schwach worden ist, daß ihm noch nie ein Fürst oder Kaiser so „viel abgebrochen hat." Auf solch apostolischem Wege der Weisheit und der Liebe in der Wahrheit haben unsre Missionare schon vielen Segen gehabt, auf solchem Wege werden sie auch fernerhin Segen haben. Denn es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der HErr, und des HErrn Wort bleibet in Ewigkeit! Amen.

---

7. Ostindien und der Aufstand des Jahres 1857.

1. Mos. 50, 20:
Ihr gedachtet's böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß Er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.

Ihr wißt, wer das Wort unseres Textes zum ersten Mal gesprochen; es ist ein Wort Joseph's, den Gott der HErr nach langer schwerer Trübsal so wunderbar erhöht hatte. Und wenn nun Joseph zurücksah auf seine ganze Lebensführung, was konnte er anders bekennen, als daß Gott Alles wohl gemacht und, selbst wenn die Menschen Unheil und Verderben ersonnen, auch das Böse in lauter Segen umgewandelt habe?

Es ist kein Zweifel, schon Unzählige haben dies Wort von sich bekannt, Unzählige haben es erfahren dürfen, wie Gottes Wundertreue auch der Menschen Bosheit zu lauter Wohlthat zu machen gewußt hat. Aber ich wüßte doch nicht leicht irgend ein Ereigniß der letzteren Zeit, wo das so deutlich zu Tage getreten wäre, als bei einem Ereigniß des Jahres 1857, wo es schien, als seien alle Schrecken der Finsterniß losgelassen, wo Greuel vorfielen, die sich kaum beschreiben lassen; es schien, als solle für ein großes ungeheures Land die Sonne des Evangeliums wieder völlig untergehen und Satans Macht aufs Neue das Regiment gewinnen, und doch hat des HErrn allmächtige Gotteshand dreingegriffen und der Menschen Bosheit in lauter Segen umgewandelt

— ich meine den furchtbaren Aufstand in Ostindien im Jahr 1857. Aus Zeitungen habt ihr damals wohl Alle mehr oder weniger davon gehört, und es sieht aus, als wenn dies grauenvolle Ereigniß in eine Missionsstunde wenig gehöre; und sehen wir näher zu, so hat eben dies Schreckensjahr, das alle Missionsarbeit in Ostindien mit einem Schlage zu vernichten schien, wie nicht leicht etwas Anderes die Mission in jenen Heidenlanden mächtig gefördert, und kein Christ, dem die Missionssache am Herzen liegt, dem sonderlich Ostindien, dies allerwichtigste unter allen Missionsgebieten, ein Herzensanliegen ist, kann dies grauenvolle und doch so wichtige Ereigniß bei Seite liegen lassen. Ich denke, es wird euch Allen recht sein, wenn wir diesen Aufstand Ostindien's im Jahr 1857 einmal zum Gegenstand unsrer Betrachtung machen!

Von Ostindien wißt ihr Alle, es ist ein Theil Asien's, eine Welt für sich, auf drei Seiten vom Meere, oben von ungeheuern Gebirgen eingeschlossen, ein Land über dem glühend heiß die Sonne brennt, und doch fruchtbar und reich, reich an allen Herrlichkeiten der Welt, arm nur an der einen kostbaren Perle, die alle Kleinodien der Welt so weit übertrifft, denn es ist ein Land des Götzendienstes und der schrecklichsten heidnischen Finsterniß, da wohl mehr denn 120 Millionen arme Heiden wohnen. Wie arm ist dies Land, dies große schöne herrliche Heidenland, diese Satansburg wie kaum ein anderes Land!

Aber Gott hat diesem armen Heidenland helfen wollen, und der Weg dazu war ein überaus merkwürdiger. In England gab es viele Kaufleute, die mit Ostindien in Handelsverkehr standen; diese Kaufleute bildeten gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine Gesellschaft und erhielten im Jahr 1600 einen Freibrief, wornach sie in Ostindien allein sollten Handel treiben dürfen, erhielten auch zugleich ausdrücklich das Recht, Länder und andere Besitzthümer zu erwerben. Und was geschah nun? Wie eine Spinne an mehreren entgegengesetzten Enden ihre Fäden

anknüpft, um dann den ganzen Raum dazwischen mit ihrem Netze zu überspinnen, so that diese Handelsgesellschaft auch. Es waren noch keine 50 Jahre vergangen, so hatte sie an den drei wichtigsten Punkten des ostindischen Dreiecks bereits festen Fuß gefaßt, und von diesen drei Punkten aus ging es Schritt für Schritt vorwärts. Da wurde ein Strich Landes angekauft, dort ein Fürstenthum mit Lug und Trug in Besitz genommen, ein anderes Reich wurde gegen ein Jahrgeld eingenommen, wieder ein anderes Stück wurde erobert. Denn auch Soldaten hatte diese Handelsgesellschaft, und es ist leicht zu denken, wie englische Soldaten im Vortheil waren gegenüber den Kriegsheeren der Eingebornen. Als zwei Jahrhunderte vorüber waren, war fast ganz Ostindien in den Händen dieser englischen Kaufleute; sie hatten ein Reich gewonnen mit einer Bevölkerung von mehr denn 120 Millionen Menschen, und hatten unter sich eine Kriegsmacht von 60,000 Engländern und 200,000 eingebornen Soldaten. Solch eine Kaufmannsherrschaft, da ein Verein von etlichen Kaufleuten solch ein ungeheures Reich in Besitz genommen, hatte die Welt noch nicht gesehen!

Es ist wohl leicht zu sagen, was Gott der HErr, der ja allein im Regiment sitzt und Könige absetzt und einsetzt nach seinem Gefallen, für Gedanken und Absichten bei solchen Erfolgen dieser Kaufherren hatte. Zuvor waren es Heiden, die in Ostindien regierten, dann waren es Muhamed's Anhänger, die das Land eroberten, und diese Kaufleute, die nun Schritt für Schritt das ungeheure Reich in Besitz nahmen, waren Christen. Damit ist Alles gesagt; eine christliche Regierung, sollte man denken, wird gewiß Alles gethan haben, diese armen unglücklichen Heiden zu Christen zu machen. So sollte man denken, und doch wie ganz anders ist es in Wahrheit gegangen!

Zwar das muß man der ostindischen Compagnie — so nannte sich diese englische Kaufmannsgesellschaft — zum Ruhme

nachsagen, die irdische Wohlfahrt der Bevölkerung hat sie sich angelegen sein lassen. Sie hat den Ackerbau, hat Handel und Gewerbe befördert, hat Straßen und Brücken, Kanäle und Eisenbahnen gebaut, hat Ordnung in die Verwaltung wie in die Rechtspflege gebracht, wie Indien es unter seinen früheren Regierungen nie gesehen hatte. Wo früher Raub, Mord und Elend herrschte, kehrte nun Wohlstand und Sicherheit ein.

Aber dazu allein hatte Gott diesen christlichen und noch dazu evangelischen Kaufherren das ungeheure Reich nicht gegeben; die Christen sollten vielmehr den armen Heiden zum Christenthum verhelfen, — das war die Absicht Gottes, darum Er Ostindien ihnen übergeben hatte. Und wie hielten es nun diese evangelischen Christen mit dem Christenthum in ihrem Reiche?

Es wäre eine thörichte Meinung, wenn Eins erwartet, sie hätten dem Götzendienst mit Feuer und Schwert ein Ende machen und die Heiden mit Gewalt zum Christenthum anhalten sollen. Das hat auch Christus der HErr nicht gethan, obwohl Er es gekonnt hätte. Das rechte Christenthum ist eine Sache der Freiheit und gedeiht allein auf dem Boden der freisten Ueberzeugung. Aber das hätte man denn doch erwarten dürfen, daß diese englischen Kaufleute, denen Gott das Regiment in die Hände gegeben, ihr Christenthum wenigstens nicht verleugnen oder gar das Heidenthum stützen und fördern würden. Und so haben es diese Engländer gehalten, sie wollten in Sachen der Religion neutral bleiben, d. h. sie wollten Niemanden in seinem Glauben stören. Der Mammon hatte diese Kaufherren nach Ostindien geführt, und der Mammon war es, der sie in all ihrer Regierung leitete — um des Mammons willen gaben sie das Christenthum preis. Mehr denn 200 Jahre durfte kein Missionar das Gebiet ihrer Herrschaft betreten, in den Schulen durfte keine Bibel gesehen werden, kein Wort christlicher Lehre sollte in denselben fallen, kein zum Christenthum übergetretener Eingeborne

durfte als Beamter angestellt werden, kein Christ durfte in das Heer aufgenommen werden. Dagegen durften ungestört die Greuel des Heidenthums fortgetrieben werden. Die Wittwenverbrennungen, die Tödtung neugeborner Kinder, die Selbstpeinigungen und Selbstaufopferungen der s. g. Büßer, die Aussetzung der Kranken und Alten an den heiligen Strömen, das Alles wurde geduldet, die Regierung that keinen Einhalt. Das Heidenthum wurde geradezu unterstützt. Die Regierung baute die verfallenden Götzentempel, sie ließ bei heidnischen Processionen die Soldaten aufmarschiren, ließ Trommeln rühren und Salven geben, sie brachte an Götzenfesten Geschenke dar, die allgemein für Götzenopfer galten. Von Allen, die zu den Götzenbildern wallfahrteten, erhob sie eine Pilgertaxe und stellte dafür Einlaßzettel aus, die das Recht gaben, die Götzentempel zu betreten, und freute sich, wenn dieser Einkünfte immer mehr wurde. Als im Jahr 1813 besonders viel dadurch eingenommen wurde, hieß es: „Die Regierung hat mit Befriedigung wahrgenommen, daß die Pilgertaxe bei dem diesjährigen Feste um ein Wesentliches gestiegen ist.“ Kein Wunder darum, wenn die Heiden meinten: „Wenn unsre Götzen Nichts sind, warum gibt denn die Regierung Geld für ihren Dienst?“ „Unsre Religion muß die wahre sein, hörte man allgemein sagen, sonst würde die Regierung sie nicht unterstützen.“ „Wenn die Regierung den Götzen nicht verläßt, sagte ein Eingeborner zu einem Missionar, wie kannst du erwarten, daß ich es thun soll?“

Zwar wurde es mit dem Jahr 1828 ein wenig besser, von England aus geschah da und dort Einhalt, die schlimmsten Greuel wurden abgethan; aber der Mammonsgeist blieb der alte, der Krämersinn der Regierung, der nur ja neutral bleiben wollte, um keinen Abbruch an Geld zu erleiden, wollte nicht weichen, das Christenthum wurde ängstlich ferne gehalten, die Mission wurde gehaßt, das Heidenthum befördert. Und das waren Christen,

die also regierten; aber man sagte von ihnen: Wenn der Engländer nach Ostindien geht, so läßt er Religion und Gewissen unter Wegs auf dem Meer zurück. Neutral wollten diese Kaufherren bleiben, damit der Mammon keinen Abbruch erleide!

Ein frommer Engländer, der all das lange mit angesehen, hat schon vor langer Zeit einmal gesagt: „Wir werden eines schönen Morgens erwachen, und Ostindien wird für uns verloren sein!“ Es müßte kein Gott im Himmel sein, wenn solch ein Regiment sein Gericht nicht gefunden hätte! Wie sollte es auch anders sein können? Das Evangelium hatte man ferne gehalten, die Anhänger des Heidenthums wie Muhamed's hatte man unterstützt, die Liebe und das Vertrauen des Volkes hatte man gleichwohl nicht gewonnen, vielmehr das Volk ausgebeutet auf die eigennützigste Weise, alle Beamten gingen in der Regel nach Ostindien, um reich zu werden. Und Eins hatte man zu seinem Schutz machen wollen, das war das Kriegsheer; ein Häuflein davon waren englische Soldaten, die den Kern bildeten, und dazu kam eine ungeheure Armee von Eingebornen, von Sipahi's, wie man sie nannte. Diese eingebornen Soldaten wurden geehrt und vorgezogen, alle Launen und Wünsche wurden ihnen befriedigt, ihr Heidenthum wurde ihnen gewährleistet, kein Missionar durfte ihnen nahe kommen; als einmal ein Eingeborner Christ wurde, entließ man ihn aus dem Dienste. Da mußte es in Erfüllung gehen: Womit Jemand sündiget, damit wird er auch gestraft. Gottes Gericht brach herein, und das Mittel dazu war eben diese Armee, der man so schön gethan.

Eine Verschwörung begann, alle Truppen wurden weit und breit bearbeitet, alle Anhänger Muhamed's wie die Heiden im Lande wurden mit ins Vertrauen gezogen. An Einem Tage sollten alle Truppen im Lande losbrechen, ihre Offiziere niederhauen, sich der festen Plätze bemächtigen und dann alle Fremden, alle „weißen Gesichter“, tödten. So sollte an Einem Tage der

Fremdherrschaft ein Ende gemacht, an Einem Tage die alte Freiheit mit ihrer Herrlichkeit wiederhergestellt werden. Und schon glaubte man den Sieg gewonnen, schon wähnte sich Ostindien frei von den verhaßten Fremdlingen im Lande.

Im Frühjahr des Jahres 1857 brach der Aufstand los. In einer Stadt des nördlichen Indien's wurden die Offiziere niedergehauen, die Stadt wurde besetzt, und nun ging es weiter; von Ort zu Ort, von Land zu Land erhoben sich die Soldaten, bald stand das ganze nördliche Indien in hellem Aufruhr. Das Blut floß in Strömen, Greuel wurden verübt, wie sie nur unter den wildesten Völkern vorkommen. Die vornehmsten Frauen wurden mißhandelt und grausam ermordet, Kinder wurden aufgespießt und in die Flammen der brennenden Häuser geworfen, oder sie wurden in Kisten gesetzt und sammt ihnen verbrannt, und das oft im Angesicht der halb ermordeten Mütter. Und weil die Missionare auch zu den Feinden gehörten, ging es auch über sie her; Kirchen und Kapellen, Missionshäuser und Schulen wurden zerstört, junge Christengemeinden zersprengt, viele Missionare mit ihren Frauen hingemartert. Wäre der Aufstand wirklich, wie beabsichtigt worden, an Einem Tage im ganzen Lande zugleich ausgebrochen, so wäre kein Engländer davon gekommen; durch Gottes Barmherzigkeit brach der Aufstand etliche Tage zu früh aus und verbreitete sich nur nach und nach im Lande.

Ein Schrei des Entsetzens ging bei solchen Nachrichten von einem Ende der Erde zum andern. Was in Indien Christ hieß, schrie zum HErrn um Erbarmung, in England riefen gleichzeitig hundert Stimmen zu Buße und Gebet auf, am 17. Oktober 1857 wurde ein öffentlicher Bußtag gehalten. An diesem Tage lag die Königin mit ihrem ganzen Volke vor Gott und betete: „HErr, unser Gott, wir haben diese Schläge verdient und sind dir ungehorsam gewesen; o gehe nicht ins Gericht mit

deinen Knechten und verbirg dein Antlitz nicht vor uns; laß uns in deine Hand fallen und nicht in der Menschen Hände!" So demüthigte sich England vor dem HErrn, und Gott erhörte solch Gebet und half; es ist wie ein Wunder Gottes, wie dieser furchtbaren Noth gesteuert wurde. Gleich einer mitternächtlichen Feuersbrunst hatte der Aufstand mit unglaublicher Schnelligkeit sich ausgebreitet, überall waren aufrührerische Soldaten, eine ganze ungeheure Armee stand in Rebellion, und die Engländer waren ein kleines Häuflein, da und dort zerstreut, ohne Zusammenhang unter sich, fast vereinzelt kämpften sie um ihr nacktes Leben. Aber bald hatten die englischen Truppen sich gesammelt, von verschiedenen Seiten kam Hülfe, zuerst wurde die Macht der Empörung gebrochen, dann wurde die alte Hauptstadt des Landes Delhi, der Heerd der Empörung, erobert, endlich waren auch die letzten Ausläufer besiegt. Als anderthalb Jahre vorüber waren, war die größte und verhängnißvollste Rebellion, die die Welt je gesehen, durch Gottes Gnade niedergeschlagen und beendigt.

Und was geschah nun? Als die Mitglieder der ostindischen Compagnie in England von dem Ausbruch des Aufstandes hörten, rief ein Glied derselben aus: Gott sei Dank, nun wird man doch endlich die verdammten Heiligen, diese Missionare, aus dem Lande jagen! Der Mann bildete sich ein, das Christenthum sei an diesem Aufstand Schuld gewesen, und doch hatte schon ein vornehmer heidnischer Inder gesagt: „Die christliche Religion hat mit der Rebellion auch gar Nichts zu thun; nicht Religion, sondern Mangel an Religion hat so viel Unheil über das Land gebracht. Das Volk weiß, daß die Regierung eine christliche ist; nun so handle sie auch offen und ehrlich als eine wahrhaft christliche, daran wird sich das Volk nie stoßen, es wird solches nur bewundern!" Und dennoch konnte ein hochgestellter Engländer sagen: So lange er in den indischen Angelegenheiten Etwas zu sagen habe, müsse es auch bei der bisherigen Weise bleiben.

So wenig haben diese Krämerseelen, die sich Christen nannten, merken gelernt auf die Hand Gottes! Da war für solch ein Regiment seine Zeit gekommen, Alles erklärte sich gegen diese Leute, die Vertreter des Landes — das Parlament — nahmen die Sache in ihre Hand. Die Herrschaft der ostindischen Compagnie wurde für erloschen erklärt, und die Regierung der indischen Besitzungen der Krone England's übertragen. Am 1. November 1858 nahm die Königin von England durch eine Proklamation, die im ganzen Reiche verlesen wurde, feierlich Besitz von ihrem neuen Reichsgebiet in Ostindien. Sie versprach zwar, Niemanden zum Christenthum zu zwingen, aber sie bekannte sich doch zum Christenthum, nannte sich eine Verfechterin des Glaubens und scheute sich nicht, für ihren Christenglauben auch einzustehen. Damit ist der Krämerklugheit der englischen Kaufherren für immer das Urtheil gesprochen, und eine neue Zeit ist für Ostindien im Anbruch. Die Drangsal hat einen Segen gehabt für Land und Leute, sonderlich auch für die Mission.

Die Völker Indien's wissen es nun, daß eine christliche Regierung über ihnen steht; die Schmach, daß christliche Regenten den heidnischen Götzendienst gefördert, hat aufgehört. Das Christenthum ist die Religion der Regierung, — das fühlt das Volk immer mehr. Zwar werden die Inder auch jetzt zum Christenthum nicht gezwungen, aber die Missionsarbeit wird im ganzen Lande geduldet und gefördert. England herrscht gegenwärtig in ganz Ostindien, und so weit England's Macht geht, darf auch der Missionar ungehindert seine Straße ziehen, frei darf er seinem Berufe nachgehen, frei geht überall die Stimme des Evangeliums, und die Regierung hilft dazu mit, sie unterstützt die Missionsarbeit mit Rath und That. Das ist ein großer Gewinn, der seinen Segen haben wird. Und daß damit für Ostindien eine neue Gnadenzeit angehoben, das erkennt auch die ganze Christenheit. Von allen Seiten wird für Ostindien

gearbeitet, alle Missionsgesellschaften schicken dorthin Missionare, alle Missionsvereine verdoppeln und verdreifachen ihre Anstrengungen, kein Volk will in solcher Arbeit dahintenbleiben. Ostindien ist eine Satansburg, aber die ganze Christenheit hat sich aufgemacht, diese Satansburg zu stürmen, und wenn es irgend ein Land gibt, dahin die Augen aller Christen sich richten, so ist es Ostindien.

So hat Gottes Barmherzigkeit in diesem Heidenlande es einen Schritt vorwärts gehen lassen. Die Menschen haben es böse gemeint, die Rebellion wollte alle Weißen und damit auch alle Missionare ermorden und alles Christenthum vernichten; aber Gott hat was die Menschen böse gedacht gut zu machen gewußt, seine Barmherzigkeit hat die Sünde der Menschen ausgehen lassen in lauter Segen. Gebe Gott, daß seine Gnadenabsicht über diesem reichen und doch so armen Lande, das alle Kleinodien hat und doch die beste Perle fehlt ihm noch, nehmlich das Evangelium, immer mehr in Erfüllung gehen möge, durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

---

8. China I.

Matth. 9, 37. 38:

Da sprach JEsus zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.

Das Wort des HErrn, das ihr so eben vernommen, gilt zunächst vom Volk des HErrn, wie es gewesen zur Zeit Christi. Es war ein groß Volk, verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben, und eine große Ernte war zu hoffen, wenn nur die rechten Arbeiter dagewesen wären. Darum mahnt der HErr: Bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.

Das Wort hat ohne Zweifel schon von manchem Volk und mancher Zeit gegolten; aber in unserer Zeit gibt es wohl kaum ein Land, dem dies Wort in gleicher Weise gilt, als dem Kaiserreich China in Asien. So groß ist kein Land der Welt mehr als dies Land, so arm und verlassen in allem vermeintlichen Reichthum ist wieder kein Land, solch eine Ernte verspricht nicht minder kaum ein anderes Land, so arm an tüchtigen Arbeitern ist abermals kein Land als China. Wenn von irgend einem Lande der Welt, so gilt die Mahnung von China: Bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende. Es wird euch Allen willkommen sein, wenn wir dies Kaiserreich China einmal kennen lernen, und zwar lasset uns für heute Land und Leute betrachten, das nächste Mal lasset uns sodann die Missionsarbeit in China kennen lernen.

Das Kaiserthum China liegt von uns aus gegen Morgen im Erdtheil Asien und ist dort, man kann sagen, eine Welt für sich. Nach Osten zu ist es vom Meere begränzt, gegen Westen und Süden zu sind undurchdringliche Gebirge, gegen Norden zu, wo es noch am zugänglichsten ist, wurde bereits vor 2000 Jahren eine ungeheure Mauer gebaut — so hoch, daß drei Männer auf einander stehend noch nicht darüber wegsehen können, so breit, daß sechs Reiter nebeneinander Platz darauf finden. So ist China abgeschlossen von aller Welt, eine Welt für sich, wie eine ungeheure Insel mitten im Lande. Darum nennen die Chinesen ihr Land das Reich der Mitte. Sie betrachten sich für das einzige gebildete Volk, alle andern Völker sind Barbaren, ihr Land ist das Himmelreich, das blumenreiche Land, und die übrigen Länder sind Behausungen der Teufel.

Dies China ist das größte Reich der Welt, übervölkert wie kein anderes Land. Es gibt dort Städte mit 1 und 2 und mehr Millionen Menschen; manche Gegenden sind so reich an Bewohnern, daß das Land zu enge ist, und die Flüße aushelfen müssen. Auf Flüssen werden Hütten gebaut, ein wenig fruchtbare Erde darauf gibt ein Gärtlein, und so geschieht es, daß ganze Dörfer auf dem Wasser dahin schwimmen. Das ganze Reich zählt etwa 360 Millionen Menschen, also mehr als ganz Europa. Wenn es möglich wäre, daß an jedem Tage 1000 Chinesen Christen würden, so müßten gleichwohl 1000 Jahre vergehen, bis ganz China ein Christenland geworden. Kein Monat vergeht, wo nicht eine Million unsterblicher Seelen ohne den Trost des Evangeliums stirbt. Es gibt kein zweites Land der Erde, das solch eine Menschenmasse enthält, als China.

An der Spitze dieses ungeheuren Reiches steht ein Kaiser mit einer Macht und Gewalt, wie kein anderer Regent der Welt. Er steht seinem Volke als Gott gegenüber, Niemand darf ihm nahen, ohne neunmal mit der Stirne den Boden berührt zu haben.

All seine Erlasse endigen mit dem Wort: Richtet euch darnach und zittert! Und ein chinesischer Spruch sagt: Es ist besser in der Höhle des Löwen schlafen, als sich sonnen in den Strahlen der kaiserlichen Gunst!

Höret nun weiter, wie es unter dem Chinesenvolk selber aussieht, und zwar zunächst lasset mich euch von seinen guten Seiten erzählen. Denn wie es keinen Menschen gibt, der nicht wenigstens etwas Gutes an sich hat, so gibt es auch kein Volk, auch kein Heidenvolk, das nicht wenigstens einige gute Seiten an sich hätte. Und was ist es nun Gutes, das die Chinesen an sich haben?

Da will ich nun Nichts davon sagen, daß die Chinesen in Kunst und Erfindungen aller Art uns den Europäern längst vorangegangen sind. Die Buchdruckerkunst und das Schießpulver haben sie lange vor uns erfunden, Porcellan verstehen sie besser zu verfertigen als wir, in Seidenstoffen und manchem Andern übertreffen sie uns weit. Aber das Alles meine ich jetzt nicht. Die Chinesen haben noch ganz andere Vorzüge. Das Alter wird bei ihnen mehr geehrt, die Eltern stehen in größerer Ehrfurcht. Wenn ein Chinese wider den Vater die Hand erhebt, wird er hingerichtet, und wenn ein Vatermord vorkommt, wird die ganze Straße, wo der Frevler gewohnt, dem Erdboden gleich gemacht. Auch die Obrigkeit findet mehr Bescheidenheit und Ehrerbietung als bei uns, und vom Eid ist in China gar Nichts bekannt; bei uns nimmt der Meineid in erschreckender Weise überhand, im heidnischen China kommt nicht einmal der Eid vor. Das Alles ist ein schöner Zug im chinesischen Volksleben, und wer freut sich nicht, dergleichen von Heiden rühmen zu hören?

Aber um so trauriger ist nun, was neben diesen guten Seiten in China von schlimmen Seiten zu erzählen ist.

Da steht denn obenan die schnödeste Habsucht. Bei uns in Europa gibt es davon auch zu erzählen, wie Viele gibt es

bei uns, die Nichts wissen und begehren als reich werden, aber es gibt doch Dinge, deren bei uns auch der große Haufe sich schämt. Der Kindermord ist in China ein Stück Geiz und Habsucht, dessen man wenig sich scheut. Wird ein Kind mehr geboren, als die Eltern wünschen, wird sonderlich ein Töchterlein geboren, so wird es ermordet. In der Hauptstadt China's fahren täglich Wagen umher, die die Nachts ausgesetzten Kinder sammeln und hinausführen, und jährlich werden mehrere Tausende auf solche Weise umgebracht. Wie mancher Bettler hat schon in China seinem Kinde die Augen ausgestochen, um durch das blinde Kind das Mitleiden zu erwecken. Und wie die schnödeste Habsucht, so herrscht nicht minder die schnödeste Genußsucht. Unzucht und Wollust erfüllt Alles, keines schämt sich derselben; die Vielweiberei mit all ihren Greueln ist Beruf für Alle, die die Mittel dazu haben. Dabei herrscht eine Falschheit in China, wie sie wohl nirgends in gleicher Weise vorkommt. Die Beamten bestechen und lassen sich bestechen; wer am meisten gibt, hat am meisten Recht; auf das Wort eines Beamten kann Niemand sich verlassen. Die Treue ist Etwas, das man in China vergebens sucht. Und die Kaufleute, deren es so viele in China gibt, sind nicht minder treulos. Geld zusammenscharren will Alles, was thut da Lüge und Betrügerei? Ueber Alles aber geht bei dem Chinesen die hohe Meinung, die er von sich hat. Ich weiß nicht, ob ihr schon das Bild eines Chinesen gesehen habt. Solch ein Bild ist leicht zu kennen, es ist das Bild eines satten, selbstzufriedenen, selbstgenugsamen Menschen, dessen ganzes Wesen den Eindruck macht: Ich bin Etwas, und alle Anderen sind Nichts! Und das ist ein gemeinsamer Zug aller Chinesen, überall sieht man diese Sattheit und Selbstzufriedenheit, verbunden mit der nicht minder großen Verachtung alles Andern, und es gibt kein Volk der Welt, bei dem diese maßlose Selbstüberhebung so widerlich zu Tage tritt, wie bei den Chinesen.

Und wie steht es nun mit dem häuslichen Leben in China? Das Fleisch mit all seinen traurigen Früchten führt das Regiment. Lasset mich nur Etliches davon euch anführen. Wenn man bei uns ein Gift nennen will, das schon recht Viele zu Grunde gerichtet hat, so darf man nur den Branntwein nennen. In China gibt es ein Gift, das noch schlimmer ist und noch schrecklicher wirkt, das ist das Opium. Das ist Nichts zum Trinken, sondern nur Etwas zum Rauchen, eine Art Pillen, die aus dem Mohnsamen bereitet und dann aus langen Pfeifen langsam eingeathmet werden. Nach wenigen Zügen liegt der Raucher ganz berauscht da und ergeht sich in den aufgeregtesten wollüstigsten Träumereien. Und ist der Rausch vorüber, so ist der ganze Mensch wie zerschlagen, eine furchtbare Erschlaffung tritt ein, die den ganzen Menschen an Leib und Seele zerrüttet. Und doch ist's gerade wie beim Branntwein auch. Ein Branntweinsäufer spürt's, daß der Branntwein ihn an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit zu Grunde richtet, und doch läßt er nicht vom Branntwein, er ist ein Sklave des Branntweins. So ist's auch beim Opiumraucher: er sieht es, daß er zu Grunde geht und ist doch gierig und lüstern nach seinem Opium. Ein Missionar kam einst in ein Opiumwirthshaus, — denn wie es bei uns Branntweinschenken gibt, so gibt es in China Opiumschenken, — und erzählt nun von dem, was er gesehen, Folgendes: „Als wir eintraten, sammelte sich bald eine kleine Gesellschaft von Opiumrauchern, die hieher gekommen waren, um sich an dem kostspieligen Rauche gütlich zu thun. Es war eine bejammernswerthe Gruppe mit bleifarbenen, eingefallenen Wangen, glanzlosen, gläsernen Augen, mit blödsinnigem, starrem Blicke. Da war ein Jüngling, der kaum dem Knabenalter entwachsen, vor kurzem das Rauchen erst begonnen hatte und sichtbar einem frühen Greisenalter entgegeneilte; dort ein Mann in mittleren Jahren, welcher, ein halbes Leben lang das Opfer dieser verderblichen Leidenschaft,

seinen ausgemergelten Leib in ein frühes Grab zu tragen in Begriff war. Hier stand ein älterer Mann, dessen eiserne Kraft die langsamen aber sicheren Schritte der Auszehrung besser abgewendet hatte, dessen aufgedunsene Wange aber und starrer Blick von dem in seinem Inneren wüthenden Verderben zeugte. Alle gaben ihre Uebel und Leiden zu und legten sogar den Wunsch an den Tag, davon befreit zu werden; Alle beklagten sich über das Schwinden ihrer Kraft, über ihre zunehmende Schwäche, aber gestanden auch die Unmöglichkeit, ihre Gewohnheit zu überwinden; Alle stimmten ein, daß die berauschenden Wirkungen des Opiums schlimmer wären als die Trunksucht, und daß der darauf folgende Schwindel mit allen andern schlimmen Folgen sie zu jeder Anstrengung unfähig mache." Und solcher Opiumhäuser gibt es in jedem Orte, in kleineren Städten gibt es deren tausende, in großen ist Alles voll davon. Was läßt sich da erwarten von einem Volke, dessen Männer solch einer Leidenschaft fröhnen? muß nicht solch ein Volk, an dessen Mark dies Gift zehrt, elendiglich zu Grunde gehen? Das sehen nicht blos die Christen, das sehen auch die Heiden ein, China muß am Opium zu Grunde gehen. Wenn bei uns der Branntwein in einer Gemeinde immer mehr sich ausbreitet, dann weiß man, wie es da gehen wird; wie soll es dem armen Chinesenvolk ergehen unter den Folgen des Opiums, wenn ihm keine Hülfe kommt?

So sieht es aus bei den Männern China's, und wie steht es nun bei den Frauen? Wie in Ostindien, wie fast in allen anderen Heidenländern, wachsen auch in China die Töchter in größter Unwissenheit auf. Vom Lernen ist schlechterdings keine Rede. Ihre einzige Beschäftigung ist die Arbeit, ihre Erholung ist Putz und Tabak. Und kaum sind sie 12 und 13 Jahre alt, so werden sie verheirathet, d. h. jetzt beginnt erst ihre allertraurigste Zeit. Des Mannes Lastthiere, gut genug zum Sklavendienste, preisgegeben all seinen Lüsten und Grausamkeiten —

so leben sie dahin unter den Qualen der Vielweiberei, überdrüssig des Lebens, froh wenn dasselbe ein Ende nimmt, Unmuths daß sie nicht als Kinder getödtet wurden, immer bereit ihren Kleinen aus Mitleid dieselbe Pein zu ersparen durch Kindermord, der ihnen kein Frevel ist. Das sind die Frauen China's, unter deren Händen das nachfolgende Geschlecht zunächst aufwächst; wenn das die Mütter China's sind, was soll man von der Zukunft dieses Landes erwarten?

Und bisher war noch kein Wort von der Religion der Chinesen die Rede. Lasset mich auch davon noch Etliches euch erzählen, es ist eine überaus armselige Religion.

Was opfern die Chinesen? So leicht macht es sich kein Volk mit seinen Opfern: China verbrennt Streifen von Gold- und Silberpapier, und das heißt ein Opfer! Solch Gold- und Silberpapier wird in ungeheuern Massen verbraucht und bildet einen bedeutenden Handelszweig; reiche Leute unterhalten besondere Personen, die für sie solche Papierstreifen verbrennen. Damit wollen sie anzeigen, daß sie Hab und Gut ihren Göttern aufopfern — freilich eine bequeme Art, sich mit seinen Göttern abzufinden, da man das Beste, die Sache selbst, für sich behält und ein paar Papierstreifen den Göttern verbrennt! Und was sind das nun für Götter? was ist die Religion China's? Fragt einen vornehmen Chinesen, so wird er lächeln und wird sagen, die Religion ist gut genug, um das unwissende Volk in Gehorsam zu erhalten, der große Haufe braucht eine Religion, wir aber sind darüber hinaus. China's Religion ist, mit vornehmen Gedanken über alle Religion sich hinwegzusetzen und gar keine Religion zu haben. Hört, wie es dort so weit gekommen ist.

Alle Religion ist ursprünglich Anbetung des Einen lebendigen Gottes gewesen, bis man Gott vergessen über der Natur, da denn an die Stelle Gottes die Naturkräfte getreten sind. So hat auch in China ganz in weitester Ferne noch die Er-

innerung an Einen Gott gedämmert, ist aber allmählich immer mehr zurückgetreten, und an deren Stelle ist die Vielgötterei gekommen, da man die Zahl der Götter zuletzt wie den Sand am Meere schätzte. Kein Wunder, wenn zuletzt viele Thorheiten zu Tage traten, und Manches solch einer Religion sich schämte. Da trat etwa 500 Jahre vor Christo in China ein Mann Namens Confucius auf, früher ein Schreiber, nachher ein vornehmer Beamte, und lehrte, um alle seine Weisheit mit Einem Wort zu sagen, Rechtthun ist die beste Religion. Zwar wollte er den alten Volksglauben nicht umstoßen, all das ließ er auch daneben stehen, aber den Vornehmen sagte er, das Alles seien blos mißverstandene Bilder und Gleichnisse, wirklich sei all das nicht, all diese Gottheiten seien nur allgemeine Wahrheiten. Wirklich und wahr, lehrte er, sei nur, was all dem zu Grunde liege, nehmlich das Rechtthun, das sei die Hauptsache. Wer recht thue, sei Gott angenehm, Rechtthun sei die beste Religion. Und so wie er, hielten es allmählich alle Chinesen, die zu den Vornehmen und Gebildeten gehören wollten. Sie stießen die Volksreligion nicht um, machten sogar alle Festlichkeiten mit, aber es war Alles nur leere Form, ihre Religion war ihnen das Rechtthun, d. h. der Obrigkeit gehorchen, die Eltern ehren, dem Nächsten nichts Böses thun, und was darüber hinaus geht, das dünkte ihnen vom Uebel. So kam es, daß China allmählich seine Religion verlernte. Der vornehme Chinese betet nicht, er opfert nicht, er verbrennt seine Gold- und Silberpapierstreifen und lächelt dazu, und wenn Andere mehr thun, werden sie zwar nicht verspottet, man läßt sie gewähren, denkt aber dabei: ich weiß es doch besser, daß an eurer ganzen Sache Nichts ist! China's Religion ist keine Religion haben, seine Religion ist das Rechtthun, und noch dazu ein recht armseliges Rechtthun, das mit allen Sünden sich verträgt.

Ihr seht, was bei uns Leute als das Allerneuste und Beste

in Sachen der Religion bringen, das ist eine uralte Sache. Die Sadducäer im Judenlande waren gerade so weit, und die Chinesen haben solch eine Weisheit auch schon gekannt. Das Sprüchlein „Rechtthun ist die beste Religion" ist eine uralte Lüge Satans, der mit diesem Wort den Leuten die Religion aus dem Herzen stiehlt. Rechtthun ist eine Frucht der Religion, aber es ist keine Religion selber, und wer keine Religion hat, der kommt auch zu keinem Rechtthun. China ist ein Beweis für die Wahrheit des Wortes, daß ohne Religion auch ein Rechtthun unmöglich ist. O ein armes Volk und Land, das keinen Gott mehr kennt, das nimmer betet, das vornehm lächelt, wenn von Religion die Rede ist, und dabei satt und selbstzufrieden hinblickt auf diese seine armselige Weisheit, als wäre das lauter Reichthum und Weisheit!

Und nun faßt Alles zusammen, was wir von den Chinesen gehört haben. China ist eine Welt für sich, abgeschlossen von aller Welt nach Innen wie nach Außen, ein Volk voll Sünden und Lastern, das an seinen Sünden sichtbarlich zu Grunde geht, und doch dabei so satt und selbstzufrieden, ein Volk ohne Religion, längst über all das hinaus, es bedarf all das nicht mehr, es ist zu klug dafür. Das ist China, ein Pharisäervolk wie kein zweites in der Welt, das blindlings ins Verderben hineinrennt und dabei immer noch das sichtbare Himmelreich sich dünkt.

Wie diesem Volke geholfen werden kann, und wie man versucht hat ihm zu helfen, das wollen wir, so Gott will, das nächste Mal hören. Für heute lasset mich nur noch ein paar Stücke euch Allen recht an das Herz legen; Gott gebe, daß ihr es euch merken und beherzigen möget!

Vor Allem, glaubt es doch einmal, daß das Wort „Rechtthun ist die beste Religion" ein Lügenwort ist. Alles Rechtthun kommt her aus der Religion, d. h. aus der Gemeinschaft mit Gott, und wer keinen Gott hat und kennt, der kann auch nicht recht

thun. Wie weit es ein Mensch mit dem Rechtthun bringt ohne Religion, das kann eben China beweisen. Das ist wohl war, das Rechtthun soll die Frucht der Religion sein, und die haben Recht, die von einer Religion Nichts halten, die in schönen Worten und frommen Redensarten sich beweisen will. Religion vorgeben und dabei in Sünden leben wollen ist Gleißnerei. Wem es ein Ernst zur Religion ist, der soll lernen Recht thun. Aber was Frucht der Religion ist, das soll man mit der Sache selber doch nicht verwechseln. Es ist wahr, keine Religion ohne Rechtthun, aber das Andere ist nicht minder wahr, kein Rechtthun ohne Religion!

Dazu kommt aber noch ein Anderes, was ich euch heute an das Herz legen möchte. Es ist die Bitte, lasset euch die Missionssache doch wohl am Herzen liegen! Kümmert euch darum doch, wenn ihr davon hören könnet; kommt fleißig in unsre Missionsstunden, steht der Missionssache doch nicht so fremd und ferne gegenüber! Helft mit für die Mission, so viel ihr vermöget! Und da meine ich weniger eure Gaben für die Mission — es ist recht, wenn ihr dafür gebet, und thut's nur recht fleißig und willig; ich meine aber mehr als das, ich meine eure Gebete. Die Ernte ist groß, sagt der HErr, und wenig sind der Arbeiter, und noch heutzutage ist es die Klage aller Missionsfreunde, daß es an tüchtigen Missionaren fehlt. Aber der HErr zeigt uns, wie es damit besser werden kann: bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende. Rechte Missionare sind eine Gabe Gottes, die erbeten sein will. So laßt uns der Fürbitte für die Missionssache nicht vergessen, laßt uns treuer als bisher die Missionssache auf betendem Herzen tragen, laßt uns fleißig und ernstlich allezeit beten: Zu uns komme dein Reich! Amen.

9. China II.

Matth. 9, 37. 38:

Da sprach JEsus zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.

Das Wort des HErrn, das unser heutiger Text uns bietet, zeigt uns vornehmlich ein Doppeltes. Vor Allem sehen wir, was der Völkerwelt zumeist noth thut: das sind die rechten Arbeiter, Männer die den Völkern das Eine was noth thut bringen, die ihnen das Evangelium verkündigen, diese Gotteskraft zur Seligkeit. Tüchtige Missionare sind noth, daran fehlt's überall, das ist die allgemeine Klage unter allen Freunden der Mission. Aber unser Text zeigt uns auch, wie solche Missionare den Völkern zu Theil werden: sie sind eine Gottesgabe, die erbeten sein will. Bittet den HErrn der Ernte, daß Er treue Arbeiter in seine Ernte sende!

Es gibt wohl kaum ein Land, das an dies Wort so uns erinnert, als das Land, davon wir das letzte Mal geredet, das Kaiserreich China. Ihr erinnert euch ja noch, wie es dort aussieht. Es ist ein Reich, man kann sagen, eine Welt für sich, aber auch abgeschlossen in sich, satt und selbstzufrieden durch und durch, auf jedem Chinesengesicht steht es geschrieben: Ich bin Etwas, und alles Andere ist Nichts! Das Chinesenvolk ist ein Pharisäervolk, wie kein Anderes, und doch hat es alle Religion

längst so gut wie abgeschüttelt, alle Religion gilt ihm als Aberglaube, seine Weisheit ist das Sprüchlein: Rechtthun ist die beste Religion! Das war es, was wir das letzte Mal ausführlich betrachtet haben. Lasset uns nun für heute hören, was das Missionswerk in China ausgerichtet, und Gott der HErr wolle die Betrachtung seiner Werke unter diesem armen Heidenvolke an uns Allen reichlich gesegnet sein lassen!

Die Ersten, die dem Kaiserreich China das Evangelium nahe brachten, waren die Katholischen. Vor mehr denn 300 Jahren bereits kamen die ersten Missionare dahin, und vermöge der Klugheit, die der katholischen Kirche eigen ist, breitete sie sich bald in China aus. Die Missionare kleideten und geberdeten sich wie chinesische Götzenpriester, all ihrem Thun und Wirken gaben sie einen chinesischen Anstrich, überall suchten sie an heidnische Bräuche anzuknüpfen. Es war möglich, daß Einer getauft sein konnte und wußte gar Nichts davon. Besonders hatten sie es auf die Kinder abgesehen. Es ist nicht blos etwas Altes, was inzwischen abgethan worden wäre, es ist Etwas aus dem Jahre 1853, daß ein katholischer Missionar berichtete, wie es bei Taufen zugegangen. Wird ein Kind krank, so wird in die Apotheke geschickt, die ein katholischer Missionar hält; der Missionar macht zugleich den Arzt und kommt, und sobald er Gefahr merkt, nimmt er unvermerkt einen Schwamm mit reinem Wasser und tauft heimlich das Kind, ohne daß Jemand nur Etwas davon weiß. Die Mutter meint, das Kind empfange Arznei, und das Kind ist getauft und wird dann als Christ in dem katholischen Verzeichniß aufgeführt. Bei solcher Weise ist es nicht zu verwundern, wenn die katholischen Christen in China nach hundert Tausenden zählen: es ist ihnen weniger um Bekehrungen, als vielmehr um Taufen zu thun.

Dazu kam, daß die katholischen Missionare sich bald über ihren Beruf hinaus in Staatshändel eindrängten. Sie begannen

Ränke, es kam selbst zu Verschwörungen. Die Folge davon waren grausame Christenverfolgungen und zuletzt das Verbot, das Christenthum in China zu predigen. Auf die Taufe eines Chinesen wurde die Todesstrafe gesetzt, und erst die neuesten Vorgänge haben diese strengen Gesetze gegen das Christenthum aufgehoben.

So zählt die katholische Kirche noch heutzutage große und zahlreiche Christengemeinden, und es mag ja wohl sein, daß auch da und dort eine Seele aufrichtig ihr Seelenheil schaffen mag; aber im Ganzen und Großen ist die katholische Mission ein unreines Gemenge von Christenthum, Heidenthum und Politik, und hat wenig des HErrn Wort bedacht: Prediget das Evangelium, d. i. die Botschaft von JEsu Christo, dem Heiland der Sünder, und sonst Nichts!

Wenden wir uns darum von der katholischen Mission nunmehr zur evangelischen Missionsarbeit, und da sind es sonderlich zwei Männer, deren Wirksamkeit wir betrachten müssen, der Eine ist ein Engländer, der Andere ein Preuße.

Es ist bereits mehr denn 60 Jahre, da sah man auf einer Büchersammlung in London täglich einen jungen Menschen, der eifrig in einem Haufen von seltsamen Papieren und Büchern las. Auf die Frage, was er denn da thue, antwortete er, er suche die chinesische Sprache zu lernen, um dereinst einmal die heilige Schrift in dieselbe zu übersetzen. Das war ein schlichter Handwerkersohn aus England, Namens Robert Morrison. Und als dieser junge Mensch nun unterrichtet und ausgerüstet war und eben sich einschiffen wollte, um von England nach China zu fahren, trat zu ihm ein Mann und fragte spöttisch: Also Ihr hoffet die Chinesen zu bekehren? Darauf entgegnete Morrison: Nein, das hoffe ich nicht, aber ich glaube, Gott wird es thun. Morrison's Hauptaufgabe war die chinesische Sprache, und wie

viel gehörte doch dazu, um diese Sprache zu lernen. Es ist jede Sprache schwierig, wenn sie gründlich gelernt werden soll, zumal wenn Eins in einer fremden Sprache sprechen oder gar predigen können will, und wer noch gar keine fremde Sprache versteht, hat noch keine Ahnung davon, wie viel Mühe und Arbeit und Zeit dazu gehört; aber die allerschwierigste Sprache, wohl der ganzen Welt, ist doch die chinesische Sprache. Wir Deutschen haben 25 Zeichen oder Buchstaben; die Chinesen haben etwa 30—40,000 Zeichen, von denen zwar viele nur selten vorkommen, immer aber bleiben noch 4—6000 Zeichen übrig, die Eins verstehen muß, um die chinesische Sprache lernen zu können. Und wie schwer geht es mit der Aussprache, jeder Ton gibt einen anderen Sinn, ein Wort kann auf achterlei Weise ausgesprochen werden und hat immer einen anderen Sinn. Dazu kommt, daß man erst chinesisch denken lernen muß, ehe man chinesisch sprechen kann. Ich könnte euch einen ganzen Satz vorsagen, Wort für Wort ins Deutsche übersetzt, und ihr würdet doch keinen Sinn herausbringen. So verschieden ist die chinesische Sprache, diese wunderlichste, schwierigste und verbreitetste aller Sprachen der Welt, die zu erlernen eine Riesenarbeit erfordert, und doppelt und dreifach in einer Zeit, wo Morrison diese Sprache lernte, der von allen Hülfsmitteln der Gegenwart noch Nichts vorfand.

Mit der nöthigen Sprachkenntniß ausgerüstet, langte Morrison im September 1807 in China an und suchte nun dort zunächst in der Stille sich für seinen Beruf vorzubereiten. Mit Hülfe Eingeborner suchte er die chinesische Sprache sich noch gründlicher anzueignen, vor Allem aber begann er auch die heilige Schrift in die Landessprache zu übersetzen. Nach sieben Jahren war das neue Testament vollständig in das Chinesische übersetzt, und als abermal fünf Jahre vorüber waren, konnte auch das alte Testament dem Druck übergeben werden; auch war ein chinesisches Wörterbuch nebst einer Anzahl kleinerer Erbauungs-

bücher übersetzt. Damit war nun im Jahr 1819 ein großes Stück Arbeit geschehen.

Daneben versäumte es Morrison auch nicht, den guten Samen wo er konnte nach Kräften auszustreuen. Er predigte, wo er es thun konnte, ohne allzusehr aufzufallen — denn immer noch stand ja die Todesstrafe auf einer Bekehrung zu Christo. Und nach siebenjähriger Arbeit hatte Morrison die Freude, den Erstling China's zu taufen, und bald sammelte sich unter steter Todesgefahr ein Häuflein Bekehrter, die das Wort des Lebens aus dem Munde Morrison's vernehmen wollten. Ein kleines Gemeindlein neben der Uebersetzung der Bibel war die Frucht der Missionsarbeit Morrison's, der am 11. Oktober 1834 zu seines HErrn Freude einging. Damit ging die erste Zeit evangelischer Missionsarbeit in China zu Ende, es war eine Zeit stiller Vorbereitung, wo Alles nur erst unter steter Todesgefahr angebahnt werden konnte.

Aber bereits war der Mann vorhanden, mit dem die Mission China's sich weiter ausbreiten sollte — dem Engländer, von dem wir bisher gehört, folgte nunmehr ein Deutscher, sein Name war Karl Gützlaff. Er war von Geburt ein Preuße, der Sohn armer Eltern, bereits hatte er als Gürtlergeselle gearbeitet, nachher kam er durch Vermittlung des Königs von Preußen in das Missionshaus zu Berlin, dort wurde er zum Missionsdienst unterwiesen und vorbereitet. Nach längerer Vorbereitung theils in der Heimath, theils in verschiedenen Gegenden Asien's selber, unternahm Gützlaff seine erste Missionsreise in das Innere China's. Als Arzt des Leibes wollte er dem Volk nahe treten, um dann, so viel Gott es gebe, auch als Arzt der Seele Eingang zu finden. Und Gützlaff war ganz der Mann, um bei den Chinesen sich Eingang zu verschaffen. Er redete das Chinesische wie seine Muttersprache, er kleidete sich wie ein Chinese, er führte selbst einen chinesischen Namen, und die ihn gesehen, versichern, daß

selbst seine Gesichtszüge den chinesischen Ausdruck hatten. So hatte Gott ihn bestimmt zur Missionsarbeit in China. Gützlaff machte verschiedene Reisen in das Innere des Landes und fand eine viel bessere Aufnahme, als er erwartet hatte. Als Arzt fand er überall Vertrauen, von allen Seiten kam man ihm entgegen und suchte seine Hülfe, auch die kleineren Schriften die er austheilte wurden gerne angenommen; aber wenn er predigen wollte, hatte er viel über Stumpfsinn und Gleichgültigkeit zu klagen. Es geht den armen Chinesen, schrieb er, wie allen Eigengerechten, wie jedem natürlichen Menschen. Er läßt sich allenfalls gefallen, eine Rede über Gottes Eigenschaften, gegen Götzen und Götzendienst zu hören; aber kaum spricht man vom Kreuz Christi, von Sünde und Sündenvergebung, so suchen die Chinesen von dem Gegenstand abzubrechen. Schon gut, sagen sie wohl; JEsus war euer Landsmann, wie Confucius der unsrige ist, beide haben eine Religion für ihre Landsleute gemacht, und jede ist für diese. Gleichwohl fuhr Gützlaff in seiner Thätigkeit für China unermüdlich fort. Er verbreitete Bibeln und andere christliche Schriften, er unterrichtete einzelne Chinesen, die zum Unterricht sich einstellten, er nahm sich der Kranken und Verlassenen an und unterstützte sie leiblich und so viel es möglich war geistlich, insonderheit nahm er sich auch der Kinder an, errichtete Schulen für dieselben und Waisenhäuser für solche, die ausgesetzt worden waren, und gar manche Frucht seiner Arbeit durfte er bereits sehen.

Da brach im Jahr 1839 ein Krieg zwischen China und England aus, der alle Missionsarbeit mit einem Mal zu zerstören schien. Es war ein Krieg voll Schmach für das englische Christenvolk, der aber durch Gottes Gnade noch zum Besten der Missionssache gelenkt wurde. Dieser Krieg hieß der Opiumkrieg. Ihr erinnert euch ja noch wohl aus unsrer letzten Missionsstunde, was für ein Gift das Opium ist. Was der Branntwein bei

uns an unzähligen Menschen und Häusern thut, das und noch viel Schrecklicheres richtet das Opium bei Allen an, die einmal damit angefangen, dies Gift, das aus dem Mohnsamen bereitet wird, um in langen Pfeifen geraucht zu werden, einzuschlürfen. Selbst die Heiden sagen es, daß China am Opium zu Grunde geht, wenn ihm nicht geholfen wird. Und wer hat den Chinesen dies verführerische Gift gebracht? Das haben die Christen gethan, das haben die Engländer gethan, die ihres Christenthums so gerne sich rühmen — das haben sie gethan aus schnödem Eigennutz, aus schändlicher Gewinnsucht. Zuerst haben sie das Opium eingeführt und Millionen damit gewonnen, und als der Opiumhandel verboten wurde, haben sie es heimlich gethan und mit dem Opiumhandel das Land ruinirt und sich Geld erworben. Der Kaiser von China erkannte, was seine Regentenpflicht sei. Er faßte einen kühnen Entschluß und gab den Befehl, es sollte alles Opium, das sich finde, ins Meer geschüttet werden. So wurde im März 1839 für etwa 29 Millionen Gulden Opium an Einem Tag im ganzen Reiche zerstört. Das war eine kühne That, doppelt löblich von einem Heidenvolk, — und als England, das Christenvolk, davon hörte, erklärte es den Krieg gegen China. Dieser Opiumkrieg war für den Christennamen eine Schmach, davon es recht galt: Um eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden, und alle Christen, sonderlich alle Freunde der Mission, fühlten es tief, wie schwer damit die Missionsarbeit in China gefährdet sei. Aber es ging wieder einmal in Erfüllung, was geschrieben steht: Ihr gedachtet's böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Als im Jahr 1842 Friede geschlossen wurde, mußten außer manch anderen Demüthigungen die Chinesen auch fünf Hafenstädte dem Handelsverkehr eröffnen. Die Fremden hatten damit wenigstens in einem kleinen Theil China's Zutritt gewonnen. Das war des Handels halber geschehen, aber wer wollte es nun den Missionaren wehren,

daß auch sie ihre Arbeit wieder aufnahmen? Durch den Vertrag von Nanking im Jahre 1842 wurde dem Evangelium wenigstens in fünf Städten China's der Zutritt eröffnet.

Gützlaff benützte sofort die errungene Erlaubniß und faßte den kühnen Plan, China durch das Evangelium zu erobern und zwar durch Chinesen. Er gründete zu dem Ende einen Verein, der es sich zur Aufgabe setzte, China durch Chinesen zu bekehren. Wo er unter seinen Bekehrten Leute fand, die dazu fähig waren, die unterwies er eingehender, und hatten sie seine Schule durchgemacht, gab er ihnen Bibeln und andere Schriften mit und ließ sie in das Innere des Landes gehen. War einige Zeit vorüber, so mußten sie wieder kommen und Bericht abstatten, und in der Regel brachten sie einen oder etliche Chinesen mit, die getauft werden wollten. Das war ein guter Plan, der manche gute Frucht brachte, wenn auch manche Betrüger sich mit dabei einschlichen. Gützlaff hatte die Freude, in China viel Gutes zu wirken und durch Reisen, die er deshalb nach Europa machte, auch dort die Herzen und Augen der Christen nach China zu lenken. Er starb nach treuer Arbeit am 8. August 1851, sein letztes Wort war das Wort: Es ist vollbracht! Sein Versuch war der großartigste Versuch, der je gemacht worden, um eine ganze Nation in Masse mit dem Evangelium bekannt zu machen, und mit Recht heißt der Mann der Apostel der Chinesen.

Mittlerweile waren aber von allen Seiten Missionare in China angekommen; aus Deutschland wie aus England und Amerika wurde die Missionsarbeit in China rüstig in Angriff genommen. Gegenwärtig sind etwa 100 evangelische Missionare in China, bereits sind 57 Schulen angelegt, 1265 Chinesenkinder werden unterrichtet, 698 Erwachsene sind getauft. Es geht langsam vorwärts; es geht unter unsäglichen Schwierigkeiten vorwärts; aber es geht eben doch vorwärts. Und daß Gott der HErr in China sein Werk hat, daß Er dort Etwas zu thun

vorhat, dafür läßt sich schließlich ein Doppeltes zum Beweis anführen.

Das Eine ist ein furchtbarer Aufstand in China, der im Jahr 1850 ausbrach und wenigstens zum Theil heute noch fortwährt. Ein Schullehrer, Namens Hangsiutschen, hatte bei einem Missionar Unterricht erhalten, hatte dann aber aus Ehrgeiz sich von ihm abgewendet und sich für einen gottgesandten Propheten ausgegeben. Er nannte sich einen jüngeren Bruder JEsu, der berufen sei, den Götzendienst abzuschaffen und die zehn Gebote einzuführen. Bald hatte er einen Anhang, und da die Hungersnoth, die Grausamkeit der Obrigkeit, die Armuth und Noth viel Unzufriedene gemacht, sammelten sich immer mehr um ihn. Bald stand er an der Spitze eines Heeres, bald fiel eine Stadt nach der andern, eine Provinz nach der andern in seine Gewalt. Nun hat freilich mit diesem aufrührerischen Wahn das Christenthum Nichts zu thun; aber das scheint doch der Fall, daß Gott der HErr viel verkommenes und verrottetes Unwesen in China zusammenschlagen will, und vielleicht gilt es auch da noch, was geschrieben steht: Allein die Anfechtung lehret aufs Wort merken.

Und dazu kommt noch ein Anderes. Im Jahr 1856 brach aufs Neue Krieg zwischen den Chinesen einerseits und den Engländern und Franzosen andrerseits aus; es war wiederum ein Krieg, wie ein Christenvolk sich dessen schämen sollte. Aber Gott der HErr hat es abermals zum Besten seines Reiches gelenkt. Im Vertrag von 1858, der dem Krieg ein Ende machte, wurde China den Europäern eröffnet, dem Christenthum der Zutritt in China aufgethan, und die Todesstrafe, die bisher auf den Uebertritt zum Christenthum gesetzt war, aufgehoben. Mit dem Jahr 1858 steht China offen, und die Missionare benützen treulich diese Erlaubniß, China mit dem Evangelio zu erfüllen. Gibt Gott Gnade, so wird sein Wort laufen und gepriesen werden auch noch im ungeheuern Chinesenreiche.

Da lasset auch uns mithelfen, was wir vermögen. Helft mit durch eure Handreichung, aber helft vor Allem auch mit durch eure Fürbitte. Es fehlt in China sonderlich an tüchtigen Missionaren, nur die Allertüchtigsten sind dort brauchbar; so bittet den HErrn der Ernte, daß Er treue Arbeiter in seine Ernte sende. Lasset die Missionssache eurer Fürbitte wohl empfohlen sein! O betet allesammt, daß des HErrn Wort laufe und gepriesen werde in China wie in allen Landen, durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

---

10. Die Neger in Westafrika.

Psalm 68, 32:
Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.

Das Mohrenland, von dem König David in unserm heutigen Texte redet, weist uns hin nach Afrika, und wer hat noch Nichts gehört von dem Jammer der armen Neger? Es gibt viel geplagte Völker, aber unter allen Völkern sind doch die unglücklichsten die Negervölker. Kein Volk der Erde erfährt solch Elend, keines erduldet solche Mißhandlungen, keines seufzt unter solch unerträglichem Drucke, keines wird so zertreten von Heiden wie von Christen, als die Neger Afrika's. Gott sei Dank, daß auch diesen Völkern eine Verheißung gegeben ist, daß auch sie noch ihre Hände ausstrecken sollen zu dem lebendigen Gott! Gott sei Dank, daß der Fluch, der auf dem Mohrenland lastet, durch Gottes Gnade auch noch weichen muß! Ich denke, es wird euch Allen recht sein, wenn wir diese Negervölker einmal eingehend ins Auge fassen, wenn wir zunächst einmal hören, wie es denn bei ihnen aussieht, und warum sie denn die ärmsten unglücklichsten Völker sind. Je mehr wir den Jammer der armen Neger kennen, desto mehr werden wir uns freuen, wenn ihnen geholfen wird, desto lieber werden wir mithelfen, daß sie wirklich ihre Hände zu Gott ausstrecken. Der Jammer der armen Neger sei demnach der Gegenstand unsrer heutigen Missionsbetrachtung!

Das wißt ihr Alle, das Mohrenland, weitaus der größte Theil Afrika's, ist ein heißes Land, fast senkrecht steht zum Theil die Sonne über dem Haupte, und ihre Gluth dörrt Feld und Flur, ja Mark und Bein aus. Von Frühjahr und Herbst weiß man dort Nichts, und der Winter besteht in einer Regenzeit; desto mehr kennt man den Sommer mit seiner verzehrenden Gluthhitze. Die Luft ist ungesund, zumal in den Küstenländern, wenig Fremde können dort ohne heftige Krankheiten eingewöhnen, noch weniger können auf die Dauer dort leben. Es gibt Gegenden in Westafrika, wohin zu gehen, wie ein Engländer sagte, gerade so viel Muth erfordert, als sich vor eine geladene Kanone zu stellen. In einem Zeitraum von mehreren Jahrzehnten sind im Dienste der Mission in Westafrika mehr als 100 Missionare in ein frühes Grab gesunken.

Aber das Alles ist der Fluch nicht, der auf dem Mohrenland lastet. Denn es gibt ja doch auch wieder Gegenden, die schön und gesund sind, und die Neger selbst, die für das Land eigens gebaut sind, vertragen ja all diese Gefahren, die der Europäer dort vorfindet, leicht und ohne Schaden. Was ist denn nun also der Jammer der armen Negervölker?

„Das Erste, das Jedem auf den ersten Blick in die Augen fällt, ist die Sklaverei, die in Afrika sich findet, wie in keinem andern Lande der Welt. Ein Mann, der in Afrika viel gereist ist, hat einmal gesagt, Afrika ist ein großes Sklavenland, drei Viertheile seiner Bevölkerung sind Sklaven. Ein Sklave aber ist nicht etwa ein Knecht, unsere Dienstboten haben ein Herrenleben gegen jene Sklaven; die Sklaven sind Leibeigene, die mit Allem, was sie sind und haben, ihrer Herren freies Eigenthum sind; sie sind ihre Hausthiere, mit denen sie schalten und walten können, wie es ihnen gefällt.

Ihr fragt wohl, wie ist das möglich, daß Menschen zu solchen Sklaven, also zu Hausthieren ihrer Mitmenschen werden

können? Davon gibt es sonderlich vier Ursachen. Es bricht ein Krieg aus zwischen verschiedenen Negerstämmen, und im Kriege werden Gefangene gemacht; diese Kriegsgefangenen sind Sklaven. Oder es kommt eine Hungersnoth, wie mancher Vater hat schon aus Hunger seine Kinder zu Sklaven verkauft, um mit dem Erlös sein Leben zu fristen, oder hat sich selbst in die Sklaverei begeben, um dem Hungertod zu entgehen. Oder es macht ein Neger Schulden und verpfändet sich selber mit Allem, was er hat; kann er zur bestimmten Zeit nicht zahlen, so wird er Sklave sein Leben lang. Oder ein Neger begeht ein Verbrechen; zur Strafe dafür wird er, wenn er nicht hingerichtet wird, in die Sklaverei verkauft. Kein Wunder darum, wenn es in Afrika von Sklaven wimmelt, wenn das Mohrenland wirklich ein großes Sklavenland ist.

All diese Greuel erreichen aber ihren Gipfel im Sklavenhandel, und die solchen Handel begonnen und getrieben haben bis auf den heutigen Tag, das sind nicht die Heiden, sondern die Christen. Ihr wißt ja, wie die armen Neger als Sklaven nach Amerika gekommen sind. Die Spanier, die Amerika entdeckt und dort reiche Goldgruben und ausgedehnte Pflanzungen angelegt hatten, bedurften Arbeiter, und weil sie die Eingebornen ausgerottet hatten, wandten sie sich nach Afrika; in den kräftigen Negern glaubten sie die rechten Leute für ihre Arbeit gefunden zu haben. So wurde bald mit diesen Negern Handel getrieben. In demselben Jahre, wo in deutschen Landen die Reformation begann, im Jahr 1517, wurde in Spanien der Sklavenhandel förmlich eingerichtet. Es währte nicht lange, so folgte ein Volk um das andere nach, zuletzt betheiligten sich alle seefahrenden Christenvölker an diesem grauenvollen Handel.

Wir haben heute nicht davon zu reden, wie es den armen Negern unter Wegs auf dem Meere ging, oder wie drüben in fernen fremden Landen sie mißhandelt wurden. Wir haben es

heute mit der Heimath der Neger, mit Afrika, zu thun, und was war nun dort die Folge, sobald dieser Sklavenhandel einmal eingeführt und betrieben wurde?

An etlichen Beispielen mögt ihr die Folgen solchen Handels für das arme Negervolk in seiner Heimath selber sehen.

Da zieht ein Sklavenhändler im Lande umher, er geht von Ort zu Ort, überall bietet er seine Waare feil, er bietet bunte Tücher und Glasperlen, bietet Branntwein und Werkzeuge aller Art, und was er dafür fordert, sind Kinder, oft fünf und sechsjährige Knaben und Mägdlein. Es kommt vor, daß eine Mutter ihr zehnjähriges Töchterlein für ein Halsband von Glasperlen dahin gibt, und wie das arme Kind flehentlich bittet, die Mutter solle sie doch nicht verstoßen, sie wolle sie warten und pflegen bis ins Alter, nur verstoßen solle sie das eigene Kind nicht, so schüttelt sie die Perlenschnur ihr ins Gesicht, wirft das Kind von sich, und der Sklavenhändler treibt es fort aus der Heimath, die es nie wieder sehen soll. Da sind ferner Häuptlinge und Könige unter den Negern, die gemerkt haben, wie einträglich dieser Handel ist, und sofort machen sie selbst die Seelenverkäufer. Entweder läßt solch ein Fürst von seinen eigenen Unterthanen, so viele er braucht, einfangen, oder er überfällt ein benachbartes feindliches Volk, oder er stellt förmliche Sklavenjagden an, um mit den erbeuteten Negern Handel zu treiben. Und was der Negerfürst für diese seine Mitmenschen begehrt, sind Waffen oder Branntwein oder europäischer Flitter. So sagte einmal Einer zu einem reisenden Sklavenhändler: Drei Dinge begehren wir von dir, drei andere geben wir dir dafür, wir begehren Flinten, Pulver und Branntwein, wir geben dir dafür Männer, Weiber und Kinder. So treiben es die Negerfürsten im Großen, so machen es ihre Unterthanen im Kleinen nach. Wie es bei uns Diebe und Räuber gibt, die Geld und Gut davon tragen, so gibt es in Afrika Menschendiebe, die auf dem

Wege die Leute überfallen, oder sie in Wohnungen locken und dort gefangen nehmen, ja selbst in Häuser einbrechen und Kinder stehlen, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Und wie es bei uns Jahrmärkte gibt, wo Waaren ausgeboten werden, so gibt es in Afrika große Sklavenmärkte, wo Männer und Weiber und Kinder ausgestellt und zum Theil um große Summen gekauft und verkauft werden. Es begreift sich leicht, wie solch ein Handel die Negerwelt immer mehr verwildert, wenn die Sklaverei zum förmlichen Erwerbszweig wird, wenn jeder Neger nur darauf bedacht ist, wie er für Branntwein und allerlei bunten Flitter recht Viele seiner Brüder auf den Markt christlicher Europäer bringen könne.

Es ist wahr, seit etwa 100 Jahren haben edle Menschenfreunde in Europa wie in Amerika dem Greuel der Sklaverei wie des Sklavenhandels zu steuern gesucht. Im Jahr 1772 wurde in England gesetzlich ausgesprochen, jeder Sklave, der seinen Fuß auf englischen Boden setze, solle frei sein; im Jahr 1794 gab Frankreich all seinen Sklaven die Freiheit; im Jahr 1807 wurde in England der Sklavenhandel förmlich abgeschafft; im Jahr 1822 wurde der Menschenhandel für Seeräuberei erklärt; im Jahr 1838 wurden auf den englischen Besitzungen alle Sklaven frei gegeben. Seit dem Jahr 1842 haben sich alle europäischen Staaten zur Unterdrückung des Sklavenhandels vereinigt, und in den letzten Jahren ist selbst in Amerika, wo man am längsten sich dagegen sträubte, nach langen blutigen Kriegen es endlich einen Schritt vorwärts gegangen, um den Greueln der Sklaverei Einhalt zu thun. Aber der Sklavenhandel hat darum noch nicht aufgehört, der Gewinn davon ist so verlockend, daß fort und fort dieser Handel getrieben wird; ja es ist in Folge der gewaltsamen Unterdrückung, da nun Alles heimlich geschehen muß, zum Theil noch schlimmer geworden, und so lange die Neger selbst den Sklavenhandel nicht lassen, wird

derselbe auch nie völlig aufhören. Es gibt nur eine Macht, die diesen Greuel völlig beendigen wird, das ist die Macht des Evangeliums.

Das thut aber um so mehr noth, da die Neger nicht blos unter den Greueln der Sklaverei zu Grunde gehen, das Alles ist doch nur ein Nothstand, den sie durch fremde Schuld erleiden, es ist ein Greuel von Außen her, unter dem sie schwer seufzen; aber Afrika seufzt noch unter ganz anderen Schäden, die nicht von Außen kommen, sondern die seine eigene Schuld sind. Es steht geschrieben: Die Sünde ist der Leute Verderben, und die Negervölker geben den Beweis dafür. Lasset uns, damit wir den Jammer der Neger noch besser kennen lernen, nun auch noch darauf einen Blick werfen!

Es sind sonderlich drei Feinde, die den Neger ins Elend stürzen. Ein Feind ist zunächst von Außen gekommen, den haben Christen ihnen gebracht, das ist der Branntwein, den zuerst die Neger nicht mochten, und zuletzt haben sie ihn nicht mehr lassen können. Für Branntwein gibt der Neger gegenwärtig Weib und Kinder, ja selbst seine Freiheit hin. Welch furchtbare Verheerungen richtet der Branntwein in Christenländern an, und wie furchtbar erst verheert er das arme Mohrenland! Ein zweiter Feind ist die Unzucht, die allen Menschen von Natur anklebt, aber wenig Völker leben so in der Fleischeslust, wie die Neger. Es ist oft, als wenn auch kein Funke von Schamhaftigkeit mehr unter ihnen zu finden wäre. Ein dritter Feind ist die Trägheit, die unter diesen heißen Himmelsstrichen doppelt leicht zu erklären ist. Wie schwer geht es dem Neger sich aufzuraffen, wie schwer geht es ihm nur zu arbeiten; wenn nicht die Peitsche oder der Hunger treibt, liegt der Neger am liebsten müßig herum. Wie sollte nicht solch ein träges wollüstiges Volk, das obendrein den Branntwein lieb gewonnen, sich selbst zu Grunde richten! Dazu bedenket, wie es insonderheit bei den Frauen im Mohrenlande steht!

Die Vielweiberei ist allgemein in Afrika, jeder Mann nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann. Wo aber die Vielweiberei herrscht, da ist Mißtrauen und Eifersucht zu Hause, da ist das häusliche Leben eine Qual und Pein, und die tiefste Erniedrigung und Versunkenheit des weiblichen Geschlechtes ist die Folge davon. Das Weib ist in Afrika Nichts als die Sklavin des Mannes. Kein Weib darf mit ihrem Manne aus einer Schüssel essen, sie ißt besonders und wohnt besonders; gefällt sie dem Manne nicht mehr, so schickt er sie fort oder verkauft sie, und Niemand kümmert sich darum. Das Weib steht unter den Negern auf der tiefsten Stufe, und wir begreifen es wohl, daß solche Weiber die Verführer ihrer Kinder zu allem Bösen sind. Und wie steht es nun mit diesen Negerkindern? Der Kindermord ist in Afrika überall zu Hause, zumal schwächliche Kinder oder Zwillinge werden oft genug hingemordet. Was aber am Leben bleibt, wächst auf, wie die Alten eben auch aufwachsen. Sie lernen Nichts, als was die erwachsenen Neger auch können, sie lernen fischen und jagen, lernen müßig gehen und Branntwein trinken, und von anderen Dingen ist keine Rede. Wenn die Jugend also heranwächst, was soll aus solch einem Volke werden?

Aber den tiefsten Grund von all diesem Jammer haben wir noch gar nicht genannt, das ist der Götzendienst der Neger, von dem zuletzt noch die Rede sein muß.

Das dürfen wir uns freilich nicht vorstellen, als wenn die Neger von Gott gar Nichts wüßten. Wir sind göttlichen Geschlechtes, sagt der Apostel, und haben darum Alle in unserm Gewissen zum wenigsten noch eine dunkle Ahnung von Gott, und es ist eine thörichte Rede, wenn man Völker finden will, die von einem göttlichen Wesen gar Nichts wissen. Aber das ist der Jammer der armen Neger, daß ihnen dies göttliche Wesen ein fernes fremdes Wesen ist, mit dem sie nicht zusammenkommen können. Die Neger sagen wohl, Gott ist zu hoch und zu groß

für uns, er kann sich mit den Menschen nicht einlassen; dafür hat er seine Untergötter, die Geister, die zwischen ihm und den Menschen stehen. Gott kümmert sich Nichts um die Menschen, er thut ihnen nichts Böses, dazu ist er zu gut; aber diese Geister sind böse und haben eine Freude, die Menschen zu quälen und zu verfolgen. Diese Geister erfüllen die Luft, sie wandeln auf Wegen und Stegen, sie lauern an Hecken und Zäunen, sie schrecken den Wanderer und ängstigen den Schlafenden, Niemand ist sicher vor ihnen. So ist das Leben des Negers ein Leben voll Furcht und Angst, und seine Religion steht darin, daß er diese Geister von sich abhält oder begütigt. Fetisch heißt man diese Untergötter, und was gilt in Afrika nicht als Fetisch? Die seltsamsten wie die gemeinsten Dinge, ein Stein, eine Schlange, ein Käfer, ein Raubthier ist Fetisch, sobald solch ein böser Geist es zu seiner Wohnung erwählt hat. Die ganze Natur ist voll solcher Fetische, und wie viel läßt sich's der arme Neger kosten, um vor solchen bösen Geistern sicher zu sein!

Das Eine, was der Neger dawider braucht, sind Zaubermittel, sonderlich Amulete, die man umhängt, um Schutz zu haben, und die betrügerischen Götzenpriester wissen davon viel Gewinn zu machen. Ein zweites Mittel ist das Gebet, denn das Beten ist dem Menschen angeboren; aber freilich was für ein Gebet findet man bei dem Neger! Es ist ein Rufen und Schreien, da man nicht weiß, zu wem es geht, noch ob es gehört und erhört wird. Wer kennt nicht das Schreien jener Baalspriester auf dem Gebirge Karmel in Gegenwart des Propheten Elia's? Geradeso armselig ist das Beten der armen Neger. Das dritte Mittel endlich, um Hülfe zu finden, ist das Opfer, das auch ein Bedürfniß des Menschenherzens ist, und das muß man den Negern lassen, sie lassen es sich oft großen Ernst sein mit ihren Opfern. Es gibt auch Opfer leichterer Art, es werden Eier und Früchte, es werden Glasperlen und andere ihnen werthe

Gegenstände geopfert; aber der Fetisch dürstet nach Blut, und blutige Opfer sind die rechten Opfer in Afrika. Aber Thieropfer sind dem Neger noch nicht genug, er bringt Menschenopfer, und je mehr Menschenblut fließt, desto mehr hofft der Neger die Gunst seiner Götter zu erlangen. Beginnt ein Krieg, so werden Menschen geopfert, um den Sieg zu gewinnen; ist der Sieg erfochten, so werden Menschen geschlachtet, um den Neid der Götter nicht zu erregen; ist Eins krank, oder kommt eine Seuche, so gibt es kein besseres Heilmittel, als Menschenblut; um die Schifffahrt auf einem Fluß zu verbessern nnd den Handel zu erweitern, hat man wohl eine Jungfrau an einen Pfosten gebunden und dann den Leib in einen spitzigen Pfahl hineingedrückt; gibt es wichtige Berathungen oder Unternehmungen, so müssen gräßliche Menschenopfer einen glücklichen Erfolg sichern. Vornehmlich aber wird Menschenblut an den Gräbern der Vornehmen oder Könige vergossen; denn je vornehmer Eins im Leben gewesen, desto größer muß sein Gefolge im Jenseits sein, und gibt man ihm dies nicht, so erscheint sein Geist an seinem irdischen Wohnplatz und thut den Hinterbliebenen alles Böse. So gemein sind Menschenopfer in Afrika. Ihr habt vielleicht schon gehört von jenem Fetischbaum, den ein Engländer in Afrika getroffen. Es war ein ungeheurer Baum mit großen Aesten, alle Zweige mit Stücken menschlicher Leichen bedeckt, der Stamm von zahlreichen Schädeln umgeben, tausende von Geiern flogen um ihre häßliche Nahrung her, hie und da schoß einer furchtlos nach einem halbverzehrten Arm oder Bein. Die Aeste des Baumes seufzten unter ihrer Last von menschlichem Fleisch und Gebein und schwankten langsam auf und nieder, so oft der großen Raubvögel einer aufflog. Das war der Fetischbaum, der Götzenbaum mit den furchtbaren Ueberresten von Menschenopfern. Ist das nicht ein Greuel, der zum Himmel schreit, ein Greuel, der aufschreit um Hülfe für die armen Neger?

Und was soll helfen? Was hilft vom Götzendienst, was hilft wider die Sünde, was hilft vom Jammer der Sklaverei? Es gibt nur ein Hülfsmittel, aber das ist gewiß und zuverlässig, das ist das Evangelium von JEsu Christo — das allein heilt alle Schäden und Nöthen, es heilt auch den Jammer der armen Neger. Denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn allein der Name unsers HErrn JEsu Christi, der da sei hochgelobt in Ewigkeit! Amen.

---

11. Sierra Leone und Liberia.

Psalm 68, 32:
Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.

Ihr wißt wohl selber, wie das prophetische Wort vom Mohrenland, das ihr eben vernommen, in Erfüllung geht: der Weg dazu, daß Mohrenland seine Hände zu Gott ausstreckt, ist die Mission. Wie hätten die armen Neger lernen können ihre Götzen abthun und dem lebendigen Gott die Ehre geben, wie hätten sie Christum, der Welt Heiland, kennen lernen können, wenn nicht Missionare gekommen wären und hätten ihnen das Evangelium, diese Gotteskraft zur Seligkeit, verkündigt? Man hat schon auf mancherlei Wege gedacht, den Negervölkern zu helfen; das einzige Heilmittel, das wirklich allem Jammer hilft, bringt die Mission.

Wir haben das letzte Mal den Jammer der armen Neger kennen gelernt; ihr werdet nun auch gerne hören, wie die Mission zu den Negervölkern gekommen ist, und da sind es vornehmlich zwei Namen, die wir vor Allem ins Auge fassen müssen, wenn wir die Missionsarbeit unter den Negern kennen lernen wollen, zwei Namen, die euch vielleicht bisher fremd geblieben, aber, will's Gott, werden sie euch heute lieb und werth werden; denn es sind zwei hell leuchtende Sterne, die weit hinaus in das Dunkel der heidnischen Negerwelt ihr Licht leuchten lassen — es sind die Namen Sierra Leone und Liberia. Wie an diese

beiden Orte das Evangelium gekommen, was es dort ausgerichtet, wie viel damit für alle Negerlande geschehen ist, das sei der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung!

Sierra Leone, zu deutsch Löwengebirge, ist eine Halbinsel an der Westküste Afrika's, ebenso fruchtbar für den Anbau durch seinen üppigen Boden, der eine Menge der edelsten Früchte trägt, als gefährlich für den Ausländer durch seine glühende Hitze wie durch seine ungesunde Luft. Hier sollten Tausende von unglücklichen Negern eine neue Heimath finden, hier sollte es sich zeigen, was christliche Liebe für die armen Schwarzen zu thun vermöge.

Es war im Jahr 1787, da bildete sich in England unter dem Namen einer afrikanischen Gesellschaft ein Verein von edlen Menschenfreunden, dessen Ziel es war, den armen unglücklichen Sklaven eine Heimath zu bereiten. Ihr wißt ja, wie bereits im Jahr 1772 in England es gesetzlich ausgesprochen wurde, daß jeder Sklave, der den englischen Boden betrete, frei sein solle, und könnet euch denken, wie in Folge dessen bald eine Anzahl solcher ehemaliger Sklaven in England sich vorfand, die zwar frei waren, aber nun nicht wußten, wovon sie leben sollten, es fehlte ihnen an Allem, bettelnd durchzogen sie das Land, durch ihre Freiheit kamen sie wohl auf böse Wege und wurden Verbrecher. Was sollte aus diesen armen Leuten werden? Da beschloß nun diese afrikanische Gesellschaft in England, solche freie Sklaven zu sammeln, sie nach Afrika heimzuschaffen, ihnen dort einen Wohnort anzuweisen und sie gehörig zu beschäftigen, kurz ihnen behülflich zu sein, daß sie dort ordentliche Menschen und darum auch ordentliche Christen werden könnten, und der Ort, den man dafür ausersah, war die Halbinsel Sierra Leone. Dort sollten diese freien Neger eine neue Heimath finden, wo Etwas aus ihnen werden könnte; dort hoffte man aber auch einen Ort zu finden, um von hier aus mit Hülfe der gewonnenen Neger

in die Finsterniß der Negerwelt selber Licht bringen zu können. Und als nun im Jahr 1787 ein Negerhäuptling dies Stück Land wirklich verkaufte, als mehrere Hunderte von Negern hieher gebracht wurden, wer hätte von dieser Niederlassung auf Sierra Leone nicht gute Hoffnung fassen sollen?

Aber zunächst ging es anders, als man erwartet hatte. Die übergesiedelten Neger starben haufenweise hinweg, theils konnten sie die ungesunde Gegend nicht vertragen, theils erlagen sie den Mühseligkeiten der Arbeit oder den Folgen der Unmäßigkeit. Viele Neger waren zu träg, um das Land zu bebauen, die Meisten verkauften ihre Aecker und vertranken das Geld in Branntwein. Und als dann ein Theil sich Häuser anlegte und eine größere Niederlassung gründete, wurden sie von benachbarten Negerfürsten überfallen, und ihre Häuser niedergebrannt; und als neue Ansiedler die eingeäscherte Stadt wieder aufbauten, kamen die Franzosen, die sich den Sklavenhandel nicht wollten beeinträchtigen lassen, und zerstörten die Stadt, nachdem sie Alles geplündert, aufs Neue. Es schien, als solle Alles umsonst sein. Aber als nun im Jahr 1808 die ganze Niederlassung an die englische Regierung abgetreten wurde, als die Regierung, die das Jahr zuvor den Sklavenhandel für Seeräuberei erklärt hatte, nun auch alle auf Sklavenschiffen aufgegriffenen Neger dort unterbrachte, da trat eine Wendung zum Besseren ein. Das Land wurde bebaut, überall entstanden Dörfer und Städte, die Bevölkerung nahm zu. Die Regierung that, was sie konnte, um Ordnung unter die Neger zu bringen. Sie errichtete Schulen, sie gab gute Gesetze und wachte darüber, sie hielt strenge auf Sonntagsfeier, gebot gesetzliche Ehen und führte ein geordnetes Gemeinwesen ein.

Aber all das hätte noch wenig geholfen, wenn nicht noch Eins dazu gekommen wäre, und das war freilich die Hauptsache, um aus den rohen Negern gesittete Menschen zu machen — das

war die Macht des Evangeliums, das Missionare nach Sierra Leone brachten.

An einem einzelnen Beispiel lasset mich euch zeigen, was die Mission dort vorgefunden und ausgerichtet. Auf Sierra Leone ist eine Stadt Namens Regentstown, eine Stadt von Negerhänden auferbaut. Im Jahr 1816 kam hieher ein deutscher Missionar aus Hannover, Namens Bernhard Jansen und fand hier eine Negerschaar von etwa 1200 Seelen, es war eine Schaar von 22 Völkerschaften, ohne alle Zucht und Ordnung, dem abgeschmacktesten Fetischdienst wie der unerhörtesten Fleischeslust ergeben, ein diebischer schamloser Haufe voll Lug und Trug, so roh, daß sie geschenkte Kleider verkauften oder verschenkten und lieber nackt herumliefen, und trotz all ihres Elends so verkommen, daß sie nicht einmal begehrten es besser zu haben. Als Jansen diesen Haufen von Thiermenschen ansah, wollte ihm aller Muth sinken; was sollte er mit solchen Leuten machen können? Doch er kannte seinen HErrn, der ihm sein Werk befohlen und verheißen, Er wolle bei den Seinen sein, und muthig machte er sich an das Werk, er predigte das Evangelium, und bald durfte er die Frucht seiner treuen Arbeit sehen. Noch in demselben Jahr konnte er 21 Erwachsene taufen, in zwei Jahren waren bereits über 500 getauft, und nicht blos getauft waren dieselben, sondern ein gut Theil war auch bekehrt. Eine mächtige Bewegung kam unter diese Schwarzen, der Geist des HErrn hatte sie erfaßt, ein Neues begann in ihrer Mitte. Sie kamen fleißig zu den Gottesdiensten, und ein Missionar konnte schreiben: Man sieht nicht nur schwarze Gesichter, sondern auch hell funkelnde Augen, in denen der tiefste Ausdruck der Andacht und des Dankes liegt. Die armen Schwarzen waren froh, von einem Heiland zu hören, der auch sie lieb habe, und wollten Ihm zugehören, und Viele gab es unter ihnen, von denen man rühmen konnte, daß ihr Leben ein Lob- und Danklied sei für den, der sie geliebt und

sich selbst für sie dahingegeben habe. Noch im Jahr 1816 wurde der Grundstein zu einer Kirche in Regenstown gelegt, und bald mußte sie erweitert werden, fünfmal mußte man sie umbauen, bis zuletzt ein mächtiges steinernes Gebäude dastand. Nicht minder gut ging es in den Schulen, in denen Jung und Alt sich einfand, oft kamen die Eltern mit ihren Kindern und wollten auch lernen. Trotz mancher Schwierigkeiten konnten viele Erwachsene binnen Jahresfrist lesen; und das neue Testament war nun ihr Ein und Alles. Bald konnte man es auch äußerlich merken, was für eine Umwandlung unter den Negern vor sich gegangen war. Viele Reisende begaben sich an Ort und Stelle, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es stehe, und Alle stimmten überein, daß sie mehr gefunden, als sie erwartet. Die Neger lernten sich anständig kleiden, sie wurden fleißig und arbeitsam, sie schickten sich gut zum Landbau wie zu nützlichen Handwerken. Bald war Regentstown, früherhin ein Haufe armer Hütten, eine regelmäßig angelegte Stadt mit 39 Straßen und guten Wegen nach der Umgegend. Ihr Wochenmarkt war der Sammelplatz der ganzen Nachbarschaft. Man hörte kein Fluchen, kein schandbares Wort mehr; alles Lärmen, Trommeln und Tanzen — sonst die größten Leidenschaften der Neger — waren verschwunden. Gegen 400 Ehen waren geordnet und friedlich. Man sah keinen Trunkenbold mehr, und andere Laster waren mehr oder minder zurückgetreten.

All das hatte Ein Missionar an Einem Ort in einigen Jahren durch Gottes Gnade ausgerichtet, und ähnliche, wenn auch nicht solch glänzende, Erfolge hatte die Missionsarbeit auch an den anderen Orten auf Sierra Leone. Des HErrn Werk ging vorwärts und hatte Segen und Gedeihen. Zwar fehlte es nicht an Schwierigkeiten mancher Art. Gar viele Missionare starben frühzeitig hinweg, so daß die mühsam gesammelten Gemeindlein wieder hirtenlos waren, wie denn in Einem Jahr 12 Missionare,

in 19 Jahren aber von 89 zur Mission gehörigen Personen 54 hinweggerafft wurden. Andere Uebelstände sind die große Geschäftslast, die auf Einem Missionar liegt, der Mangel an einer allgemein verständlichen Sprache, da die Neger von allen möglichen Völkern zusammengebracht werden, ferner die Zunahme der Bevölkerung durch neu befreite Neger, welche wie trübe Ströme in ein eben geläutertes Wasser fallen, dazu der Hang der Neger zu groben Sünden, die nur für Volksbräuche unter ihnen gelten, endlich das Beispiel vieler Europäer, die ohne Scheu in allen Sünden der Unzucht leben und durch ihre Verführungen manch hoffnungsreiche Arbeit wieder vernichten. Aber trotz alle dem geht die Missionsarbeit auf Sierra Leone vorwärts. Ueber 100 Missionare arbeiten dort, von den 45,000 Bewohnern sind bereits 36,000 Christen geworden; man kann sagen, Sierra Leone ist ein Christenland, die armen Negerschaaren dort sind Christenschaaren geworden. Das Christenthum hat einen so festen Fuß im Lande, einen so sichern Halt in den Herzen des Volkes, daß, wenn auf einmal alle europäischen Missionare abgerufen, und alle auswärtigen Unterstützungen zurückgezogen würden, die Kirche Christi zwar einen starken Stoß erhalten, aber nimmermehr untergehen würde.

Bereits ist es so weit gekommen, daß diese Negergemeinden auf Sierra Leone selbst wieder ihre Missionsarbeit begonnen haben. Missionar Jansen stiftete einen Missionsverein, die Neger gaben ihre regelmäßigen Beiträge, selbst Schulkinder brachten ihre Groschen und Sechser herzu. Ein armer Knabe hatte einen Groschen, den brachte er und sagte, einen Kreuzer müßte er für sich behalten, aber die zwei andern sollten der Mission gehören. Und nicht blos Missionsvereine bildeten sich, seit Jahren besteht dort auch eine Missionsanstalt, die junge Neger zu Missionaren heranbilden soll; gar manche Negerprediger sind schon aus dieser Anstalt hervorgegangen, selbst Fürstensöhne aus den verrufensten

Sklavenlanden wurden dort zu Missionaren ihrer schwarzen Brüder ausgebildet. So ist Sierra Leone eine Stadt auf dem Berge, deren Licht weit hineinleuchtet in die Finsterniß der Heidenwelt, und nicht blos eine Stadt auf dem Berge, es ist auch ein Vorposten in Feindes Land, eine Veste des HErrn, von der aus alles Land ringsum dem HErrn erobert und gewonnen werden soll, und Gott gebe, daß, was so gut begonnen worden, auch glücklich hinausgeführt werden möge zum Heil der armen Negerwelt!

Eine ähnliche Bedeutung wie Sierra Leone hat nun auch der andere Punkt Westafrika's, zu dessen Betrachtung wir nunmehr übergehen, sein Name ist Liberia, zu deutsch Freiland. Freilich war es früherhin kein Freiland, es war ein rechtes Sklavenland, wo sogar ein Sklavenhaus stand, in dem zu Hunderten Neger beisammen lagen, um mit nächster Gelegenheit eingeschifft zu werden. Ein deutscher Missionar, der dorthin kam, traf einst dort ein eben einen Tag, nachdem die Gefangenen ihre Ketten zersprengt hatten. Sie wurden eingeholt, und zum abschreckenden Beispiele für die Anderen lagen jetzt Mehrere von ihnen in Mitte der Uebrigen mit gespaltenen Köpfen, die Einen todt, die Andern bitterlich wimmernd und mit dem Tode ringend. Und eben in diesen Gegenden des schwärzesten Sklavengreuels sollte ein Liberia, ein Freiland entstehen, eine Negerheimath, von ähnlichem Segen und ähnlicher Bedeutung wie Sierra Leone.

In Nord-Amerika nehmlich gab es am Anfang unseres Jahrhunderts bereits viele Tausende von freien Negern, die Einen hatten sich losgekauft durch ihre Ersparnisse, die Andern hatten von ihren Herren die Freiheit erhalten. Diese Leute lebten nun oft in den dürftigsten Verhältnissen, sie waren an kein selbstständiges Leben gewöhnt, hatten oft Nichts gelernt und sollten doch sich ihr Brod selbst verdienen; die Meisten waren der tiefsten Verachtung Preis gegeben. Da kam man auf den Gedanken, diese freigelassenen armen Neger in das Land ihrer Väter wieder

überzusiedeln; hatte England durch seine Niederlassung auf Sierra Leone solch einen Segen gefunden, warum sollte nicht auch Amerika einen ähnlichen Segen haben können?

Im Jahr 1817 bildete sich darum eine Gesellschaft zur Niederlassung der freien Neger, und an der Westküste Afrika's, eine Strecke unterhalb Sierra Leone, fand sich ein Landstrich, der von eingebornen Häuptlingen abgetreten wurde. Man nannte dieses Land Liberia, denn ein Freiland für die heimathlosen Neger sollte es werden. Wie in Sierra Leone, so war auch hier der Anfang ein schwerer. Das furchtbare Küstenfieber raffte viele Neger hinweg, die Neger wollten von Ackerbau und Gewerbe wenig wissen, die benachbarten Eingebornen machten Angriffe auf die neue Niederlassung, die Sklavenhändler versuchten das neue Reich zu vernichten, denn sie ahnten wohl, wie viel Abbruch damit ihrem schändlichen Handel geschehen werde. Allmählich aber wurde es anders. Zucht und Ordnung wurde eingeführt, Ackerbau und Gewerbe, ja selbst Handel gedieh, Reis und Baumwolle, Zucker und Kaffee wurden gebaut und ausgeführt, eine Stadt um die andere entstand. Im Jahr 1847 konnte die neue Niederlassung sich zum unabhängigen Freistaat erklären, und gegenwärtig umfaßt Liberia eine Bevölkerung von 300,000 Seelen. Es ist ein Bollwerk gegen allen Sklavenhandel weit und breit.

Aber Liberia sollte auch ein Licht werden mitten im Dunkel der Heidenwelt, und was diesem Freiland zu solchem Segen verhelfen sollte, war die Mission. Es war eine Thränensaat, wie nicht leicht auf irgend einem andern Gebiete der Heidenwelt. Zuerst wurden 8 deutsche Missionare von Basel aus nach Liberia geschickt, aber bald waren 4 davon hinweggerafft, ein Fünfter kehrte mit gebrochener Gesundheit nach Hause, die Uebrigen suchten sich andere Wirkungskreise. Hierauf rückten amerikanische Missionare in ihre Stelle ein, aber sie erfuhren dieselben Verluste. Im Jahr 1833 reiste ein Prediger Namens Cox von

Amerika ab, beim Abschied sagte er einem Freunde, wenn er sterbe, müsse er kommen und die Grabschrift ihm setzen, und auf die Frage, wie diese lauten solle, antwortete er: Laß tausend Missionare sterben, ehe Afrika aufgegeben wird! Am 11. März kam er in Afrika an, und am 21. Juli war er bereits eine Leiche. Und doch fand er an jenem Freunde seinen Nachfolger, und so Viele auch starben, kamen doch immer neue Missionare nach, und nie hat es diesem Lande an Arbeitern gefehlt.

Solch' eine Thränensaat konnte nicht umsonst sein. Die Predigt von Christo sammelte viele Zuhörer, bald konnten die ersten Neger getauft werden, bald entstanden Negergemeinden, schon erhoben sich Kirchen in Liberia. Ein Mann, der dort gewesen, sagt von den Christen dort, Sonntagsentheiligung, Trunkenheit, Streit und Zank gehöre zu den unbekannten Dingen; und ein Andererer rühmt: So lange ich in Liberia war, ist mir nie ein betrunkener Neger vorgekommen, nie hörte ich ein schandbares Wort, der Sonntag wird strenge gehalten; die Kirchen sind mit aufmerksamen Christen immer gefüllt. So ist auch Liberia ein Licht geworden, das weit hinaus leuchtet in die Heidenwelt.

Ich meine, Angesichts solcher Erfolge, wie wir sie hier in Liberia und zuvor in Sierra Leone gesehen, sollte uns wohl die Frage vergehen, ob denn die Mission Etwas helfe, ob denn nicht Alles, was man dafür thue, umsonst sei. Wenn eine einzige Seele durch die Mission gewonnen wird, so ist die Arbeit nicht umsonst, und hier sind ganze Gemeinden gewonnen, ja diese Negergemeinden haben bereits angefangen, unter ihren unglücklichen Landsleuten das Werk der Mission zu treiben. Wer da noch sagen kann, die Mission sei umsonst, der will nicht sehen. Wer sehen will, dem sollte wohl ein Anderes näher liegen, — es ist das Gefühl der Beschämung, daß wir bisher zum Missionswerk so träg gewesen. Jene Diener Christi ziehen hinaus unter

die Heiden, auch wenn sie den Tod vor Augen sehen, und wenn man ihnen einredet, sie sollten Afrika fahren lassen, sagen sie: Laß tausend Missionare sterben, aber den armen Negern muß das Evangelium gebracht werden, die armen Schwarzen dürfen nicht verschmachten, sie brauchen den Heiland vor allen Anderen; und dann ziehen sie hinaus und sterben für den HErrn, der für sie gestorben. Und wir? und wir? Lasset mich schweigen, lasset uns lieber an unsre Brust schlagen und Gott bitten, Er wolle uns Muth und Freudigkeit schenken für den Heiland zu leben und zu leiden, Er wolle uns aber auch Herz und Hand aufthun, der armen Heidenwelt recht ernstlich zu gedenken, durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

12. Abbeokuta.

Psalm 68, 32:
Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott.

Nach Afrika weist uns das Wort des HErrn, das wir heute vor uns haben, und ihr werdet euch ja wohl noch erinnern, was wir früher vom Jammer der Neger gehört haben, werdet euch aber auch noch erinnern des zwiefachen hell leuchtenden Gestirnes, das Gottes Barmherzigkeit über dem armen Mohrenlande hat aufgehen lassen. Wer kennt nicht die beiden Namen Sierra Leone und Liberia, diese beiden Denkmale christlicher Barmherzigkeit, die den armen Negern eine Heimath bereitet hat, da sie Menschen und Christen werden können, und nicht blos das, sondern da sie auch mithelfen können, daß auch ihre unglücklichen Landsleute zu den Segnungen des Christenthums gelangen können? Sierra Leone und Liberia, das eine von England, das andere von Nordamerika aus gegründet, sind zwei Lichter mitten im Dunkel der heidnischen Finsterniß, ein Vorposten mitten in Feindesland, um dasselbe für den HErrn der Herrlichkeit zu erobern, und wie viel Segen ist bereits von hier aus über das unglückliche Mohrenland ausgegangen.

Es wird euch Allen recht sein, wenn wir von diesem Segen ein einzelnes Beispiel näher miteinander betrachten, und da möchte ich euch für dies Mal hineinführen in eine große heidnische Stadt Westafrika's, deren Namen ihr bisher wohl noch nicht gehört

habt, hinfort aber soll er euch bekannt und vielleicht auch werth werden, — ich meine die Stadt Abbeokuta. Was das für eine Stadt ist, wie sie gegründet worden, wie dorthin das Evangelium gekommen, was dasselbe dort ausgerichtet, und wie es nun heutzutage daselbst aussieht, das sei der Gegenstand unsrer heutigen Missionsbetrachtung!

An der Westküste Afrika's heißt ein ausgedehnter Strich die Sklavenküste: dort sind die größten Sklavenmärkte, dort wird der Greuel des Sklavenhandels wie sonst nirgend getrieben. Die mächtigste und volksreichste Nation nicht blos dieser Gegend, sondern von ganz Westafrika sind die Yorubas, und die Hauptstadt dieser Yorubas heißt Abbeokuta. Es ist eine Stadt von 100,000 Bewohnern und überaus merkwürdig schon nach ihrer Entstehung. Es war im Jahr 1817, da brach unter diesen Yorubas ein Bürgerkrieg aus. Mann stand gegen Mann, Stadt gegen Stadt — so wurde mit Feuer und Schwert in jenen schrecklichen Kriegstagen gekämpft, und das Ende waren rauchende Trümmer, zerstörte Felder, blutige Leichen und Gefangene in Sklavenketten. Es war auch ein 30jähriger Krieg, wo zuletzt ungeheure Strecken, die sonst im Schmuck von Feld- und Gartenfrüchten prangten, eine unfruchtbare Wüste wurde; wildes Gebüsch überschattete die Trümmer der Städte, wo sonst der Handel blühte, und dem Fremden sich eine gastliche Herberge öffnete. Ein Theil der Yorubas, der dem Feuer, dem Schwert und der Sklavenkette entronnen war, floh in die Büsche und Wälder, einen großen Felsen daselbst machten sie zu ihrem Sammel- und Bergungsort. Der Hunger verwandelte die sonst so friedlichen Ackerbauer in wilde Jäger und kühne Räuber, bis mit der wachsenden Zahl der Entronnenen auch die alte gute Gewohnheit wiederkehrte. Man legte die Axt an den Urwald, man säete, man baute Häuser. Es waren 145 Städte zerstört worden, aus jeder derselben fand sich allmählich ein versprengtes Häuflein ein.

Wo der Anführer seinen Sitz aufschlug, ließen sich auch seine Leute nieder; so entstanden nach und nach 145 verschiedene Stadttheile, oder, wie man sie nannte, Lager. Jedes Lager erhielt den Namen der alten Stadt, zu der das Häuflein einst gehört hatte; jedes Stadttheil behielt seinen eigenen Häuptling sammt seiner alten Verfassung. So ist Abbeokuta, diese Stadt von 100,000 Bewohnern, ein Sammelplatz der Ueberbleibsel einer ganzen Nation.

Es versteht sich von selbst, daß all diese Tausende von Negern, die wir hier beisammen finden, arme Heiden sind; es sind Leute, die Nichts wissen vom lebendigen Gott und dem, den Er gesandt hat, dem HErrn JEsu Christo; um so mehr aber wissen sie von ihren Götzen, denen sie in finsterem Aberglauben dienen. Es sind Leute voll Sünde und Laster, die mit ihrem eigenen Thun sich selber zu Grunde richten. Eine Stadt von 100,000 heidnischen Bewohnern, was muß das für eine Sündenstadt sein!

Aber von alle dem soll heute nicht weiter die Rede sein, wir haben bereits früherhin vom Jammer der armen Neger ausführlich geredet; für heute wollen wir hören, wie das Evangelium in diese große Heidenstadt gekommen ist, und der Weg dazu heißt mit einem Wort Sierra Leone.

Ihr wißt ja, nach Sierra Leone wurden alle Neger geschafft, die in England frei geworden oder auf Sklavenschiffen aufgegriffen worden waren, und wie nun dort aus allen Theilen Afrika's Neger zusammengekommen waren, so konnte es nicht fehlen, daß auch Yorubas sich dort einfanden, die dann als Landsleute unter sich zusammenhielten. In Sierra Leone wurden diese Neger Christen und freuten sich der Segnungen des Christenthums, die ihnen zu Theil geworden waren. Aber als sie nun Christen waren und merkten, was für ein Glück ihnen widerfahren, da gedachten sie ihrer Heimath und der Finsterniß, die dort noch herrschte, und bald erwachte in ihnen eine Begier, ihr

armes unglückliches Vaterland aufzusuchen, dort sich niederzulassen und ihren Landsleuten das Evangelium zu bringen. Sie kauften ein Schiff, dingten einen weißen Mann, der es führen sollte, und glücklich kamen sie an die Sklavenküste, glücklich kamen sie bis in das Innere des Landes. Es war im Jahr 1840, daß diese Christenneger aus Sierra Leone ihre alte Heimath wieder fanden, und bald wußten sie die Gunst ihrer noch heidnischen Landsleute zu erlangen. Aber sie thaten noch mehr, sie wandten sich auch nach Sierra Leone und baten für ihre heidnischen Landsleute um einen Missionar. Als zwei Jahre später wirklich ein solcher nach Abbeokuta kam, um näher zuzusehen, wie es dort stehe, wurde derselbe nicht blos vom Könige auf das Freundlichste bewillkommt, sondern er fand auch eine große Anzahl christlicher Einwanderer aus Sierra Leone, die bei dem Könige wie bei dem ganzen Volke in Achtung und Ehren standen.

Sobald diese Nachrichten nach Sierra Leone kamen, erwachte erst recht ein Missionseifer unter den christlichen Negern. Versammlungen wurden gehalten, Beiträge kamen von allen Seiten, selbst von Schulkindern, ein wahrer Missionsgeist wehte über die ganze Niederlassung, Alles wollte der armen Heimath zu Hülfe eilen, alle Yorubas die Christen geworden wollten nach Abbeokuta, damit dorthin das Evangelium auch kommen möchte. Als ein Missionar abgeschickt wurde, um die Vorbereitungen zu einer Mission zu treffen, half Alles mit. Die Neger sorgten für seine Ausrüstung, der Eigenthümer des Schiffes, auch ein Neger, nahm keine Bezahlung für seine Ueberfahrt an. Im Jahr 1843 traf der Missionar in Abbeokuta ein und hielt dort unter Führung des königlichen Prinzen einen wahren Triumphzug, Strassen und Hausthüren waren voll Menschen, von allen Seiten tönte es ihm entgegen: Wie geht es dir, weißer Mann? wie geht es dir, der du kommst? Der König dankte ihm für Alles, was seinen Landsleuten in Sierra Leone geschehen war, erklärte, daß

die Weißen in seinem Lande willkommen sein sollten, bat ihn, nur recht viele Missionare zu senden, er wolle ihnen so viele Kinder in Unterricht geben, daß sie gar nicht fertig damit werden sollten, und versprach ihnen nicht blos alle mögliche Unterstützung, sondern auch die Ausrottung des Sklavenhandels in seinem Gebiete. So viel hatten die Negerchristen von Sierra Leone, die heimgekehrt waren, durch ihr Christenthum, das sie mitgebracht, der Mission in Abbeokuta vorgearbeitet. Sie haben gethan, schreibt ein Missionar von ihnen, was jenes israelitische Mägdlein in der Geschichte des Syrers Naemann gethan: sie haben ein gutes Gerücht von dem Gott Israel's mitgebracht, und die guten Wirkungen sind auffallend sichtbar, die Freunde Afrika's mögen sich freuen! Diese Negerchristen hatten ihr Licht leuchten lassen vor den Leuten, die ihre guten Werke sahen, und wenn sie auch ihren Vater im Himmel noch nicht darum priesen, so waren sie doch dem Evangelium, das so Gutes gewirkt, bereits zugeneigt.

Es war im Jahr 1846, da konnte endlich die eigentliche Missionsarbeit in Abbeokuta beginnen. Von England aus wurden zwei Missionare abgeordnet. Der Eine war ein englischer Geistlicher, sein Name hieß Townsend. Der Andere war ein Neger, Namens Samuel Crowther, gebürtig aus dem Yorubaland, als gefangener Sklave dann frei geworden und in Sierra Leone erzogen, in England zum Geistlichen ausgebildet. Diese beiden Männer, der Eine also ein Weißer, der Andere ein Schwarzer, begaben sich im Jahr 1846 nach Abbeokuta und wurden dort freundlich aufgenommen. Rüstig begannen sie ihr Werk, sie predigten den Heiland der Sünder, der auch für die armen Schwarzen erschienen, und hatten immer einen großen Kreis von Zuhörern. Es kam Manches zusammen, was einen günstigen Erfolg verhieß. Das Volk hatte großes Zutrauen zu den Missionaren, es hatte ein Verlangen nach Unterricht, besonders wollte

Alles lesen lernen; dazu war die Regierungsform eine freiere, die Religionsduldung war bereits anerkannt. Auch war die Bevölkerung in einer großen Stadt beisammen und konnte darum leichter von Missionaren bedient werden.

So kam es, daß im November 1846 bereits 15 Erwachsene getauft wurden, etliche Wochen später kamen nochmals 20 Andere hinzu. Der Besuch der Gottesdienste nahm fortwährend zu, aus allen Stadttheilen strömten die Neger herbei, auch viele Frauen fanden sich ein. Das Volk merkte allmählich, daß das Christenthum allein retten und helfen könne, daß die Religion der Missionare allein die wahre sei.

Als im Jahr 1849 Missionar Townsend nach England reiste, gaben ihm die Häuptlinge einen Brief mit an die Königin, worin sie derselben dankten für das, was ihre Knechte, die Missionare, unter ihnen gethan, und baten, die Königin wolle auch fernerhin ihre Hand nicht von ihnen abziehen. Als Geschenk legten sie ein Stück afrikanischen Zeuges, das sie selbst gefertigt, bei. Die Königin antwortete freundlich darauf in einem eigenen Brief, sie wies darauf hin, wie England vornehmlich durch das Evangelium groß und glücklich geworden und versprach ihnen all ihren Schutz und Beistand. Als Gegengeschenk schickte sie neben einer stählernen Kornmühle zwei Bibeln. Als dies Geschenk in feierlicher Versammlung übergeben wurde, erklärte Einer der einflußreichsten Häuptlinge, daß in sechs Jahren ganz Abbeokuta christlich sein werde. So erschüttert war der heidnische Aberglaube, solch einen gewaltigen Eindruck hatte das Christenthum hervorgebracht.

In demselben Jahr noch hatte die Mission in Abbeokuta bereits mindestens 500 regelmäßige Kirchgänger, 80 davon waren Communikanten. 200 wurden für Taufe und Abendmahl vorbereitet. Viele Heiden beteten ihre Götzen nicht mehr an, Andere hatten sie bereits weggeworfen, in allen Theilen der großen

Stadt wurde das Evangelium gepredigt, überall redete man vom Christenthum. Und was für Leute unter diesen jungen Christen waren, davon vernehmet nur ein Beispiel. Die Bewohner von Abbeokuta hatten bei dem Besuch eines benachbarten Marktortes von feindlichen Negerstämmen Ueberfälle zu fürchten, und deshalb zogen die Yorubas immer nur in großen Karavanen dahin. Aber nun ging dieser große Zug einmal an einem Sonntag ab. Da kamen nun die Christen zu Missionar Crowther und fragten ihn, was sie thun sollten, denn entweder müßten sie am Sonntag ziehen oder die große Karavane verfehlen oder den Markt aufgeben. Zuletzt beschlossen sie, den Tag des HErrn zu halten, es gehe wie es gehe. Aber was geschah nun? Die große Karavane wurde überfallen und ausgeplündert, und dem kleinen Christenhäuflein widerfuhr Nichts, denn Gott war mit ihm.

Seitdem die Christen in Abbeokuta ihre Götzen weggeworfen, warteten die Heiden von Tag zu Tag, daß die Götter sich rächen würden; aber, während eine Seuche haufenweise die Heiden wegraffte, wurde in 3 Jahren nicht Ein eingeborner Christ beerdigt. Da verbanden sich die Heiden, keinem mehr eine Tochter zur Frau zu geben, der nicht Opfer brächte und seiner Verlobten, wie es Brauch war, einen Götzen kaufte. Die Folge war, daß die jungen Christen sich vereinigten, keine Heidin, die nicht Christin werden wolle, mehr zu heirathen. Auch Männer, die in Vielweiberei gelebt, entließen bis auf Eine ihre Frauen; die Heiden meinten, die Missionare müßten den Leuten Zaubertränke eingeben. Solch eine Macht war bereits das Evangelium geworden.

Da konnte es nicht fehlen, daß um des Glaubens willen sich auch Trübsal erhob. Im Jahr 1849 wurde eine Anzahl Christen ergriffen, halb todt geschlagen und in den Block gelegt; die Weiber wurden grausam gegeißelt und gebunden, ihre Häuser wurden geplündert. Man wollte sie durch Hunger nachgiebig

machen, aber sie trösteten sich des HErrn, der 40 Tage und 40 Nächte gefastet. Sie trösteten einander in ihrem Gefängniß und beteten für ihre Verfolger, die sie schließlich doch wieder frei geben mußten. Das Jahr darauf brachen neue Verfolgungen aus, die Götzenpriester versuchten noch einmal all ihren alten Einfluß, bis die Dazwischenkunft eines englischen Consuls der Verfolgung ein Ende machte. Hinfort konnten die Christen ruhig ihres Glaubens leben.

Bald zeigte es sich, was für ein Schutz die Christen für Abbeokuta waren. Hinter dem Yorubaland ist das mächtige Negerreich von Dahomy, dessen Herrscher tief im Innern wohnt — es ist ein Reich mit Blut gegründet und mit Blut erhalten, ein Land der greuelvollsten Sklaverei. Diesem Herrscher von Dahomy war es auch nicht recht, daß in Abbeokuta die Sklaverei aufgehoben sein sollte; darum unternahm er im Jahr 1851 einen Krieg gegen die Stadt, es war ein Raubkrieg, der die Sklaverei wieder einführen sollte. Aber die Christen beteten fleißig, und Gott erhörte ihr Gebet; nach einem wilden Angriff auf Abbeokuta erlitten die Dahomys vor den Mauern der Stadt eine gewaltige Niederlage — die Stadt und damit das Missionswerk im Yorubaland war gerettet.

Es war freilich eine falsche Hoffnung, als wenn in sechs Jahren Abbeokuta christlich sein sollte, aber vorwärts ging es doch, das Evangelium breitete sich immer weiter aus, die Christengemeinde in Abbeokuta nahm immer mehr zu, weithin machte sich der Einfluß des Evangeliums geltend. Ja von Abbeokuta breitete sich Gottes Wort in die umliegenden Heidenlande aus, die Missionare reisten hinaus in die benachbarten Gegenden, eine Missionsstation entstand um die andere, und im Jahr 1854 arbeiteten in Abbeokuta und Umgegend bereits 10 Missionare mit 24 eingebornen Lehrern, die Christengemeinden zählten bereits 1260 Seelen; 13 Schulen mit 770 Schülern waren vorhanden.

Abbeokuta war nicht blos selbst gesegnet durch das Evangelium, sondern es half auch bereits mit, solchen Segen hinaus in die Umgegend zu bringen — und die all diesen Segen in Stadt und Land veranlaßt hatten, das waren die Negerchristen auf Sierra Leone. Der Segen, der dort den Negern widerfahren, hatte Frucht getragen reichlich.

Daraus lasset uns lernen, was das Erste und Nothwendigste ist, wenn wir zum Missionswerk mithelfen wollen. Die Meisten meinen, als wenn Geldbeiträge vor Allem nöthig wären, und doch was hilft alles Geld, wenn nicht ganz andere viel wichtigere Dinge dazu kommen? Und Andere meinen, als wenn das Gebet das Nothwendigste wäre, und das ist wahr, Beten thut mehr noch als Geben; aber es gibt Eins, das ist noch nöthiger als das Beten. Das ist das, daß wir selbst rechten Ernst machen mit unserm Christenglauben. Was hilft es für die Mission geben und beten, wenn wir nicht selbst rechte Christen werden? was hilft alle Missionsarbeit draußen, wenn unter uns das alte heidnische Wesen wieder auftaucht, wenn unter uns die alten Heidensünden wieder im Schwange gehen? Wer die Heiden bekehren will, soll sich selbst vor Allem recht bekehren. Wo das geschieht, da folgt alles Andere von selbst nach, da geht Herz und Hand von selbst auf zu Gebet und Handreichung. Darum lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. Das helf' uns Allen der barmherzige Gott durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

---

13. Die Hottentotten I.

2 Petr. 3, 9:
Gott will nicht, daß Jemand verloren werde, sondern daß sich Jedermann zur Buße kehre.

Das Wort des HErrn, das ihr eben vernommen, ist ein überaus trostreiches Wort, wir mögen dabei an uns oder Andere denken. Wir dürfen da hineinsehen in das Herz unseres Gottes, dürfen sehen, wie gut Er es gegen uns meint, und was wir da sehen, sind lauter Friedensgedanken, Er will uns retten, und ist davon Niemand ausgeschlossen, als wer sich selbst davon ausschließt. Am allertröstlichsten aber ist solch Evangelium, wenn wir einen recht verkommenen Menschen sehen, den alle Welt aufgegeben, oder wenn wir gar ein Volk sehen, an dem Jedermann verzweifelt; wie tröstlich ist es da zu wissen, Gott will nicht, daß irgend Eins verloren gehe, Er wird also auch nicht wollen, daß irgend ein Volk, und wenn es das verkommenste wäre, sollte verloren gehen.

Davon möchte ich euch heute ein Beispiel bringen, ich möchte euch hinausführen zu einem Volke, das wenig Gestalt und Schöne hat, es ist ein verkommenes abgestumpftes Heidenvolk, und doch ist auch dies Volk nicht ausgeschlossen von Gottes Heilsrath — das Volk, das ich meine, sind die Hottentotten in Südafrika. Wie es unter diesen Hottentotten ausgesehen, wie das Evangelium zu ihnen gekommen, was es unter diesem Volk ausgerichtet, das lasset uns heute näher mit einander betrachten!

In Afrika sind die Hottentotten zu Hause und zwar im südlichsten Theil dieses Erdtheils, also in einem Lande der furchtbarsten Sonnengluth. Die alleräußerste Spitze, das Capland, ist etwas gemäßigter und darum auch fruchtbarer, das übrige Land ist eine großentheils unfruchtbare Strecke, weithin große Ebenen, die allein zur Viehzucht sich eignen. In diesem Lande der furchtbarsten Sonnenhitze wohnen die Hottentotten, ein Volk von gelbbrauner Farbe; denn die Schwarzen, die Neger, wohnen im Westen Afrika's, die im Süden Wohnenden sind gelbbraun. Es sind harmlose gutmüthige Leute diese Hottentotten, dabei aber von einer Rohheit, Trägheit und Abgestumpftheit, wie sie selten ist. Von grobem Götzendienst ist unter ihnen wenig zu finden, man hat lange gemeint, sie hätten gar keine Götter, nirgends findet man ein Götzenbild, nirgends eine Spur von einem Fetisch, fast nicht einmal von Opferbräuchen hat man Etwas vorgefunden. Desto mehr hat man unter ihnen finsteren Wahn und Aberglauben entdeckt, die Furcht vor finsteren Geistern beherrscht Alles, Zauberei und Beschwörung geht darum allenthalben im Schwange. Kein Wunder, wenn solch ein Volk verlogen und verstohlen ist wie kein anderes, wenn Wollust und Unzucht Alles beherrscht, wenn Zucht und Scham unter ihnen nicht zu finden ist. Es ist ein armes abgestumpftes verkommenes Heidenvolk.

Aber der Jammer der armen Hottentotten ist damit noch nicht zu Ende, vielmehr ist es eine rechte Jammergeschichte, die wir hier finden, ein Schandfleck für die Christenheit. Ihr wißt wohl schon von den Indianern Nord-Amerika's und wie die Christen an ihnen sich versündigt, — die Indianer sind durch Schuld der Christen ein hinsterbend Volk. Eine ganz ähnliche Jammergeschichte sehen wir auch hier bei den Hottentotten, die den Süden Afrika's inne gehabt.

Es war im Jahr 1652, da kamen von Holland her etwa 100 Auswanderer nach dem Capland; sie hatten gehört, wie gut

das Land zur Viehzucht sich eigne, auch wie mild und lenksam die Eingebornen seien, und wollten deshalb hier sich niederlassen. Was das für Leute waren, kann man am besten daraus abnehmen, daß man ihnen, weil es an Frauen ihnen fehlte, die Arbeitshäuser Holland's aufthat und aus diesen etwa 100 Weibspersonen nachsandte. Was war von solchen Leuten zu erwarten? Zwar zunächst ging es besser, ein gerechter Mann stand an ihrer Spitze, Alles ging zuerst noch auf dem Wege Rechtens; die Holländer bezahlten Alles, was sie in Besitz nahmen, und Unrecht oder Gewaltthat kam dabei nicht vor. Aber bald wurde es anders. Die Holländer brauchten viel Vieh und große Ländereien und entdeckten mehr und mehr, wie gerne die Hottentotten europäischen Flitter und Branntwein hatten, und nun begannen sie mit Lug und Trug ihnen Land und Vieh abzunehmen, immer weiter breiteten sie sich mit Hinterlist und Gewaltthat aus. Allmählich unternahmen sie ganze Raubzüge, und als die Hottentotten, wie natürlich, sich wehrten, kam es zu ganzen Kriegszügen. Zuletzt kam es so weit, daß die holländischen Bauern sogar die Hottentotten zu ihren Sklaven machten, mit Weib und Kindern mußten sie ihnen als Leibeigene dienen. Und solche Raubkriege zwischen Holländern und Hottentotten gingen fort von Jahr zu Jahr und von Jahrzehent zu Jahrzehent, ja wenn wir's genau nehmen, so geht dieser Greuel noch heutzutage fort. Zwar gehört das Land jetzt nicht mehr den Holländern, seit 1806 regieren dort die Engländer, und die Engländer haben im Jahr 1838 all ihre Sklaven freigegeben. Aber dabei ist es doch geblieben. Die Hottentotten, die ursprünglichen Herren des Landes, sind verdrängt, entweder sind sie ausgerottet, oder sie sind arme Knechte, selbst Fürstensöhne müssen das Vieh hüten, oder sie sind verjagt weit in das Innere des Landes in die Büsche, wo sie ein armseliges kümmerliches Leben fortfristen. Und die solche Greuel verübt und ein ganzes Volk zu Grunde gerichtet, das sind Christen gewesen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Hottentotten ein Christenthum, das solche Leute ihnen bringen wollten, nicht mochten. Wir wollen keine Christen sein, sagten sie, weil kein Christ mit dem, was er hat, zufrieden ist, sondern nur immer noch mehr haben will, ungeachtet sie tausendmal vergnügter sein könnten, wenn nicht die leidige Gier nach Besitz sie Tag und Nacht plagte. Wie sollten auch Leute, die schlechter waren als die armen Hottentotten, wie sollten Christen, von denen Nichts bekannt war, als wie groß ihr Geiz und ihre Habgier, ihre Wollust und Untreue war, irgend Etwas ausrichten können? Werdet selbst erst bessere Leute, hieß es überall, dann wollen wir euer Christenthum auch annehmen! Dazu kam, daß die holländischen Missionare, die zuerst unter den Hottentotten arbeiten wollten, ihr Werk möglichst ungeschickt angriffen. Sie setzten den Hottentotten Wein, Taback und Branntwein vor und suchten sie dabei zu unterrichten, und was sie ihnen auf solchem Wege beibrachten, war wieder nicht das Rechte, sondern sie legten ihnen die Schlechtigkeit ihrer Religion dar und begannen dann mit der Lehre vom unsichtbaren dreieinigen Gott, die die Heiden natürlich nicht fassen konnten, statt daß sie vom Sünderheiland zu ihnen redeten und so den HErrn JEsum ihnen in seiner Heilandsgestalt vor Augen malten. Die Holländer verwunderten sich, wenn die Hottentotten von ihrem Christenthum nichts wissen wollten, und Einer von ihnen schrieb nach Hause, es sei unmöglich, dies Volk von seinem Aberglauben abzubringen; er getraue sich zu behaupten, daß man auch auf künftige bessere Erfolge sich keine Rechnung machen dürfe. Die Holländer hätten sich lieber verwundern sollen, wenn die Hottentotten aus ihren Händen solch ein Christenthum hätten hinnehmen mögen! Wie konnten solche Missionsversuche Etwas ausrichten!

Der Brüdergemeinde war es vorbehalten, die erste eigentliche Missionsarbeit unter den Hottentotten zu thun, und ich

denke, ihr wißt ja nun, was die Brüdergemeinde ist. Es waren Evangelische, die ursprünglich in Böhmen und Mähren zu Hause, von den Katholischen vertrieben wurden, bis sie in Sachsen eine neue Heimath fanden. Hier gründeten sie im Jahr 1722 eine Gemeinde, eine ächt evangelische Gemeinde, nicht blos in Worten, sondern in der That und Wahrheit. Eben hatte die junge Gemeinde ihre ersten Sendboten nach Westindien geschickt, da erhielt sie die Anfrage, ob sie nicht auch zu den Hottentotten einen Missionar aussenden wolle. In Herrnhut war eben ein frommer Landmann Georg Schmidt, er hatte auf keiner hohen Schule gelernt, dafür aber um so mehr in der Schule des heiligen Geistes, sechs Jahre hatte er früher um seines Glaubens willen im Kerker geschmachtet. Dieser Mann wurde als Missionar abgeordnet, und nach mancherlei Schwierigkeiten langte er im Jahr 1737 in Südafrika an. Seine Erscheinung erregte dort viel Gerede; es hieß, es sei Einer da, der die Hottentotten bekehren wolle, und alsbald erhob sich das Gespötte der Christen über den Thoren, der so Etwas sich unterfangen wolle. Er aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern zog getrost hinaus unter die Hottentotten, baute sich dort eine Hütte und legte einen Garten an. Die Sprache der Hottentotten verstand er nicht, auch kam sie ihm gar zu wunderlich vor, dafür aber verstand er bald das Holländische, das die Hottentotten auch sprechen, und so konnte er in kurzem sich verständlich machen. Aber schon erwachte die Eifersucht der Holländer, und man gab ihm zu verstehen, er wohne zu nahe bei den Christen. Da war weiter im Innern ein Thal, wo nur Affen hausten, man nannte den Ort Bavianskloof d. i. Affenschlucht; dorthin begab sich nun Georg Schmidt mit 18 Hottentotten, die Vertrauen zu ihm gewonnen hatten, und baute sich eine neue Hütte, er legte einen neuen Garten an und unterwies seine Hottentotten im Landbau wie im Lesen und erzählte ihnen vom Heiland, der für uns gestorben. Und die

Hottentotten gewannen den freundlichen uneigennützigen Mann immer lieber, bald konnte er seine drei Erstlinge taufen, deren Einer bekannte: Und wenn alle meine Landsleute den Heiland verlassen, so will ich doch nicht von Ihm gehen, denn bei Ihm ist das ewige Leben. Bald folgten noch andere Hottentotten nach, in 5 Jahren hatte er bereits 47 Erwachsene getauft, Schmidt sah bereits ein Christengemeindlein nebst einer großen Schule um sich gesammelt.

Aber was geschah? Die Geistlichen der Capstadt wurden voll Eifersucht, daß ein schlichter Landmann mehr ausgerichtet habe als sie, und die Bauern des Caplandes wurden voll Furcht, die Hottentotten könnten, wenn sie Christen würden, nicht mehr als Sklaven dienen wollen, und beide vereint brachten es dahin, daß zuletzt dem treuen Schmidt weitere Taufen verboten wurden. Da entschloß er sich heimzureisen, um dies Verbot bei der holländischen Regierung zu hintertreiben. Im Jahr 1744 reiste er ab, seine Hottentotten weinten bitterlich, daß sie ihren Lehrer verlieren sollten. Und Schmidt fand zu Hause zwar alle Anerkennung, aber zu seiner Gemeinde umkehren durfte er nicht mehr; man hielt die Fortsetzung der Missionsarbeit für unzuträglich. Alle Bitten Schmidt's schlugen fehl, er konnte sein fernes verlassenes Häuflein nur noch auf betendem Herzen tragen, bis er im Jahr 1755 voll Sehnsucht nach seinen Hottentotten starb.

Fast 50 Jahre waren seit Schmidt's Abreise vergangen, die Noth der Hottentotten war größer geworden denn je, auch die Stimmung der Regierung gegen eine Mission hatte sich geändert; da nahm die Brüdergemeinde ihre alte Arbeit unter den Hottentotten wieder auf. Im Jahr 1792 wurden drei Missionare abgesendet, es waren drei redliche Handwerker, der eine aus Sachsen, die beiden anderen aus Holland; in Bavianskloof, wo Schmidt gearbeitet, durften sie sich niederlassen. Sie fanden noch das alte Mauerwerk seiner Wohnung, daneben stand noch

ein schöner schattiger Birnbaum, den er gepflanzt, auch trafen sie noch ein altes Mütterlein, das er getauft hatte, sie hatte noch sorgfältig in Schaffelle eingewickelt ein holländisches neues Testament, das sie von ihm erhalten hatte. Das waren die einzigen Spuren von Schmidt's Arbeit, die sich fanden, und sofort begannen sie unter jenem alten Birnbaum ihre Arbeit, dort hielten sie ihre erste Predigt an die Heiden. Bald verbreitete sich die Nachricht, Gott habe Männer gesandt, um zu sagen, wie man selig werde, und wer ihr Wort versäume, habe große Strafen zu erwarten. Da kamen neue große Schaaren von Hottentotten herbei und siedelten sich hier an, eine Hütte erhob sich um die andere, bald konnte ein Häuflein getauft werden, schon erhob sich Kirche und Schule; und als 10 Jahre vorüber waren, zählte die Gemeinde mehr denn 1000 Seelen, 245 Erwachsene waren getauft, die Uebrigen hielten sich zur Predigt des Wortes und waren froh, daß sie in der Missionsgemeinde wohnen durften. Man hatte allen Grund, dies Bavianskloof hinfort Gnadenthal zu nennen, denn Gottes Gnade hatte an den armen Hottentotten in dieser einsamen Schlucht große Wunder vollbracht.

Es war nicht zu verwundern, wenn bei solchen Erfolgen die Feindschaft der holländischen Bauern aufs Neue erwachte. Zwar zunächst waren es nur Spottreden, mit denen sie die Hottentotten zu schrecken suchten; bald aber drohten sie mit Brand und Mord, sie schwuren den Missionaren den Tod, die Missionare mußten sich selbst flüchten. Aber Gott half ihnen, und zuletzt mußte selbst die Regierung für sie eintreten, und ihr Werk ging ungehindert vorwärts.

Gegenwärtig zählt Gnadenthal etwa 4000 Christen, fast 800 Kinder erhalten Unterricht, ein christliches Gemeindeleben hat sich gebildet. Wir haben vernommen, sagte ein Hottentotte, daß Gnadenthal eine Zuflucht ist für arme bekümmerte Seelen, die ihre Seligkeit suchen, und das möchte ich auch; ich habe mein

Lebenlang viel gesündigt, aber nun suche ich Vergebung und Friede. Solch eine Macht ist in Gnadenthal das Evangelium geworden. Und mit dem Worte Gottes zieht als zweite Gnadengabe in den sonst so unreinlichen Hottentottenhütten eine bessere Gesittung ein, die Trägheit, der Schmutz, die Fahrlässigkeit, diese alten Feinde des Volkes, verschwinden, reinlich geordnete Häuser erheben sich, Aecker und Weinberge werden fleißig bestellt, Handwerke werden gelernt, Ordnung und Gerechtigkeit waltet überall, der Geist der Liebe und des Friedens durchzieht das ganze Gemeinwesen.

Im Jahr 1855 besuchte der engische Statthalter Gnadenthal. Sein erster Gang war nach dem Platz, wo des seligen Schmidt Birnbaum stand, an dessen Stelle seit 1837 ein Sprößling desselben steht, der auch schon groß war und eben reifende Früchte trug. Ein einfaches kleines Kästlein aus dem Holz des alten Baumes gefertigt, ward ihm als Geschenk überreicht. Von da ging es in die Kirche, wo ihn die versammelte Gemeinde mit Segensworten empfing, ein Hottentotte spielte dazu die Orgel. Der Statthalter sagte: Er habe in fernen Landen schon viel von Gnadenthal gehört und gelesen und freue sich, nun hier zu sein und seine Erwartungen nicht getäuscht zu finden. Gnadenthal erhielt ein gutes Zeugniß, und wer es noch besucht hat, der hat solches Zeugniß bestätigt gefunden.

Und von diesem Gnadenthal ging Gottes Segen noch weit hinaus unter die Hottentottenstämme: fünf Gemeinden entstanden von hier aus, eine lieblicher als die andere. Da war ein Ort Namens Groenekloof, dort wohnten arme Hottentotten, die auch von Gnadenthal gehört und nun baten: O schickt uns auch Missionare! Und bald war hier eine Christengemeinde entstanden, die gegenwärtig schon über 1000 Seelen zählt. Da war mitten in der Wildniß ein anderer Ort, man nannte ihn Enon, dort sammelte sich ein Christengemeindlein, das bald die Feindschaft

benachbarter Stämme erfahren mußte, die ganze Niederlassung wurde niedergebrannt; und als etliche Jahre darnach ein anderer Missionar zu Besuch kam, war die Wildniß umgewandelt zu lieblichen Menschenwohnungen mit fruchtbaren Gärten. Und noch eine weitere Station darf nicht unerwähnt bleiben, sie heißt Hemel an Aarde. Unter den Hottentotten gibt es nehmlich eine Art Aussatz, man nennt sie die Lazaruskrankheit, da schmerzhafte Geschwüre aufbrechen, zuletzt Hände und Füsse abfaulen, und das Gesicht auf das entsetzlichste verunstaltet wird. Um diesen Unglücklichen zu helfen, hat die Regierung ein Krankenhaus gegründet, und ein Missionar hat diesen armen Heiden das Evangelium verkündigt. In wenigen Jahren konnten Schaaren dieser Unglücklichen getauft werden; im Glauben an den Heiland konnten sie nun ihr schweres Leid tragen, im Glauben an Ihn konnten sie selig sterben. Der Ort war ein Stück großen Jammers der Menschheit, uud war doch mitten in allem Elend ein Stück Himmel auf Erden!

Ihr seht, Gott will nicht, daß irgend Eins verloren werde; seine Barmherzigkeit geht Allen nach, auch den allerärmsten Menschen, auch den verkommensten Völkern. Gott will Allen helfen, die nur nicht selber sich ausschließen von diesem Heile. So lasset uns Fleiß thun, daß diese seine Gottesgnade auch an uns nicht vergeblich sein möge; aber lasset uns auch treulich mithelfen, daß auch andere Völker zu dieser Gottesgnade gelangen mögen, auf daß je mehr und mehr alle Lande voll werden der Herrlichkeit dessen, der da heißt JEsus Christus, hochgelobet in Ewigkeit! Amen.

---

14. Die Hottentotten II.

2. Petr. 3, 9:
Gott will nicht, daß Jemand verloren gehe, sondern daß sich Jedermann zur Buße kehre.

Wie wahr dies tröstliche Gotteswort ist, das wir heute vor uns haben, davon haben wir in unsrer letzten Missionsstunde ein Beispiel betrachtet an einem armen verkommenen Volk Südafrika's, das den Namen der Hottentotten führt. Es ist ein armes abgestumpftes träges Volk voll Aberglauben und finsterem Wahne, voll Sünde und Laster, dazu durch europäische Namenchristen entweder verdrängt aus seinem Lande oder zu Sklaven gemacht und an Leib und Seel zu Grunde gerichtet, und es schien, als sei mit diesem Volke Nichts mehr anzufangen, man hielt sie gar nicht für rechte Menschen. Und doch hat Gottes Barmherzigkeit dieser armen Hottentotten sich angenommen, und ihr erinnert euch noch vielleicht an das, was unter denselben gearbeitet worden, erinnert euch noch an Gnadenthal, jene liebliche Hottentottengemeinde, und an den Segen, der von dort aus auch über andere Hottentottenstämme ausgegangen ist.

Unter diesem Heidenvolke haben aber nicht blos, wie wir das letzte Mal gehört, die Missionare der Brüdergemeinde von Deutschland aus gearbeitet; auch England, das die Mission treibt wie kein anderes Volk der Welt, hat unter die Hottentotten Missionare ausgeschickt und großen Segen geerntet, und ich denke, nachdem ihr gehört, wie viel Christen an den Hottentotten

gesündigt, werdet ihr nun auch gerne noch weiter hören, was Christen gethan, um solchen Frevel gut zu machen. So lasset uns denn im Geiste heute nochmals hinausgehen unter die Hottentotten und was England durch seine Missionare dort ausgerichtet näher mit einander betrachten!

Da ist denn schon der Mann, der diese Mission begonnen, überaus merkwürdig und lehrreich, seine Name heißt Doktor van der Kemp. Er war ein Pfarrerssohn aus Holland von hoher Begabung, der mancherlei Kenntnisse sich angeeignet, 16 Sprachen konnte er allmählich sprechen. Zunächst war er Arzt, aber dann gefiel ihm sein Beruf nicht mehr, und er wurde Soldat, 16 Jahre blieb er im Dienst, zuletzt wurde er Rittmeister. Da bekam er es auch genug, und er kehrte zu seinem alten Beruf zurück, in dem er sich bald viel Anerkennung erwarb. Gleichwohl war er ein armer unglücklicher Mensch, denn so lange er unverheirathet war, führte er ein ausschweifendes Leben, und sein Herz war voll Unglauben, von Wahrheit wußte er Nichts mehr, vom Heiland hatte er sich abgewendet. Da gefiel es Gott, den armen unglücklichen Menschen aus seinem Sündenleben herauszureißen. Es war im Jahr 1791, daß er mit Frau und Tochter auf einem Fluß eine Reise machte; plötzlich erhob sich ein Sturm, das Fahrzeug stürzte um, Frau und Tochter ertranken, er selbst konnte nur mit genauer Noth sich retten. An diesem furchtbaren Ereigniß brach sein stolzes Herz, er ging in sich und bekehrte sich zum HErrn JEsu, dem er sich ganz zu Dienst und Eigenthum übergab. Und nun ließ es ihm keine Ruhe mehr; was er an sich erfahren, wollte er auch Anderen verkündigen. Als eben jetzt von England aus ein Aufruf zur Mission ausging, eilte er nach London und bot sich, obwohl bereits 50 Jahre alt, noch zum Missionar an.

Im Jahr 1798 reiste van der Kemp ab, auf einem Schiffe mit Verbrechern sollte er 3 Monate zubringen, und

unter diesen Auswürflingen begann er seine Missionsarbeit; es gelang ihm mit Gottes Hülfe, mehrere der rohsten und lasterhaftesten Verbrecher zur Umkehr zu bringen. Das Ziel seiner Reise aber war Südafrika, und das Volk, dem seine eigentliche Arbeit gelten sollte, waren die Hottentotten, und van der Kemp freute sich, den HErrn JEsum diesem armen verkommenen Volke zu verkündigen.

Aber auch er mußte es erfahren, was aus allen Missionsgebieten geklagt wird, daß das größte Hinderniß der Mission immer die Christen selber sind, nehmlich die Christen, von denen es heißt: Eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden. Die holländischen Bauern fürchteten, wenn die Hottentotten Christen würden, so würden sie nicht mehr dienen mögen, und so legten sie der Mission ein Hinderniß um das andere in den Weg. Hatten doch diese Leute über manche Kirche die Ueberschrift setzen lassen: Kein Hund und kein Hottentotte darf eintreten! Als van der Kemp einmal Hottentotten mit sich zur Kirche brachte, behaupteten diese Bauern, die Kirche wäre entweiht, und verlangten, die Sitze müßten gereinigt, und der Fußboden neu gelegt werden. Hierauf verklagten sie den Missionar bei der Regierung, er wiegle das Volk auf und errege Unruhen im Lande, so daß van der Kemp unsägliche Kümmernisse durchzumachen hatte. Doch wußte van der Kemp sich zu rechtfertigen und erhielt endlich im Jahr 1804 die Erlaubniß zu einer eigenen Niederlassung, doch sollte den Bauern die Wahl des Platzes überlassen bleiben. Diese wiesen ihm nun eine wasserlose unfruchtbare Gegend an, damit, wie sie sagten, die Hottentotten dort ihren Unterhalt nicht finden könnten, sondern sich wieder in die Dienste der Bauern begeben müßten. Van der Kemp haderte nicht mit ihnen, im Glauben begann er den dürren Boden umzugraben, im Glauben that er, was in seinen Kräften stand. So entstand Bethelsdorp — wie es schien, eine hoff-

nungslose Niederlassung, und doch hat Gott ein rechtes Bethel d. i. ein rechtes Gotteshaus daraus zu schaffen gewußt. Van der Kemp predigte seinen lieben Herrn Christum, und Gott gab Segen und Gedeihen zu seinem Wort, schon im ersten Jahre konnte er 22 Hottentotten taufen. Bald fand er eine treffliche Hülfe. Eine reiche Wittwe in der Capstadt, Frau von Schmidt, hörte von seinem Unternehmen, und alsbald verkaufte sie all ihre Habe und zog, obwohl bereits 55 Jahre alt, nach Bethelsdorp, um dort die Lehrerin und Gehülfin zu machen. Sie hielt Schule, besuchte die Kranken und Gesunden, und half mit, den Hottentotten Gottes Wort nahe zu bringen. Sie war ein großer Segen für das junge Christengemeindlein.

Vier Jahre später hatte Bethelsdorp bereits eine Bevölkerung von 1000 Seelen, 200 davon waren Communikanten, die Uebrigen hörten Gottes Wort, überall war Zucht und Ordnung zu merken, Alles lernte entweder Ackerbau oder Handwerke aller Art. Es war jetzt bereits eine Gottesstätte, da des HErrn Segen wohnte; Gott der HErr hatte die Arbeit seines treuen Knechtes gesegnet, Er hatte ihn stark gemacht wider alle Anfechtungen und Anfeindungen, Er hatte ihm viele Früchte seiner Arbeit sehen lassen. Er gab ihm zuletzt auch ein seliges Sterbestündlein, am 15. Dezember 1811 durfte er zu seines HErrn Freude eingehen.

Mit van der Kemp's Tod begannen die alten Anfeindungen von Seite der holländischen Bauern aufs Neue, aber Gott half immer wieder, und trotz aller Feindseligkeiten ging das Missionswerk vorwärts. Gott schenkte der Gemeinde treue Missionare, die den HErrn JEsum lieb hatten; Gott gab aber auch Gedeihen, daß sein Wort reiche Frucht brachte. Immer mehr Hottentotten wurden getauft, immer mehr wollten Theil haben an den Segnungen der Christengemeinde, und als die Gemeinde zu groß wurde, entstanden von hier aus neue Gemeinden, die

sich in anderen Gegenden niederließen und den Segen des Evangeliums weit hinaus auch unter andere Hottentottenstämme brachten. Ja in Bethelsdorp entstand sogar eine kleine Missionsanstalt, in der Eingeborne zu Predigern ausgebildet wurden, und bald konnten 4 Hottentotten als Missionare unter ihre Landsleute ausgeschickt werden. Und damit ihr diese Hottentottenprediger nicht verachtet, so höret nur etliche Züge von Einem derselben, der zuerst ausgeschickt wurde. Dieser Hottentotte, er hieß Cupido, war früher ein wüster Mensch, Lügen und Fluchen, Schwelgen und Saufen war seine liebste Freude, und besonders durch seine Trunksucht hatte er sich schon mehrmals Krankheiten zugezogen. So oft er krank wurde, faßte er wieder die besten Vorsätze sein Leben zu ändern; allein war die Krankheit vorüber, so blieb es wieder beim Alten. Er fragte wohl da und dort nach Mitteln, wie er von seinem Saufen los werden könne, und wenn man ihn zu Zauberern oder Beschwörern wies oder ihm Arzneimittel rieth, so brauchte er all das gerne, gierig verschlang er Alles, was man ihm bot, aber Alles war natürlich umsonst. Da hörte er einst in der Nähe von Bethelsdorp, daß JEsus Christus, der Sohn Gottes, die Sünder von ihren Sünden, auch vom Saufen befreien könne, und sofort rief er aus: Das ist's, was ich brauche, das ist's! Er verließ Alles und eilte nach Bethelsdorp, um diesen JEsus kennen zu lernen, und als er dort seinen Heiland gefunden, wurde er ein anderer Mensch, und als er ein anderer Mensch geworden, ließ es ihm keine Ruhe mehr, das Glück, das ihm zu Theil geworden, mußte er auch seinen Landsleuten bringen, er wurde zum Prediger ausgebildet und arbeitet nun in großem Segen an der Ausbreitung des Reiches Gottes unter seinen armen Landsleuten.

Das ist auch ein Segen, der von Bethelsdorp ausgegangen, und wer diese Gottesstätte sieht mit ihren 1200 Bewohnern, mit ihrer Kirche und Schule, mit ihren freundlichen Häusern und

Gärten, mit ihrer Druckerei, mit ihren Handwerken mancher Art, mit ihrem Handel und Wandel, mit ihrer guten Zucht und Ordnung, der freut sich solcher Wunder der göttlichen Erbarmung und dankt Gott für das Werk der Mission, das solchen Segen unter den armen Hottentotten gestiftet hat.

Damit ihr aber nicht meinet, als sei Bethelsdorp die einzige Stäte solchen Gottessegens, so lasset mich kürzlich noch von zwei anderen Missionsstationen euch erzählen, wohin gleichfalls von England aus Missionare gekommen, um im Segen dort zu arbeiten.

Es war im Jahr 1813, da kam auf einer Visitationsreise ein englischer Missionar in ein elendes Hottentottendorf mit etwa 60 rohen unwissenden Bewohnern. Sie hatten bereits von den weißen Leuten gehört und von den wunderbaren Dingen, die man von ihnen lernen könne, und als sie gefragt wurden, ob sie wollten, daß ein Missionar in ihrem Dorfe sich niederlasse, antworteten sie Alle einstimmig mit Ja, sie möchten auch in den Dingen unterwiesen werden, die die weißen Leute wüßten. Ein alter Mann hatte besonders seine Freude über dies Anerbieten; als er gefragt wurde, ob er irgend Etwas vom HErrn JEsu wisse, entgegnete er: Ich weiß von Nichts mehr als die lieben Thiere — was man ihm und seinen Gefährten gerne glauben mochte. Sie erhielten nun einen Missionar, Namens Carl Pacalt, gebürtig aus Böhmen, in Berlin zum Missionar ausgebildet, der denn auch in kurzer Zeit Unglaubliches leistete. Er war ein frommer Mann voll Ernst und Milde, dem es ein großer Ernst war, die Seelen seiner Hottentotten dem HErrn JEsu zu gewinnen. Keine Arbeit war ihm zu viel, überall griff er mit an, Nichts war ihm zu gering, und bei aller Arbeit suchte er den Heiden nahe zu kommen und redete mit ihnen von dem Einen, das noth thut; bei seinen Predigten ließ er sich recht herunter zu dem geringen Verständniß der Leute und wußte ihren abgestumpften Herzen nahe zu kommen. Bald hatte er

eine Schaar von Bekehrten um sich gesammelt, und als jener alte Mann, von dem vorhin die Rede war, im Jahr 1817 in einem Alter von 90 Jahren getauft werden konnte, rief derselbe aus: Jetzt will ich gerne sterben, ja ich will lieber sterben als leben, damit ich unaufhörlich bei meinem Heiland leben kann; früher fürchtete ich den Tod, denn ich kannte den HErrn JEsum noch nicht, jetzt habe ich kein Verlangen mehr länger zu leben; über 80 Jahre habe ich dem Teufel gedient und war nahe daran ins höllische Feuer zu gehen, aber obwohl ein armer Sünder, darf ich doch aus unaussprechlicher Barmherzigkeit in die ewige Seligkeit eingehen.

Als 5 Jahre vorüber waren, kannte man das Dorf nicht mehr, so hatte sich Alles geändert nach Innen wie nach Außen. Da stand ein Gotteshaus, in dem aufmerksame Kirchgänger in reinlichen Kleidern Gottes Wort lernten; da stand eine Schule, wo neben dem Missionar ein eingeborner Lehrer die Kinder unterwies, er war früher noch ein völliger Wilder gewesen; da standen freundliche Häuser und Gärten, ringsum wohlangebaute Felder und Fluren. Es war ein Christendorf mit Hunderten von Christen. Da begreifen wir es, was für ein Schmerz die Gemeinde durchdrang, als im Jahr 1818 Missionar Pacalt nach kurzer Krankheit sein Tagewerk beschließen mußte, begreifen es aber auch, wie recht die Regierung hatte, als sie zu seinem Gedächtniß das Dorf Pacaltsdorf nannte. Unter diesem Namen ist heute noch diese Hottentottengemeinde vorhanden, eine große blühende Christengemeinde, die bereits eifrig wieder mithilft zum Werk der Mission unter ihren heidnischen Landsleuten — wiederum ein Denkmal vom Segen der Missionsarbeit.

Und damit ihr sehet, wie die bekehrten Hottentotten ihr Licht leuchten lassen unter ihren heidnischen Landsleuten, so lasset mich schließlich noch von einer weiteren Niederlassung reden. Ein wilder räuberischer Volksstamm hatte durch seine Ueberfälle weit

und breit das Land unsicher gemacht, Alles wurde ausgeraubt und ausgeplündert. Um Ruhe und Sicherheit herzustellen, ließ die Regierung zuletzt dies Räubervolk ausrotten und das verödete Land etwa 5000 Hottentotten, die freigelassen waren, zum Wohnort anweisen. So entstanden hier allmählich gegen 80 kleine Dörfer, aber was für Dörfer waren es! Arme Heiden bewohnten sie, Rohheit und Unwissenheit, Sünde und Laster herrschte überall, es war ein recht armseliger Haufe, noch schlechter als die andern heidnischen Hottentottenhaufen waren, denn es waren Leute, die freigelassen waren von ihren Sklavenketten, ohne daß sie doch freie Menschen durch das Evangelium geworden waren. Da faßte die englische Regierung einen Entschluß, der vortrefflich war, aber auch Zeugniß ablegte von dem, was Hottentottenchristen vermöchten. Sie sorgte nehmlich dafür, daß aus Bethelsdorp und anderen Christengemeinden etwa 140 christliche Familien in diese Gegenden auswanderten und sich unter ihre wilden heidnischen Landsleute mischten, und da war es denn rührend zu sehen, mit welcher Liebe, Aufopferung und Uneigennützigkeit diese Christen ihrer heidnischen Landsleute sich annahmen. Nicht nur, daß sie in äußeren Dingen ihnen verständige Rathschläge ertheilten, sie richteten ihnen auch überall Gottesdienste und Andachten ein, sie errichteten Schulen, Leute die kaum die nothdürftigsten Kleider hatten, lehrten Lesen und andere nützliche Gegenstände, ja sie hielten Vorträge, die mit Freuden und Nutzen angehört werden konnten. In kurzer Zeit hatte der Sauerteig die rohe Masse so durchdrungen, daß heidnisches und lasterhaftes Wesen wie von selbst verschwand, Hunderte, die nie einen Missionar gesehen, wurden bekehrt. Ein Christ, der dort lebte, hatte Recht, wenn er hernach diese Niederlassungen das Kanaan der Hottentotten nannte. Als endlich ein Missionar hieher kommen konnte, fand er bereits Alles aufs schönste vorbereitet. So waren diese Hottentotten, die man zuerst nicht ein-

mal für rechte Menschen ansehen wollte, nicht blos selbst Christen geworden; sondern hatten auch mitgeholfen, daß das Christenthum immer weiter sich ausbreitete unter ihre armen heidnischen Landsleute. Das Missionswerk hatte Frucht gebracht hundertfältig!

Mit einer kurzen überaus lieblichen Geschichte lasset mich schließen. Im Jahr 1847 war durch das Anschwellen zweier Ströme in Südafrika eine furchtbare Ueberschwemmung entstanden, viele Hottentotten kamen dabei ums Leben, auch viele Christen verloren Hab und Gut, ja selbst Leib und Leben. Darunter war auch eine alte Frau, die eben noch eine alte Matte von Stroh ergreifen konnte, um sich auf derselben über dem Wasser zu erhalten. Ein christlicher Hottentotte sah sie dahinschwimmen, er versuchte es, sie zu retten, aber es war ihm unmöglich an sie zu kommen; er sah nur noch, was sie that, und hörte, wie sie zum Sterben sich bereitete. Sie fing an zu singen: JEsus nimmt die Sünder an, sang das ganze Lied durch und rief zuletzt aus: O Gott, erbarme dich mein, — dann legte sie ihr Haupt auf die Matte wie auf ein Kissen und versank, um drüben in JEsu Arm und Schooß aufzuwachen. Sie hatte gelernt dem Heiland stille zu halten bis zum Tode, sie hatte es gelernt durch das Evangelium.

Wenn die Mission solche Kunst lehrt, wenn sie arme Hottentotten lehrt geduldig ihr Leid tragen und fröhlich und selig sterben, wenn die Mission Christen schafft und nicht blos Christen, sondern auch ganze Christengemeinden, ist solch ein Werk nicht ein Gotteswerk? ist solch eine Missionsarbeit nicht ein Gottessegen, darum wir Gott loben und danken müssen? So lasset uns Gott bitten, daß Er uns recht dankbar mache für die Segnungen des Christenthums, das wir haben, aber auch willig und eifrig mitzuhelfen, damit auch andere Völker solcher Wohlthat immer mehr theilhaftig werden, durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

15. Jager Afrikaner.

Jes. 53, 12:
Er soll die Starken zum Raube haben.

Das Wort des Propheten, das ihr eben gehört, ist eine Weissagung auf Christum und zwar auf sein Leiden und Sterben und zeigt uns eine überaus wundersame Frucht seiner heiligen Passion: es sollen auch die Starken seine Beute werden. Damit meint der Prophet nicht blos die leiblich Starken, er meint die Großen und Gewaltigen der Erde, sei's daß sie an Geist und Begabung über Anderen stehen, sei's daß sie an Macht und Gewalt hervorragen, sei's daß sie sonst hohe Vorzüge vor Anderen haben. Aber sie mögen hervorragen, wie sie wollen, auch die Gewaltigen der Erde sind nicht ausgeschlossen vom Heil in Christo, auch sie sollen dem HErrn zur Beute werden, eine sauer erworbene Frucht seines Todes.

Es ist schön und lieblich zu hören, wie unser HErr sich herunter hält zu den Niedrigen, und wie Er auch die Aermsten und Geringsten nicht von sich stößt; aber es ist nicht minder schön und lieblich, wenn der HErr die Gewaltigen der Erde ergreift und auch sie sich zur Beute macht. Und ich habe mir darum vorgenommen, euch heute das Bild solch eines Gewaltigen vor Augen zu stellen, der ein Fürst zuerst, hernach ein Räuberhauptmann wurde, der Schrecken vieler Länder, ein Löwe der

Wildniß, bis endlich der Räuber zum Knecht des HErrn, der Löwe zum Lamm geworden ist durch den Dienst der Mission! Möge uns Allen diese Betrachtung gesegnet sein, daß wir recht froh werden unsers Christenglaubens, aber auch willig und eifrig werden zur Ausbreitung dieses Welt überwindenden Glaubens, durch JEsum Christum unsern HErrn!

Wenn ihr die unterste Spitze Afrika's anseht, man nennt sie heutzutage das Capland, so hat vor Zeiten dort ein merkwürdiges Völklein gewohnt, man heißt sie die Hottentotten. Dies Volk lebte dort ein armes Heidenvolk gar harmlos und gleichgültig in den Tag hinein; ihre Beschäftigung war das Weiden ihrer Heerden und das Jagen des Wildes in den Wäldern, und von etwas Anderem wußten sie Nichts. So hatten es ihre Väter gehalten, und so hielten sie es auch, und sie freuten sich ihres Landes, das für die Weide wie für die Jagd besonders gemacht schien. Aber was geschah? Vor mehr denn 200 Jahren kamen Christen in dies Land, wenigstens nannten sie sich so, es waren Holländer, denen das schöne Land gefiel, dort wollten sie auch Viehzucht treiben, damit wollten sie reich werden. Zuerst suchten sie durch Freundlichkeit, durch Geschenke und Versprechungen Ländereien zu erhalten, und es glückte ihnen bald gar gut; als auf dem Wege Nichts mehr zu erreichen war, begannen sie mit List und Betrug ihr Ziel zu erreichen, und nicht lange hernach kam es auch zu offener Gewalt, wobei die armen Eingebornen den europäischen Feuerwaffen bald weichen mußten. Die Eingebornen zogen sich zurück, und die Holländer nahmen das Land ein; bald begann aber den Holländern das Land zu enge zu werden, sie rückten wieder vor und nahmen auf demselben Wege wieder große Ländereien weg, und so ging dies unwürdige Spiel von Jahr zu Jahr fort. Gegenwärtig ist es so, daß die Europäer alles Land weit und breit in Besitz genommen haben, die Hottentotten sind verdrängt, kaum daß sie im Innern des

Landes noch eine armselige Zukunft haben. So haben Christen ein Heidenvolk um sein Land gebracht aus Eigennutz, Christen unter den schrecklichsten Gewaltthaten ein Heidenvolk ausgesogen aus schnöder Gier nach Geld und Gut — wieder ein Beispiel, wie wahr das alte Wort ist: Um eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden!

Einer der mächtigsten Fürsten dieses armen gedrückten Hottentottenvolkes war ein Häuptling, der den Namen Afrikaner führte, sein anderer Name hieß Jager, und von diesem Hottentottenhäuptling Jager Afrikaner lasset mich euch heute erzählen. Es ist ein Beweis für das Wort, daß auch die Starken unserm HErrn zum Raube werden sollen.

Als Jager Afrikaner die Leitung seines Stammes erhielt, waren bereits die Holländer in vollem Vordringen begriffen. Bald kam die Reihe auch an seinen Stamm. Er sah sich außer Stand Widerstand zu thun und brach seine Hütten ab, um landeinwärts zu ziehen; bald mußte er den frechen Eindringlingen aufs Neue weichen, und auch jetzt hatte er keine Ruhe: je weiter er mit seinem Volke sich zurückzog, desto größer wurde die Gier der Holländer nach Ländereien. Und so sah denn Jager Afrikaner kein anderes Mittel vor sich, um Ruhe zu finden, als daß er mit seinem ganzen Stamm sich den Holländern unterwarf. Sie begaben sich unter den Schutz derselben und traten in ihre Dienste, um als ihre Knechte ihre Heerden zu hüten. Das war das Erste, was Jager Afrikaner von den christlichen Holländern erfuhr: der angesehene Häuptling verlor mit seinem ganzen Stamme seine Freiheit, sein Land und Alles was er hatte, und mußte obendrein den frechen Siegern die Heerden hüten!

Wie ging es ihm nun weiter, als er unter den Holländern wohnte und als ihr Hirte mit ihnen zusammenlebte?

Der muthige Hottentottenhäuptling war ein muthiger und unerschrockener Hirte. Die Heerden seiner Herren hüten war

seine tägliche Beschäftigung, und es war seine Freude und Ehre. Er beschützte das Vieh seines Herrn, und wenn davon gestohlen wurde, war er sofort zur Hand, den Räubern es wieder abzunehmen. Unter seinen Händen mehrten sich die Heerden zusehends. Aber sein Herr dachte nicht daran, sich dankbar dafür zu beweisen, nicht einmal gerecht und menschlich behandelte der stolze und harte Mann den ehemaligen Häuptling. Er erhielt nur schlechte Nahrung und mußte eine lange Reihe von Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen erdulden. Afrikaner sah, wie sein Stamm immer mehr abnahm, Weiber und Töchter wurden mißhandelt, die Kinder ermordet. Bereits hieß es, man wolle die Hottentotten zu Soldaten machen und sie weit übers Meer führen, daß sie ihr Vaterland nicht mehr sehen sollten. Da versuchte Afrikaner sich seines Stammes anzunehmen.

Zunächst wandte er sich an seinen Gutsherrn mit der Bitte, er möge ihm doch für seine vielen Dienste einmal den Lohn bezahlen, dann wollten sie weiter ziehen und eine andere Heimath sich suchen. Aber diese Bitte wurde mit Hohn abgeschlagen, die ungerechte Behandlung wurde nur verdoppelt; ja die Holländer gingen damit um, sie zu ergreifen und mit Gewalt zu überwältigen. Da geschah es eines Abends, daß der Befehl kam, Afrikaner solle augenblicklich vor der Thüre seines Gutsherrn erscheinen. Es war Abend, schon war es dunkel geworden. Afrikaner und seine Brüder gingen mit einigen Begleitern nach dem Hause des Herrn, langsam und schweigend schritten sie ihres Weges, den Männern klopfte das Herz. Sie hatten bisher noch nichts Böses wider ihren Herrn in den Sinn gefaßt, aber jetzt bereitete sich ein Sturm in ihren entrüsteten Gemüthern vor. Afrikaner's Bruder hatte ein Gewehr bei sich, wenn der Gutsherr sie zur Verzweiflung bringen sollte. So kamen sie an die Hausthüre. Jager Afrikaner geht voran, er will die Beschwerden seines Volkes vor die Ohren ihres Bedrückers bringen. Aber

wie er trotzigen Schrittes die Stufen hinaufgeht, stürzt ihm sein Herr wie ein Wüthender entgegen und schlägt ihn mit einem Schlage bis zur untersten Stufe hinunter; aber in demselben Augenblick stürzt er selbst todt nieder, Afrikaner's Bruder hatte angelegt und ihn niedergeschossen. Des Gutsherrn Frau hatte ihren Mann fallen sehen, sie schrie laut auf und flehte um Gnade; aber Afrikaner ruft ihr zu: Wir haben Nichts mit Euch, gebt uns Pulver und Blei und Gewehre heraus! Damit verließen die Männer das Haus; sie gingen anders fort, als sie gekommen waren.

Jetzt mußte Afrikaner fliehen, mit all seinen Leuten zog er rasch davon; dort war seines Bleibens nicht mehr, in der Ferne suchte er neue Wohnsitze. Ehe noch die Holländer sich rächen konnten, war er bereits in fernen Wildnissen und baute sich dort an, unter seiner Leitung erhob sich ein ärmliches Hottentottendorf.

Aber die Holländer wollten den Mord, den Afrikaner's Bruder begangen, nicht ungerächt lassen. Erst schickten sie Soldaten gegen ihn aus, aber in seinen Wildnissen konnte ihnen Afrikaner wohl trotzen. Darum versuchten sie es, auf einem andern Wege Rache zu nehmen. In der Nähe Afrikaner's wohnte ein anderer Stamm von Hottentotten, ihren Häuptling Namens Berend gewannen sie durch Geld für sich, und seitdem wurden Berend und Afrikaner die unversöhnlichsten Feinde. Aber Afrikaner merkte bald, wer ihm diesen Feind gesendet, und wandte sich plötzlich in das Gebiet der Holländer. Wo er konnte, raubte und plünderte er, auch auf einen Mord dabei kam es ihm nicht an. So wurde Afrikaner ein Räuberhauptmann.

Bald war er der Schrecken aller Grenzbewohner des Caplandes, der Störer ihres nächtlichen Friedens, der gefährlichste Feind ihrer Heerden. Sein Name war bei Alt und Jung bald wohl bekannt, ein Preis von 1000 Thalern wurde zuletzt auf

seinen Kopf gesetzt. Bei der geringsten Beleidigung überfiel er ganze Dörfer, er raubte und mordete und zündete an und schonte auch schwacher Weiber und unschuldiger Kinder nicht. Afrikaner war der Löwe der Wildniß, seine Wuth und Grausamkeit kannte keine Grenzen, sein Geschoß war allemal tödtlich. Mit Berend, jenem bestochenen Häuptling des Nachbarstammes, hatte er viele blutige Kriege geführt, eine Streiferei folgte der anderen. Einmal suchten sie einander eine Viehheerde abzujagen. Immer stand noch entweder das Gebüsch oder das Vieh zwischen beiden Gegnern. Da mit einem Mal öffnet sich eine Gasse in der Viehheerde, beide Männer stehen blosgestellt einander gegenüber. Sie legen an, die beiden Finger senken sich in demselben Augenblick, ihre Finger rühren mit einander den Drücker am Hahn, mit einander gehen die Schüsse los — aber in demselben Augenblick war eine Kuh gerade zwischen sie hineingerannt. Die beiden Kugeln drangen mitten in den Leib des Thieres, und es fällt todt zur Erde nieder. Beide Gegner wären sonst auf einen Augenblick gefallen. Gott wachte über ihrem Leben, denn beide waren zu etwas Anderem aufgespart.

Es war im Jahr 1806, da kamen zum ersten Male Missionare in jene Gegend, um das Evangelium von JEsu Christo auch in diesem Winkel der Erde zu verkündigen. In der Nähe einer Quelle ließen sie sich nieder und streuten den Samen des göttlichen Wortes aus in großer Geduld, unter viel Entbehrung und Selbstverleugnung. Bald stellte sich auch Jager Afrikaner ein, um den Worten der Missionare zuzuhören. Er sagte: „Weil euch die Engländer gesendet haben, so seid ihr willkommen. Ich hasse die Holländer, sie sind meine Unterdrücker; aber die Engländer habe ich lieb. Ich habe immer gehört, daß sie des armen schwarzen Mannes Freunde sind.“ Afrikaner hatte ein Vertrauen zu den Missionaren, die ihm so freundlich und liebreich entgegenkamen, er vertraute ihnen seine Kinder zum

Unterricht an, er besuchte fleißig ihre Gottesdienste, er siedelte sich endlich in ihrer Nähe an. Es schien, als wolle es anders mit Jager Afrikaner werden; es war, wie wenn die erste schwache Dämmerung sich ankündigen wolle.

Aber bald wurde es wieder anders. Es gab Reibungen zwischen den Leuten der Missionare und den Leuten Afrikaner's; Argwohn und Mißtrauen stellte sich ein, Afrikaner glaubte sich hintergangen und betrogen, und bald kehrte die alte Wuth wieder; vergessen war Alles, was er gehört und gelernt, die alte Raub- und Mordlust kehrte wieder, und selbst an den Missionaren schwur er Rache zu nehmen. Es kam so weit, daß die Missionare fliehen mußten, und kaum waren sie fort, so erschien Afrikaner und brannte die ganze Missionsstation nieder. Mit dem Trotz des Siegers ging Afrikaner fort, aber im Herzen nahm er doch Etwas wie Reue mit sich fort. Die vertriebenen Missionare beteten für den unglücklichen Afrikaner, der nicht nur ein Feind aller Menschen, sondern nun auch ein Feind der Sache Gottes geworden war und gleichwohl vom HErrn seinem Gott noch nicht aufgegeben wurde. Er trug einen Stachel im Gewissen, der ihm keine Ruhe ließ.

Im Jahr 1813 kam ein englischer Missionar Namens Campbell aufs Neue in jene Gegenden, Alles zitterte dort vor dem Namen Afrikaner's. Da versuchte es der Missionar und schrieb einen Brief an Afrikaner des Inhalts, daß das gute Volk von England Alles vergeben und vergessen, ja sogar ihm einen Lehrer für sich und sein Volk schicken wolle, wenn er ihn nur aufnehmen und gut behandeln werde. Afrikaner gab guten Bescheid, und als nun wirklich die Mission wieder ihren Anfang nahm, kam er aufs Neue fleißig, ja nach einiger Zeit ließ er sich mit seinen Brüdern taufen. Er nannte sich seitdem Christian Afrikaner. Das war ein Anfang zum Bessern, aber wie viel fehlte noch. Lange Zeit noch war Afrikaner der Schrecken der

Umgegend, lange fort noch regte sich die alte Räuberart bei ihm. Aber Gottes Wort heißt der Hammer, der auch Felsen zerschmeißt, und als solchen Hammer hat es sich auch hier bewiesen. Afrikaner hörte fleißig Gottes Wort, und des HErrn Wort wurde ihm immer lieber, sichtbarlich neigte sein Herz sich ihm zu; er gewann eine Anhänglichkeit an die Missionare und fing an einen besseren Wandel zu führen. Gottes Wort wurde seines Herzens Freude und Lust, sein neues Testament legte er nie von sich. Afrikaner wurde ein Mann des Friedens, ein Freund der Armen und Betrübten, ein Vater seines Volkes. Sein Gemüth wurde weich und mitleidig. Eines Tages saß der Missionar ihm gegenüber und sah ihn lange unverwandt an. Afrikaner fragte, ob er wissen dürfe, warum er ihn also ansehe? Ich habe, antwortete der Missionar, versucht mir vorzustellen, wie Ihr einst Feuer und Schwert durch das Land getragen; ich kann mir's nicht denken, daß solche Augen, wie die Euern, einmal beim Anblick menschlichen Elends haben lächeln können! Ein Strom von Thränen aus den Augen des Mannes war die Antwort auf diese Frage.

Etliche Jahre später reiste einst Missionar Moffat — das war sein Name — in die Capstadt, Afrikaner begleitete ihn. Unterwegs kam er zu einem Gutsherrn, der beim Anblick des Missionars entsetzt zurückfuhr, er glaubte seinen Geist zu sehen, denn er hatte ihn längst getödtet geglaubt durch Afrikaner. Es kostete dem Missionar viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er es selbst sei. Hierauf erzählte er von der Bekehrung Afrikaner's. Aber das wollte der Gutsherr noch weniger glauben, so Etwas hielt er für unmöglich, bis endlich Moffat auf seinen vermeintlichen Diener hinwies, der dort saß und las. Es war Afrikaner selber. Da rief der Gutsherr aus: „O Gott, was ist das für ein Wunder deiner Gnade; was kann deine Barmherzigkeit nicht vollbringen!"

Afrikaner bewährte sich als Christ sein Lebenlang, er blieb seinem Heiland treu bis an sein Ende. Als er alt und lebenssatt geworden, ließ er sein Volk zusammenkommen und sagte: „Wir sind nicht mehr, was wir gewesen, wir sind keine Wilden mehr, wir sind Bekenner des Evangeliums und Jünger des HErrn JEsu. So laßt uns denn nach diesem Bekenntniß leben. So viel an euch ist, haltet mit Jedermann Frieden; bleibt bei einander, wie ihr immer gethan. Mein vergangenes Leben ist mit Blut befleckt, aber JEsus Christus hat mir vergeben, und ich gehe jetzt in den Himmel. Hütet euch, daß ihr nicht wieder in böse Thaten fallet, zu denen ich oftmals euch geführt. Suchet den HErrn, so wird Er sich von euch finden lassen und wird euch leiten auf seinen Weg!“ Es war im Jahr 1823, daß Afrikaner seine Augen schloß; er starb in seinem Heiland. Möge unser Ende seinem Ende gleich werden!

Lasset mich nur noch ein paar Worte hinzusetzen! Dies Wunder der Bekehrung Afrikaner's hat durch Gottes Gnade die Mission gethan, ist solch ein Werk kein Gotteswerk? ist solch ein Werk umsonst und verloren? ist es nicht werth, daß wir dazu mithelfen, was wir vermögen? So habt die Missionssache lieb und werth und unterstützet sie, so viel in euern Kräften steht, und Gott gebe Gnade, daß sein heiliges Wort unter uns wie in allen Landen reiche Frucht bringen möge, durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

16. Grönland I.

1. Tim. 2, 4:

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Mit dem verlesenen Textwort, das ihr Alle kennt, will der Apostel uns ein Dreifaches ans Herz legen. Zunächst will er damit sagen, daß alle Menschen Hülfe brauchen, die ganze Welt ist hülfsbedürftig; sodann will er uns lehren, daß für alle Welt auch Hülfe vorhanden ist, die Menschen können auch Hülfe haben, wenn sie nur wollen; endlich lernen wir aber auch, wie solches Heil der Welt kommt, es steht ganz und gar in der Erkenntniß der Wahrheit, das Evangelium hilft aller Noth, es heilt allein alle Schäden. Das sind drei schlichte einfache Wahrheiten, die aber gar tief gehen, und wir können sie nicht oft und ernstlich genug beherzigen. Und wie sollten wir solche Wahrheiten besser fassen können, als wenn wir uns ein Beispiel von alle dem vor Augen stellen, wenn wir ein Volk vor uns nehmen und hören, wie arm und hülfsbedürftig es ist ohne das Evangelium, und sehen dann, wie Gott dieses armen Volkes sich erbarmt und ihm zur Erkenntniß der Wahrheit verholfen hat? Und da möchte ich euch dies Mal hinausführen im Geiste in ein fernes fremdes Land, hoch droben im höchsten Norden Amerika's, hinauf nach Grönland; an den Grönländern wollen wir unser Textwort recht verstehen lernen. Für heute lasset uns zunächst Land und Leute

in Grönland kennen lernen; es wird uns den Beweis liefern, daß alle Menschen Hülfe brauchen, daß kein Volk das Evangelium entbehren kann, und Gott der HErr wolle solche Betrachtung an uns Allen gesegnet sein lassen!

Wo Grönland liegt, ist leicht zu beschreiben. Nehmt eine Karte der Erde vor euch und seht das langgestreckte Amerika an, der oberste Theil davon hoch oben im Norden ist Grönland. Man hat es früher für eine Halbinsel gehalten, gegenwärtig ist es nachgewiesen, daß Grönland eine ungeheure Insel ist, die vom Festland Amerika's durch eine Meerenge getrennt weit in den Norden hineinragt, kein Mensch hat die äußerste Spitze davon noch gesehen. Man hat im Namen Grönland ein „grünes Land" finden wollen; wenn diese Deutung richtig ist, hat sich Grönland vollständig geändert, denn ein grünes Land ist es nicht mehr, viel eher könnte man es ein weißes Land nennen. Hört nur ein wenig, wie es in diesem Lande aussieht.

Grönland ist an all seinen Ufern mit großen Eisbergen umlagert, so daß es gefährlich ist in seine Nähe zu kommen, und kommt man nun glücklich durch all diese Eisberge hindurch, so sieht man ein großes Schneegefilde und weiter hinaus kahle Felsen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Solche Eismassen auf allen Seiten verursachen natürlich eine furchtbare Kälte, und was Winter ist, kann man dort reichlich erfahren. Im September beginnt dort der Winter und dauert fort bis in den Juni hinein, also acht volle Monate; dabei wird die Kälte so grimmig, daß selbst Steine zerspringen, die Luft ist mit kleinen Eistheilchen angefüllt, die See dampft von Frostrauch, der auf der Haut Blasen zieht. Die Sonne geht tief unten auf, ja sechs Wochen hindurch im Dezember und Januar geht gar keine Sonne auf, nur der Mond und der Schnee gewähren einiges Licht. Und kommt endlich nach solch einem Winter von acht Monaten im Juni der Sommer, so geht zwar die Sonne einige Wochen gar

nicht mehr unter, sondern scheint Tag und Nacht, aber ehe man sich's versieht, ist der kurze Sommer wieder vorüber, und mit dem August wendet sich's bereits wieder dem Winter zu. Solch ein eisiges Winterland hoch droben im fernsten Norden ist Grönland.

Da begreifen wir's, wenn Grönland ein armes unfruchtbares Land ist; was soll auf einem solch kahlen felsigen Lande, was soll bei einem solch kurzen Sommer wachsen? Von Wäldern ist dort keine Rede; Holz gibt es nicht, was nicht etwa vom Meere herbeigeschwemmt wird, und wollen sich Europäer dort Häuser bauen, müssen sie sich das Bauholz mitnehmen. In Grönland gibt es nur schlechtes niedriges Gestrüppe. Von Getreide ist dort noch weniger zu finden, Brod kennt man dort nicht, und wer Brod essen will, muß sich aus Europa Mehl kommen lassen. In Grönland wächst Nichts als verschiedene Moose, einige Beerarten, etliche Kräuter, und in dem kurzen Sommer lassen sich etliche Gemüse, die rasch wachsen, ziehen. Auch von Thieren ist dort nicht viel zu finden; was nicht für solche Eisländer eigens gebaut ist, kommt dort nicht fort. Nur zwei Thiere sind es vornehmlich, die in Grönland vorkommen, das eine wohnt auf dem Lande, das andere im Wasser; beide muß der Grönländer haben, wenn er nicht verkommen will. Das eine ist eine Art von Hunden, der Grönländer braucht sie zum Ziehen, er spannt wohl 4—10 davon vor seinen Schlitten und fährt damit dem Winde gleich über die unermeßlichen Schneegefilde. Das andere Thier ist der Seehund, der im Meere lebt; man kann sagen, der Grönländer könnte ohne den Seehund nicht leben, der ganz eigens für jenes Land geschaffen ist, also daß man auch wirklich Alles von ihm verwenden kann. Das Fleisch des Seehundes ist dem Grönländer die liebste und beste Nahrung, das Fett desselben wird nicht blos gegessen, sondern dient auch zu Licht und Holz wie zum Kochen, aus den Sehnen macht

man Zwirn, aus den Gedärmen Fenster und Zeltvorhänge, aus dem Magen Schläuche, das Blut wird gegessen, die Knochen werden zu Werkzeugen verwendet, die Felle endlich geben die besten und wärmsten Kleidungsstücke. So kann man sagen, der Grönländer lebt vom Seehund; man redet vom Seehund, wie man bei uns vom Getreide redet, aller Erwerb geht auf den Seehundsfang, und man versteht es, wenn einmal ein Grönländer einem Missionar, der ihm die Glückseligkeit des Himmels vorstellen wollte, zur Antwort geben konnte: Sind dort auch viele Seehunde?

Ihr seht, Grönland hat genug, um nicht zu verhungern, denn was unser Gott geschaffen hat, das will Er auch erhalten; aber es ist kein Zweifel, die unfruchtbarste schlechteste Gegend unseres Landes ist ein Paradies gegen dies arme unfruchtbare traurige Grönland.

Hört nun aber auch, was dort für Leute wohnen; das Land kennen wir, wie steht es nun mit seinen Bewohnern?

Die Grönländer gehören eigentlich zu den Eskimos; man sagt, der Name bedeute Leute, die rohes Fleisch essen. Sie selbst nennen sich Innuit, d. h. Menschen, während sie alle Uebrigen Kablunat, d. h. Ausländer oder Barbaren nennen. Es sind kleine Leute von brauner Gesichtsfarbe mit breiten platten Gesichtern und kleinen ausdruckslosen Augen, die in ihren dicken Seehundspelzen, in die Männer wie Weiber gehüllt sind, sich nicht sonderlich ausnehmen. Sie wohnen in Hütten, die sie sich aus Stein und Erde, noch lieber aus Schnee und Eis bauen, am liebsten aber halten sie sich in Zelten auf; denn sie lieben ein unstetes Leben, wie es schon die Natur ihres Landes mit sich bringt. Von Landbau ist natürlich keine Rede bei ihnen, es wächst ja Nichts; ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd zu Lande und zu Wasser, vornehmlich die Jagd auf Seehunde. Eine Obrigkeit haben sie nicht, jeder Hausvater steht seinem Hause vor,

und im Uebrigen kümmert sich keines um das Andere, Jeder geht seiner Nahrung nach und bringt zusammen, was er bedarf, und weiter bedarf keiner Etwas.

Im Ganzen sind die Grönländer ein stilles, sanftes und sittsames Volk. Man hört bei ihnen Nichts von Zank und Streit, Nichts von Schimpfen und Schelten. Beleidigungen werden nicht mit Blut gerächt; hat Einer Etwas wider den Andern, so fordert er ihn zu einem sogenannten Singestreit heraus, wobei er den Andern lächerlich zu machen sucht, und wer das letzte Wort behält und die Lacher auf seiner Seite hat, ist der Sieger. Seine Leidenschaften weiß der Grönländer meisterlich zu verbergen. Was für unanständig gilt, weiß er sorgfältig zu vermeiden und bildet sich auf diese Sittsamkeit nicht wenig ein. Und wenn sie einen stillen eingezogenen Europäer sehen, sagen sie wohl: Er ist beinahe so sittsam wie wir; er fängt an ein Mensch, ein Innuit, d. i. ein Grönländer zu werden; und als im Jahr 1740 eine junge Grönländerin nach Europa kam und hier freundlich aufgenommen wurde, sagte sie: Wären doch unsre Leute hier, so würden sie sehen, daß es auch hier ordentliche und gute Menschen gibt, obschon sie nicht in Grönland geboren sind; und wenn dann Europäer nach Grönland kamen, die in Laster und Schande lebten, sagten sie wohl: Die Leute haben den Verstand verloren, das Tollwasser — sie wollen sagen, der Branntwein — hat sie rasend gemacht.

Wenn man das hört, schämt man sich ordentlich, daß Leute, die den Christennamen tragen, so viel schlechter leben, als diese Heiden, und Mancher hat schon gefragt, ob denn solche Völker auch noch Missionare brauchen? So hört nun auch noch Etliches von der Religion der Grönländer sowie von ihrem sonstigen Leben, und ihr werdet bald erkennen, daß auch Grönland die Mission braucht, und daß auch diese scheinbar so gutmüthigen

und friedlichen Eskimos der Hülfe des barmherzigen Gottes, die im Evangelium ihnen dargeboten wird, bedürftig sind.

Die Religion der Grönländer ist eine armselige Religion, ein Gemisch von thörichten, oft recht kindischen Vorstellungen. Vom lebendigen Gott haben sie Nichts mehr als eine dunkle Ahnung von zwei großen Geistern. Der eine derselben, der gute Geist, kümmert sich nicht um die Menschen, dazu ist er zu groß, das überläßt er niederen Geistern; wie sollte ein solch großer Geist sich herablassen, an die armen Menschen zu denken? Dagegen der andere Geist ist böse und mißgünstig und hat seine Freude, die Menschen zu quälen. Er bringt Krankheit und Hungersnoth, er ist Schuld, wenn es keine Seehunde gibt, er macht den Fischfang unmöglich, und Alles, was sonst Schlimmes kommt, hat seine Mißgunst und Eifersucht gethan. Kein Wunder, wenn die Grönländer von einem Gottesdienst Nichts wissen: der gute Geist kümmert sich Nichts um die Menschen, und der böse Geist quält die Menschen, wer wollte solchen Geistern dienen? Desto mehr sind die Grönländer ihren Zauberern, den sogenannten Angekoks ergeben, denn diese geben vor, mit den großen Geistern in Verbindung zu stehen. Sie wollen die Mißgunst des bösen Geistes bannen, sie wollen den Rath des guten Geistes erholen. Diese Angekoks werden auf alle Weise geehrt, ihren Weisungen wird unbedingter Gehorsam geleistet. Die Welt, meinen die Grönländer, ruhe auf Stützen, die bereits morsch geworden; die Angekoks bessern die morschen Stützen aus, und die Welt wäre längst eingestürzt, wenn sie nicht wären. Solchen Leuten hängt Alles an — es sind eigennützige Betrüger.

Wo es also steht mit der Religion, da müssen neben den guten Seiten, von denen vorhin die Rede gewesen, auch gar andere schlimme Seiten zu Tage treten.

Da steht denn obenan eine große Sattheit und Selbst-

zufriedenheit. Weil der Grönländer sich äußerlich anständig benimmt, achtet er es wenig, daß Unzucht und Wollust aller Art im Finstern und Geheimen geht. Weil Grönländer sich untereinander nicht bestehlen, sondern nur gegen „Barbaren" die Hände ausstrecken, meinen sie bereits ehrliche Leute zu sein. Weil sie vom Branntwein Nichts wissen wollen, während Europäer vom „Tollwasser" sich zu Grunde richten lassen, merken sie nicht, was für Sünden unter ihnen gehen. Weil sie sanftmüthig und gutmüthig sind, achten sie es nicht, daß sie gegen alles Neue stumpf und unempfindlich sind. Wie bitter klagen alle Missionare über diese Sattheit und Selbstzufriedenheit der Grönländer. Und wie traurig steht es mit den Frauen! Vielweiberei zwar findet sich selten, aber des Grönländers Weib ist sein Lastthier. Das Weib soll sich mühen und plagen, und thut sie es nicht, erhält sie Schläge. Werden die Frauen Wittwen, so müssen sie Dienstmägde sein, und erreichen sie ein hohes Alter, so betrachtet man sie als „Hexen." Denn den Wahn, als wenn alte Weiber Vieh oder Menschen Etwas anthun könnten, haben die Christen von den Heiden gelernt. Und wie traurig steht es erst mit den Kindern! In Unwissenheit und Rohheit leben sie dahin, sie lernen fischen und jagen, lernen die Angekoks fürchten, aber von anderen Dingen lernen sie Nichts.

Ihr werdet wohl nicht fragen, ob die Grönländer Hülfe brauchen. Eines freilich ist anders, als Viele sich vorstellen. Wer von Grönland's Eisgefilden hört, der meint wohl, die Grönländer brauchten ein anderes Land, eine andere Lebensweise, brauchten andere Bequemlichkeiten und Lebensgenüsse. Aber wenn ein Grönländer nach Europa kommt, erfaßt ihn das Heimweh, entweder verkommt er, oder er lebt erst wieder auf, wenn er in sein armes Land wieder heimkommt. Also in dem Stück braucht der Grönländer keine Hülfe, er bleibt am liebsten Grönländer, und Grönländer soll er bleiben. Gott hat ihm sein Land

geschenkt und hat sein Land für ihn und ihn für sein Land eigens zubereitet, Land und Leute gehören zusammen.

Aber ein Anderes braucht der Grönländer, das ist das Evangelium. Wenn der HErr JEsus Christus in Grönland einzieht, dann wird es anders; denn wo JEsus Christus ist der HErr, wird's alle Tage herrlicher.

Wie das geschehen ist, davon wollen wir das nächste Mal hören. Der HErr unser Gott aber lehre uns erkennen, wie reich wir sind durch das Evangelium; Er mache uns recht dankbar für alle Segnungen des Christenthums, die wir haben; Er schenke uns aber auch Lust und Freudigkeit, auch andern Völkern, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, zu gleichem Glück zu verhelfen, durch JEsum Christum unsern HErrn! Amen.

17. Grönland II.

1. Tim. 2, 4:
Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Wie wahr dies Wort des Apostels ist, das ihr eben gehört habt, davon haben wir in unserer letzten Missionsstunde ein Beispiel mit einander zu betrachten angefangen. Ihr erinnert euch ja wohl noch, was wir von Grönland, dieser Insel hoch droben im Norden Amerika's, gehört haben. Es ist ein kaltes Land, rings eingeschlossen von großen Eismassen, das Land selber voll großer Schnee- und Eisgefilde mit einem achtmonatlichen Winter, da Wochen lang nicht einmal die Sonne aufgeht. Ihr erinnert euch auch noch, was für Leute in diesem Lande wohnen. Es ist ein gutmüthiges Volk mit manchen guten Seiten, das von groben Lastern äußerlich wenig an sich hat, aber es ist ein armes abgestumpftes Volk voll Eigendünkel, voll Blindheit und Aberglauben, ein Volk, das vom lebendigen Gott kaum mehr als eine dunkle Ahnung hat, und noch weniger weiß es vom HErrn JEsu Christo, der doch allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Die Grönländer sind ein armes Volk, arm inwendig und auswendig, arm an Leib und Seele. Sollte solch ein Volk keine Hülfe brauchen? ist das Grönländervolk nicht ein Beweis, daß die Welt, wie sie ist, das Evangelium braucht?

Aber Gott will ja, daß allen Völkern geholfen werde: so wird Er auch den armen Grönländern Hülfe gesendet, wird auch diesem armen Volke zur Erkenntniß der Wahrheit verholfen haben. Und der erste Anfang solcher Hülfe, der erste Anfang einer Missionsarbeit unter den Grönländern sei der Gegenstand unsrer heutigen Missionsbetrachtung!

Es ist eine merkwürdige Geschichte um die Mission in Grönland. Da kommt vor 900 Jahren ein Mörder auf der Flucht in dies ferne Land, dort gefällt es ihm, denn dies eisige Land scheint wirklich vor Zeiten ein „grünes Land" gewesen zu sein; bald kommen noch mehr seiner Landsleute nach, denen er das Land geschildert, es entsteht eine Niederlassung, der bald hernach aus der Heimath auch das Christenthum zukommt. So bilden sich in Grönland Christengemeinden, man zählt ihrer bereits eine ziemliche Anzahl, und wäre es in der Weise fortgegangen, es wäre der beste und sicherste Weg gewesen, um auch die Heiden Grönland's zu Christen zu machen. Aber was geschieht? Etwa 400 Jahre später bricht die Pest aus und rafft haufenweise die Leute weg, es kommen heidnische Eingeborne und fallen über die Christen her, gewaltige Eismassen umlagern das Land von allen Seiten, so daß kein Schiff der Küste mehr nahe kommen kann, und die Folge von alle dem ist, daß die ganze Niederlassung immer mehr verkommt. Zuletzt weiß kein Mensch mehr von den Christen in Grönland, alle Versuche sie aufzufinden sind umsonst, und nach etlichen Jahrhunderten ist es bereits so, daß man diese ganze christliche Niederlassung Grönland's für ein Mährlein halten würde, wenn nicht da und dort Ruinen von Kirchen und anderen Gebäuden Zeugniß vom Dasein derselben ablegen würden. So war ein Land, das bereits vor 900 Jahren Christen in seiner Mitte hatte, vor nunmehr 500 Jahren wieder zum Heidenlande geworden.

Aber das verlorene Christenland sollte wieder gefunden,

es sollte auch den Heiden Grönland's geholfen werden, und der die Bahn dazu gebrochen, war ein schlichter Pfarrer in Norwegen, Namens Hans Egede. Wie dieser Mann zur Missionssache gekommen, was er darum gethan und gelitten, wie er dadurch die Bahn zur Mission gebrochen in jenen eisigen Landen, das lasset mich euch heute des Näheren nun in der Kürze erzählen.

Hans Egede war bereits ein Mann, er hatte Frau und Kinder, hatte eine Gemeinde, an der er als Pfarrer treu arbeitete; da las er einmal von jenen Christen Grönland's, seinen Landsleuten, und ein tiefes Mitleid erfaßte ihn, daß diese Leute sollten wieder in das Heidenthum zurückgesunken sein; denn daß von diesen Gemeinden gar Nichts mehr da wäre, wußte er noch nicht, er wähnte, sie wären wieder Heiden geworden. Ein herzliches Verlangen, diesen armen Leuten zu helfen, ihnen wo möglich das Christenthum wieder zu bringen, ergriff ihn; er wollte unter seinen verloren gegangenen Landsleuten in Grönland Prediger werden. Lange trug er diesen Wunsch auf betendem Herzen, keinem Menschen sagte er Etwas von dem, was seine Seele bewegte, er fürchtete sich vor unüberlegten Plänen und traute sich selber nicht. Da er jedoch keine Ruhe fand, legte er seinen Wunsch seinen Vorgesetzten vor, sie sollten ihm Rath geben. So hörte auch Egede's Frau von der Sache, und voll Bestürzung drang sie mit Weinen und Bitten in ihn, bis er ihr versprach, Pfarrer im Lande zu bleiben. Aber nun dachte Egede an das Wort des HErrn: Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht werth, und wer Sohn oder Tochter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht werth. Das Wort brannte ihm in die Seele, und da seine Frau mit Bitten und Vorwürfen ihm fortwährend zusetzte, so hätte er am liebsten sterben mögen. Aber Gott half; Er brachte es durch verschiedene schlimme Erfahrungen, die Er Egede's Frau machen ließ, dahin, daß sie ihren Widerstand aufgab, ja daß sie vor Begierde brannte, je

eher je lieber nach Grönland zu kommen. Und Gott half noch weiter; Er erweckte das Herz des frommen Dänenköniges Friedrich IV., daß derselbe sich Egede's Sache annahm und ihm die nöthige Unterstützung gewährte. So konnte Egede getrost seine Gemeinde wie sein Vaterland verlassen und mit Frau und vier Kindern hinausziehen nach Grönland. Am 3. Mai 1721 begab er sich auf die Reise in das ferne fremde Land.

Nach vier Wochen war bereits die Südspitze Grönland's erreicht, aber die Eismassen machten, trotzdem es Anfangs Juni war, eine Landung unmöglich; das Schiff versuchte an verschiedenen Punkten zu landen, aber das Eis gewährte keinen Durchgang. Es kam so weit, daß nach drei Wochen das Schiff zwischen mächtige Eisschollen völlig eingezwängt war, es fing bereits an Wasser einzulassen, und Alles gerieth in Angst und Schrecken. Aber Egede gedachte seiner Sünden und demüthigte sich vor Gott, er gab Ihm die Ehre und bat Ihn, Er möge nun seine Ehre retten, und wie Er dem Apostel Paulus geholfen, als der Sturm auf dem Meere ihn mit Todesgefahr bedrohte, so auch seiner und der unschuldigen Seinigen sich annehmen. Und Gott half, — noch eine Woche weiter, und das Schiff landete an Grönland's Küste. Egede war am Ziel seiner Wünsche, nun hoffte er endlich die verlornen Landsleute zu finden, und wen fand er? Es waren Heiden, deren Sprache ihm fremd war; statt der gehofften Landsleute hatte er ein fremdes Heidenvolk vor sich. Dennoch verzagte er nicht, er fühlte Mitleid mit diesen armen Heiden und bat Gott, ihn zu einem treuen Missionar für dies arme Heidenvolk zu machen. Aber als er nun Anstalt machte, eine Wohnung aus Rasen und Steinen zu bauen, und die Eingebornen merkten, daß der Fremdling mit seinen Leuten da bleiben wollte, waren sie mit einem Male verschwunden!

Erst längere Zeit hernach entdeckte Egede tiefer im Lande eine Anzahl von Grönländerhütten, deren Bewohner sehr ver-

drießlich waren, daß sie entdeckt worden. Ihre Zauberpriester, die Angekoks, mußten ihre Künste versuchen, um den Fremdling fortzuzaubern; aber wie das keinen Erfolg hatte, sagten dieselben, der Fremdling sei selber ein großer Angekok, aber er werde ihnen keinen Schaden thun. Und als dann Egede einige Geschenke austheilte, wurden die erschrockenen Grönländer zutraulicher, und es begann ein kleiner Verkehr zwischen ihnen und Egede's Leuten.

Aber wie sollte der Fremdling sich ihnen verständlich machen? Die Sprache der Grönländer ist eine überaus schwierige Sprache, Niemand verstand sie, Lehrbücher über dieselbe gab es nicht. Was blieb da übrig, als die Sprache im Verkehr zu lernen? Egede fragte eben bei Allem, was er sah, nach seinem Namen, und seine Leute mußten auch fleißig fragen und was sie gelernt ihm mittheilen. Auf diesem mühsamen Wege konnte man doch hoffen, die Sprache sich nach und nach anzueignen. Aber an das, was Egede eigentlich wollte, war noch lange nicht zu denken. Darum ließ er seinen Sohn, der zeichnen konnte, einige biblische Geschichten bildlich darstellen, den Sündenfall, die Wunderwerke Christi, das Leiden und Sterben des HErrn. Diese Bilder zeigte er den Grönländern und erklärte ihnen die Bedeutung derselben, so gut er es vermochte. Das gefiel ihnen, besonders wie Christus Kranke heilte, und sie baten ihn, als Priester und Gesandter eines so mächtigen und wohlthätigen HErrn möge er auch ihre Kranken heilen, und ruhten nicht, bis er sie wenigstens anhauchte. Und als nun einige Kranke, über denen er gebetet, wirklich besser wurden, wuchs das Vertrauen der Leute noch mehr.

Das war ein kleiner Anfang, aber wie schwer war es doch, ein wenig vorwärts zu kommen! Einige junge Leute waren willig zu lernen, und Anfangs ging es ganz gut, denn bei jedem Buchstaben, den sie gelernt, erhielten sie ein kleines Geschenk. Aber bald hatten sie es genug, sie wollten nicht länger da sitzen, auf ein Stück Papier sehen und Buchstaben ausrufen; sie sagten,

Egede und seine Leute taugten zu Nichts; da wären doch die Grönländer andere Leute, die könnten Seehunde jagen, Vögel schießen und dergleichen mehr! Und als dann Egede anfing, so gut er es vermochte, zu predigen, war den Grönländern Alles zu viel. Ehe er nur recht angefangen, sollte er schon wieder aufhören, und seinem Sohne, der vorsang, hielten sie den Mund zu. War vollends ein Angekok da, dann war an gar keine Andacht zu denken. Sie verlachten und verspotteten den Missionar, meinten wohl, der Himmel sei noch nicht so baufällig, daß ein Weltende zu befürchten sei, und für die Hölle gebe es genug Wasser, sie zu löschen; und als ihnen Egede vom Leiden Christi erzählte, meinten sie, wenn Er zu ihnen gekommen wäre, sie würden Ihn anders aufgenommen haben; und als ihnen Egede entgegnete, ein anderes Volk hätte Ihn getödtet, erwiderten sie: Ihr seid Kublunate Alle mit einander, es ist unglaublich, was du sagst; würde solch ein ruhmreicher Mann unter unsern Leuten geboren sein, wir wären besser gesinnt gewesen. Und wenn dann Mangel oder ein Unglück eintrat, hieß es: Die Rede des Fremdlings ist die Ursache, die Luft leidet sie nicht.

Aber Egede ließ sich nicht irre machen, er ermüdete nicht und kam immer wieder, und so gewann er die Liebe und das Vertrauen seiner Grönländer immer mehr. Als es schien, als müsse er heimkehren, weil keine Unterstützung aus der Heimath mehr kam, waren sie betrübt und meinten, er könne ja auch mit ihnen leben, sie wollten gerne was sie hätten mit ihm theilen. Und Egede blieb, er konnte die Hoffnung für die Grönländer nicht aufgeben.

Bald gab er ihnen noch einen größeren Beweis seiner Liebe. Es brachen die Blattern aus, haufenweise starben die Leute weg, und Egede nahm sich der Kranken und Sterbenden wie der Todten treulich an, Tag und Nacht eilte er umher zu rathen und zu helfen. Da bekannte mancher Spötter: Du hast an uns

gethan, was unsre eigenen Landsleute nicht gethan haben, du hast uns versorgt, hast unsre Todten begraben, hast die Lebenden in Gottes Wort unterwiesen, daß wir mit Frieden sterben und drüben ein besseres Leben erwarten können. Solch aufopfernde Liebe machte doch Eindruck, Egede fand immer mehr Liebe und Ehrerbietung, aber zu Bekehrungen kam es nicht.

Die Einzigen, die er taufen konnte, waren eine Anzahl von Kindern. Es waren Waisen, die in der Pestzeit ihre Eltern verloren hatten, oder andere verlassene Kinder, deren er sich annehmen durfte, oder solche Kinder, die ihre Eltern vertrauensvoll ihm übergeben hatten. Solcher Kinder sammelte er eine ziemliche Anzahl um sich, an ihnen erlebte er seine schönsten Freuden, seine Christenkinder waren die lieblichsten Früchte seiner Arbeit.

Fünfzehn volle Jahre hatte Egede in Grönland zugebracht, er hatte sich müde gearbeitet an Leib und Seele; darum bat er um Erlaubniß, in die Heimath wieder heimkehren zu dürfen. Aber ehe er diese Erlaubniß erhielt, verlor er noch seine Frau, die Freud und Leid treulich mit ihm getheilt und heldenmüthig im fernen Lande ihm zur Seite gestanden. Egede's Kraft brach nun vollends zusammen, er erkrankte an Leib und Geist, kaum genas er wieder aus schwerer Anfechtung. Seine Abschiedspredigt hielt er über Jesaja 49, 4: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des HErrn und mein Amt meines Gottes ist." Dann eilte er mit der Leiche seiner Frau und seinen Kindern nach Hause, wo er am 24. September 1736 glücklich wieder ankam.

Sein übriges Leben gehörte auch in der Ferne seinen lieben Grönländern. Er errichtete eine Anstalt, in der Missionare und Lehrer für Grönland gebildet wurden; das Beste dabei that er selbst. Betend trug er allezeit seine Grönländer auf dem Herzen. Am 5. November 1758 durfte er 73 Jahre alt zu seines HErrn Freude eingehen.

Das ist auch ein Missionsleben, und denkt vielleicht Manches, war denn diese Missionsarbeit Egede's nicht wirklich ein thörichtes vergebliches Werk? wäre er denn nicht besser zu Hause geblieben? Darauf lasset mich in der Kürze noch schließlich Antwort geben.

Als dem frommen Dänenkönig Friedrich IV. etliche Räthe Vorstellungen machten, wie theuer die Mission Grönland's komme, antwortete er: „Wenn eine Seele dadurch gewonnen werde, sei nicht zu viel darauf verwendet.“ Der König hatte Recht, denn eine Seele ist mehr werth als die ganze Welt, und Egede hat von seiner Arbeit gar manche Seele gewonnen, er hat mehrere hunderte von Kinderseelen gewonnen. Solch ein Gewinn ist nicht zu verachten!

Aber Egede hat noch mehr erreicht, er war der Bahnbrecher der grönländischen Mission. Er war es, der das Land aufgethan, der die Mission daselbst begonnen, der das Volk auf das Evangelium aufmerksam gemacht, der Missionare immer wieder aufs Neue dafür vorbereitet und ausgesendet hat. Mit Egede hat Grönland fort und fort Missionare in seiner Mitte gehabt. Das war eine gute Aussaat, die Ernte war Anderen vorbehalten.

Wer diese Missionare gewesen, die Egede's Aussaat in Grönland ernten sollten, davon lasset uns ein ander Mal hören. Gott der HErr aber lehre uns Alle treu sein in dem, was uns befohlen ist, treu auch dann, wenn wir keinen Erfolg sehen, treu auch dann, wenn unser Thun und Werk nutzlos und fruchtlos scheint! Ist nur unser Werk des HErrn Werk, ist es uns nur von Ihm befohlen, dann wollen wir getrost sein; es bleibt nicht ohne Segen, des HErrn Werk bringt allezeit Segen, — wenn nicht gleich, so doch hernach, und wenn nicht in der Zeit, so doch gewiß in der Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr! Amen.

18. Grönland III.

1. Tim. 2, 4:
Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Ein wundersames Wort ist unser heutiger Text, kurz und gut, so unscheinbar, Jedermann kennt es, und doch ein Wort voll Huld und Heil, ein rechtes Trostwort, wenn wir's recht bedenken! Denn das sehen wir klar und deutlich daraus, es gibt Hülfe für alle Welt, es gibt keinen Schaden, dawider nicht geholfen werden kann, und gibt keinen Menschen, der Ursache hätte zu verzweifeln; wer Hülfe haben will, für den gibt es auch Hülfe.

Wie wahr dies Wort ist, davon haben wir ein Beispiel an den Grönländern, jenem Volk hoch droben im Norden Amerika's, und wir haben bereits den Mann kennen gelernt, der dem Wort des HErrn Bahn gebrochen, — man nennt ihn den Apostel der Grönländer, sein Name ist Hans Egede. Was dieser Mann für das Missionswerk in Grönland gethan und gelitten, das haben wir bereits in unsrer letzten Missionsstunde gehört. Er war der Bahnbrecher. Egede hat gesäet, aber auf Hoffnung, das Ernten war Anderen vorbehalten. Wer diese Missionare gewesen, die als Egede's Nachfolger was er gesäet einernten sollten, was diese neuen Missionare gearbeitet, um Grönland zum Christenland zu machen, das sei der Gegenstand unsrer heutigen Missionsbetrachtung!

Von der Brüdergemeinde habt ihr Alle schon gehört. Es sind Evangelische, die ursprünglich in Mähren und Böhmen zu Hause von den Katholischen verjagt wurden, hernach aber in Sachsen sich niederließen. In Herrnhut gründeten sie im Jahr 1722 eine Gemeinde, es war eine Christengemeinde in der That und Wahrheit. Dieser Brüdergemeinde war es vorbehalten, die eigentliche Missionsarbeit in Grönland zu thun.

Es war im Jahr 1733, es schien, als solle Egede's Missionsarbeit aufgegeben werden, weil die nöthige Unterstützung dafür ausblieb; da erboten sich auf die Kunde hievon drei Gemeindeglieder Herrnhut's, zu den Grönländern als Missionare hinauszuziehen. Sie reisten nach Dänemark und wurden freundlich aufgenommen; ihr kindlicher Glaube gefiel dem Könige, und er beschloß, die Mission in Grönland fortzusetzen. Wir hätten nie geglaubt, sagten die Missionare, daß es solch einen König und solch eine königliche Familie gebe, wo man Gott so sucht von ganzem Herzen. Ein edler Graf lud die drei zu Tische und fragte sie, wie sie in Grönland sich nähren wollten. Darauf erwiderte der Eine von ihnen: Von unsrer Hände Arbeit und Gottes Segen; wir wollen uns auf den Ackerbau legen und ein Haus für uns bauen, damit wir Niemandem beschwerlich fallen. Als man ihnen entgegnete, in Grönland gebe es kein Holz, um davon zu bauen, antworteten sie, so wollten sie sich in die Erde graben. Nein, erwiderte der Graf, das sollt ihr nicht thun, nehmet Holz mit euch und baut euch ein Haus, — und gab ihnen das nöthige Geld dazu. Als sie im April 1733 absegelten, trösteten sie sich mit dem Wort: Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.

Und Glauben bedurften sie, denn sie hatten einen schweren Anfang. Die Sprache des Landes ist eine überaus schwierige; diesen Missionaren war sie doppelt schwierig, denn es waren

unstudirte Leute, und wer noch nie eine fremde Sprache gelernt, hat keine Ahnung, wie viel dazu gehört, solch eine fremde Sprache zu lernen. Auch litten sie bald Mangel, die mitgebrachten Vorräthe waren rasch aufgezehrt, und neue waren nicht zu haben, und die Grönländer sagten ihnen: Eure Landsleute taugen Nichts, weil sie euch Nichts schicken, und wenn ihr nicht heimgeht, seid ihr nicht klug. Darauf antworteten sie: Der HErr unser Gott kann uns wohl erhalten, und will Er es nicht thun, so fallen wir in seine Hände. Das traurigste aber war, daß die Grönländer Nichts von ihnen wissen wollten, und als sie die Sprache ein wenig gelernt, hatten die Heiden taube Ohren für sie. Bald mußten sie, wenn die Missionare kamen, zur Arbeit, bald mußten sie zu einem Tanzgelage, das eine Mal begehrten sie nur nach Neuigkeiten, das andere Mal wußten sie von geistlichen Dingen bereits genug. Die Eingebornen vergriffen sich wohl an den Missionaren, warfen sie mit Steinen, zerschlugen ihre Habseligkeiten und machten Mordanschläge auf sie; sie legten es förmlich darauf an, die Missionare zum Lande hinauszutreiben. Und das Alles währte fünf volle Jahre hindurch, es war wohl eine mühselige harte Arbeit!

Aber es sollte anders kommen. Es war am 2. Juni 1738, da saßen die Missionare in ihrer Hütte, eben beschäftigt, die Evangelien zu übersetzen. Da kam eine Anzahl Heiden zu Besuch zu ihnen und fragten, was in dem Buch enthalten wäre? Ein Missionar las ihnen Etwas vor und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, wobei er ihnen das Leiden und Sterben Christi recht nachdrücklich vorstellte, ihnen auch die Geschichte vom Leiden des HErrn in Gethsemane vorlas. Da that Gott der HErr dem Einen der Grönländer, Namens Kajarnak, das Herz auf, er trat zum Tisch und sagte mit lauter bewegter Stimme: Wie war das? sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gerne selig werden! Solche Worte hatten die Missionare noch von

keinem Grönländer gehört, sie drangen ihnen, erzählten sie selbst, durch Mark und Bein; und mit Thränen in den Augen legten sie den Grönländern die ganze Leidensgeschichte des HErrn und den Rath Gottes von unserer Seligkeit dar. Kajarnak hörte aufmerksam zu und kam immer wieder, und ehe ein Monat vorüber war, schlug er mit seiner ganzen Familie bei den Missionaren seine Wohnung auf, und als seine Landsleute ihn mitfortziehen wollten, sagte er: Ich will bei meinen Lehrern bleiben und Gottes Wort hören, das mir einmal so wohl geschmeckt hat. Bald folgten ihm noch etliche Familien nach, so daß bereits 20 Grönländer in der Nähe der Missionare sich ansiedelten. Mit diesen Leuten wurde nun Morgens und Abends Betstunde gehalten, Sonntags wurde ihnen ein Stück aus der Bibel vorgelesen und erklärt, fünf Personen wurden für die Taufe in besonderen Unterricht genommen, die Kinder aber im Lesen unterrichtet, und ein halb Jahr später konnte bereits Kajarnak mit Frau und Kindern getauft werden. Es war ein festlicher Tag, als nach fünfjähriger Arbeit endlich am 30. März 1739 die erste Taufe in Grönland von diesen Missionaren vollzogen werden konnte.

Aber wo Christus der HErr kommt, da fehlt es auch nicht an Trübsal aller Art; wenn Er das Schifflein betritt, hebt der Sturm an. Und kaum hatte in Grönland des HErrn Werk begonnen, so fing auch hier der Sturm an. Kajarnak hatte einen Schwager, der von heidnischen Grönländern ermordet wurde, denn sie behaupteten, er habe den Sohn ihres Anführers verzaubert, und nun drohten sie, auch Kajarnak mit seinen Verwandten umbringen zu wollen. Diese Drohung verbreitete weithin großen Schrecken. In etlichen Wochen war Kajarnak mit allen Grönländern weit und breit geflohen, die Missionare standen allein, ihr ganzes Gemeinblein hatte sich verlaufen; es schien, als solle die ganze Missionsarbeit mit einem Male zu Grunde

gerichtet sein. Aber Gottes Gedanken sind andere als der Menschen Gedanken. Kaum waren die Grönländer geflohen, so kamen Heiden und erzählten, sie wären mit den Geflüchteten zusammengekommen, die ihnen viele wunderbare Dinge von Gott erzählt hätten, und sie möchten gerne auch unterrichtet sein. Die Verfolgung hatte das Evangelium ausgebreitet.

Aber auch die Missionare lernten daraus. Was hatte doch jenen Kajarnak, was hatte die andern Heiden angezogen? Es war das Wort von Christo dem Gekreuzigten, das Wort vom Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt. Zuvor hatten die Missionare die Heiden unterwiesen von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, vom Sündenfall, dem menschlichen Verderben, um sie dann nach und nach weiter zu führen. An Kajarnak lernten sie, was noth thue: es war Christi Blut und Wunden. Das predigten von nun an die Missionare, und wie ganz andere Frucht hatten sie jetzt! Nun wachten die Heidenherzen auf, sie kamen und wollten mehr lernen, sie blieben da zu weiterer Unterweisung, jetzt begehrten sie die heilige Taufe. Und schon durften die Missionare Früchte ihrer Arbeit sehen, schon konnten sie gläubige Grönländer eingehen sehen zu ihres HErrn Freude. Es war ein großer Segen im Wort von dem Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt!

Es läßt sich denken, daß bei solchen Fortschritten des Evangeliums die Zauberpriester der Grönländer, die Angekoks, nicht unthätig blieben; sie fürchteten ihr Ansehen und den Gewinn ihrer Betrügereien ganz zu verlieren. Darum suchten sie der Predigt der Missionare allerlei Hindernisse in den Weg zu legen. So behauptete der Eine, er habe eine Reise in den Himmel gemacht, und da habe er alle getauften Grönländer ohne Nahrung und Kleidung, die ungetauften aber in lauter Wohlleben angetroffen. Ein Anderer erzählte, daß ein getaufter Grönländer gestorben, bald nachher aber ganz nackt wieder

gekommen sei mit der Nachricht, er sei in ein finsteres Loch gejagt worden, darin er große Noth gelitten. Und nicht blos solche Lügen wurden verbreitet, es wurden auch Gewaltthätigkeiten wider die Missionare versucht; es wurden mehrmals Leute gedungen, die die Fremdlinge morden sollten. Aber Gott half seinen Knechten wider all ihre Feinde, des HErrn Werk ging vorwärts und nahm zu nach Innen wie nach Außen.

Bisher hatten die Christen in Grönland noch keine eigene Kirche gehabt; da ließ man in Europa ein großes hölzernes Haus bauen und schaffte es zerlegt nach Grönland, wo es aufgerichtet wurde. Im Oktober 1747 wurde diese erste Kirche Grönland's feierlich eingeweiht, und die Christen fragten sich verwundert: Wie ist's möglich, daß der Heiland die armen Menschen so lieb haben kann? Im Jahr 1758 war diese Gemeinde bereits auf 400 Seelen angewachsen, sie hieß zum Andenken an die Heimath Neuherrnhut. In diesem Jahre wurde eine neue Niederlassung nöthig, damit auch die im Süden wohnenden Grönländer das Evangelium haben könnten. Im Blick auf das Wort: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, nannte man die neue Gemeinde Lichtenfels. Bald nahm auch diese Gemeinde zu, sie wuchs heran, durfte sich auch bald weiter ausbreiten. Denn viele Grönländer riefen ihnen zu, sie sollten nur südlicher kommen, dort seien noch mehr, die sich bekehren wollten, und so bildete sich im Jahr 1774 eine dritte Gemeinde, man hieß sie Lichtenau. Nach acht Jahren zählte sie bereits 336 Seelen, und weit hinaus in die Heidenwelt leuchtete ihr Licht, so daß im Jahr 1824 von hier aus im äußersten Süden des Landes eine vierte Niederlassung gegründet wurde. Dort hatte man gebeten: O schickt uns Lehrer, aber sie sollen eilen, damit sie zu uns kommen, ehe wir sterben! Weil König Friedrich so viel für Grönland gethan, nannte man diese Niederlassung Friedrichsthal.

Und in allen vier Gemeinden ging des HErrn Wort,

Gottes Geist und Gnade bekehrte viele Heidenherzen, daß sie den Weg des Lebens erwählten und mit Ernst gingen. Davon vernehmet nur ein Beispiel. Ein Grönländer war einst von einem anderen Grönländer erschlagen worden. Der Erschlagene hinterließ einen 13jährigen Sohn, und wie 20 Jahre vorüber waren, so war der Sohn zum Manne herangewachsen, und gedachte, des Vaters Mord zu rächen. Auf dem Wege kommt er — sein Name war Kunnuk — auf eine Missionsstation, das Wort das er hier hört gefällt ihm, er möchte auch selig werden, und begehrt darum Unterricht und Taufe. Aber der Missionar sagte, wenn er getauft werden wolle, müsse er zuvor seinem Feinde vergeben. Dein Wort ist hart, entgegnete Kunnuk, und was du forderst, ist schwer; doch will ich's mit meinen Verwandten überlegen. Als er wieder kam, sagte er: Ich will und ich will nicht, ich höre und höre nicht, dergleichen habe ich noch nie erlebt; ich wollte wohl vergeben, und dann will ich wieder nicht. Der Missionar sagte, wenn er nicht vergeben wolle, rede sein unbekehrtes Herz in ihm, und sobald er vergeben wolle, rede Gott; und dabei las er ihm aus der Bibel vor, wie der HErr JEsus mitten in seinem Leiden für seine Feinde gebetet und ihnen vergeben, und las ihm dann weiter vor, wie auch Stephanus für seine Mörder Fürbitte gethan. Da sprach Kunnuk mit Thränen in den Augen: Der Mann ist jetzt gewiß selig, der ist jetzt bei Gott im Himmel; und setzte hinzu, er müsse Zeit haben, sein böses Herz zum Schweigen zu bringen, dann wolle er wieder kommen. Und wirklich kam er nach einiger Zeit wieder und sagte: Jetzt bin ich glücklich, es ist kein Haß mehr in meinem Herzen, ich habe vergeben; die gewaltigen Worte JEsu haben die Rachsucht aus meinem Herzen genommen. Darauf wurde er getauft, und nun ließ er seinem Feind sagen: Ich bin nun ein Christ, von mir hast du Nichts zu fürchten, — und beide versöhnten sich mit einander.

Im Jahr 1833 waren es 100 Jahre, daß die Missionare der Brüdergemeinde in Grönland arbeiteten, und wie anders war es in dieser Zeit geworden. Zuvor sah man Nichts als finsteren Aberglauben, Nichts als die Greuel eines wilden Heidenthums, und nun gibt es nur wenige Heiden mehr zu sehen, überall finden sich Christen, vier große Christengemeinden wandeln in der Furcht des HErrn. Es fehlt freilich nicht an Sünden und Fehltritten, es wechselt nicht selten zwischen Fallen und Aufstehen — so ist es ja überall in der ganzen Christenheit auf Erden; aber des HErrn Wort führt das Regiment. Die Grönländer sind ein Christenvolk und sind es durch das Werk der Mission, die auch diesem armen Heidenvolk das Evangelium gebracht hat.

Lasset uns Gott danken, daß wir dies selige Evangelium auch haben; lasset uns aber auch treulich mithelfen, daß immer mehr Völker solcher Gottesgnade theilhaftig werden! Gelobt aber sei JEsus Christus, der treue Heiland aller Welt, gelobt sei sein herrlicher Name ewiglich! Amen.

19. Die Sandwichsinseln I.

Ap.Gesch. 4, 12:
Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Das apostolische Wort, das unsrer heutigen Missionsbetrachtung zu Grunde liegt, kennt ihr Alle, aber habt ihr's auch schon einmal recht bedacht und damit Ernst, ganzen Ernst gemacht? Es gibt kein Heil als allein im Namen JEsu, außer Ihm gibt es keine Seligkeit; verloren, wer JEsum nicht hat, und wenn er alle Herrlichkeit der ganzen Welt hätte! Aber bei JEsu gibt's Hülfe, und wenn Eins noch so tief gesunken wäre, zu spät ist es für Niemand! Bei JEsu gibt's Hülfe und Rettung für Jedermann, aber außer Ihm ist Nichts als Jammer und Herzeleid, Tod und Verderben!

Man sollte meinen, unter Christen verstehe sich das von selber; aber wenn von Mission die Rede ist, wenn von den Heiden geredet wird, wie Viele gibt es da, die es nicht wollen gelten lassen. Da sagen die Einen, man soll ein jedes Volk in der Religion seiner Väter lassen, dabei ist ihm am wohlsten, was soll ihm eine fremde Religion? Und Andere sagen, es ist genug gethan, wenn man den Heiden Bildung und Gesittung bringt, wenn man ihnen hilft von ihrem Aberglauben und Götzendienst, aber wozu noch das Christenthum zu jenen Völkern bringen, die es doch kaum fassen können? So sagen Unzählige, so denken Unzählige, und reden sich damit ihre Pflicht für die Missionssache hinweg und wissen doch eigentlich nicht, was sie

thun. So lasset uns einmal zusehen, wie es eigentlich steht! Lasset uns hören, wie wohl es den Heiden bei ihrer Religion ist; lasset uns hören, wie wenig es hilft, wenn man ihnen etwas Anderes bringt als das Christenthum! Ein Beispiel aus der Heidenwelt selber wird uns die beste Antwort geben; das Beispiel, das ich meine, und das wir heute näher betrachten wollen, sind die Sandwichsinseln. Lasset uns für heute hören, wo diese Sandwichsinseln sind, und wie es dort in der Heidenzeit ausgesehen, sodann aber auch hören, wie den Bewohnern daselbst Hülfe kam, aber es war nicht die rechte Hülfe. Das nächste Mal wollen wir dann die evangelische Missionsarbeit auf diesen Inseln näher betrachten!

Vom großen Ocean, diesem ungeheuern Meere, habt ihr wohl Alle schon gehört; es hat auf der einen Seite Amerika, auf der andern Asien nebst Australien zur Gränze. Wer von uns dorthin wollte, muß entweder nach Amerika und dort durch das ganze Land noch hindurch, oder er muß durch ganz Asien, bis er an dies ungeheure Meer kommt. Genau der Mittelpunkt dieses großen Oceans sind die Sandwichsinseln — man kann sagen, sie sind für die Wanderstraße auf den großen Wassern wie ein Gasthaus, da man einkehrt und ausruht, aber zugleich auch wie eine feste Burg, die den Weg bewacht. Es sind 13 Inseln theils größeren theils kleineren Umfangs; 5 davon sind nackte unfruchtbare Felsen, die übrigen 8 dagegen sind fruchtbar, haben zahlreiche Quellen, Bäche und kleine Flüsse, die Luft ist mild und gesund. Einen Winter gibt es dort nicht, von Mai bis November ist Sommer mit ziemlicher Hitze, von Dezember bis April ist eine sogenannte Regenzeit. So ist es also Jahr aus Jahr ein weder zu heiß noch zu kalt, und Alles gedeiht aufs Beste. Von giftigen Pflanzen oder reißenden Thieren ist dort Nichts zu sehen, desto mehr von nutzbaren Gewächsen und Thieren.

Die Bewohner der Sandwichsinseln sind schöne stattliche Leute, von dunkler Hautfarbe, die auf den ersten Anblick einen guten Eindruck machen, sie scheinen gastfrei und wohlwollend, fleißig und höflich, von sanfter und guter Art; und wie Europäer zum ersten Mal mit ihnen zusammenkamen, meinten sie, sie hätten ein gutmüthiges glückliches Völklein gefunden, und als die Missionsarbeit später unter ihnen begann, hieß es in Europa, man solle doch diese Heiden bei ihrer Religion lassen, warum solle man diese harmlosen Leute erst zu einer anderen Weise bestimmen? Und gar Viele in Europa haben dies thörichte Gerede geglaubt und nachgesagt! Aber lasset uns einmal näher zusehen, was für harmlose Leute diese Sandwichsinsulaner sind, und wie wohl es diesen vermeintlich gutmüthigen Leuten bei ihrer Religion ist?

In das Familienleben dieser Leute auf den Sandwichsinseln lasset mich euch hineinführen, wie sieht es dort aus? Vor Allem herrscht in den Häusern die Vielweiberei, diese Zerstörerin alles häuslichen Friedens und Familienlebens; Jeder nimmt so viele Weiber, als er ernähren kann. Und was sind die Weiber? Sie sind die Lastthiere der Männer, sie sind seine Sklavinnen, sie dürfen für ihn arbeiten, aber nie an seinem Tische sitzen, nie mit ihm essen; was gut und brauchbar ist, gehört dem Mann, und die Frau erhält die Abfälle; sie erhält von Manchem niemals, und muß lieber darben, während ihr Sohn im Ueberfluß lebt. Von Kinderzucht ist auf den Sandwichsinseln keine Rede, desto mehr von Kindermord. Wer seine Kinder nicht ernähren will, tödtet sie; wer mit seinem Weibe einen Zank hat, wirft ihr das Kind wohl vor die Füße und zertritt es oder zerbricht ihm das Genick. Mit größter Ruhe sieht man Eltern ein Loch in die Erde graben, den Säugling lebendig hineinwerfen, die Oeffnung mit Erde füllen und dann mit den eigenen Füßen festtreten. Etwa zwei Drittheile aller Kinder mögen so schauerlich ums Leben gekommen sein. Dabei herrschte eine Schamlosigkeit und

Unzucht unter den Bewohnern der Sandwichsinseln, daß die Weiber daselbst nicht einmal des Lasters sich mehr schämten; frech und schamlos gingen alle Sünden am Tage. Endlich war dort eine Lügenhaftigkeit und Falschheit zu Hause bei aller scheinbaren Gutmüthigkeit, daß ein Franzose, der dort eine Zeitlang sich aufgehalten, davon sagt: „Die frechsten Schurken Europa's sind nicht so heuchlerisch falsch als diese Inselbewohner, alle ihre Schmeicheleien sind Lüge, nicht einen Zug von Wahrheit konnte ich in ihren Gesichtern entdecken; wer eben ein Geschenk von dir erhalten und sich nun dankbar gegen dich beweisen will, dem darfst du am wenigsten trauen; für Dankbarkeit haben sie nicht einmal ein Wort." Und nun nehmt noch dazu die grauenhaften Menschenopfer, die dort auf diesen Inseln geherrscht haben, denn mit Menschenopfern hat man dort am ersten die Gunst der Götter zu erlangen gehofft. Als im Jahr 1804 einmal die Pest ausbrach, wurden 3 Männer festgenommen, sie sollten das Opfer sein. Einstweilen wurden ihnen die Augen ausgestochen und Arme und Beine zerbrochen; als dann etliche Tage später der Opfertag kam, wurde Einer von ihnen unter die Beine des Götzen gelegt und die Andern mit Thieren und Früchten zusammen auf den Altar gebracht, und nun wurde mit Keulen so lange auf sie geschlagen, bis sie todt waren. Nehmt dazu weiter noch die greulichen Menschenfressereien, die auf den Sandwichsinseln Brauch waren, wo Menschen keine größeren Leckerbissen wußten, als das warme Fleisch anderer Menschen zu verzehren, als das Blut, das aus den zuckenden Leibern strömte, zu trinken. Das Alles faßt zusammen und dann sagt, sind das harmlose und gutmüthige Menschen, die also leben? ist solch ein Leben nicht ein trauriges Leben, ein Leben voll Jammer und Herzeleid? Haben wir nicht daran den Beweis, daß die Sünde der Leute Verderben ist? den Beweis, daß ein Leben ohne JEsus, ein Leben ohne das Christenthum ein armseliges trauriges Leben ist?

Und nun denkt euch einmal, ihr sähet einen Menschen an einem Abgrund liegen und könntet ihn retten, ihr aber würdet den Menschen liegen lassen und euch Nichts um ihn kümmern, wäre das nicht Grausamkeit? wäre es nicht eure Pflicht, den armen Menschen vom Abgrund zurückzuziehen? Und die armen Heiden sind an solch einem Abgrund, ja sie sind bereits tief und immer tiefer hineingesunken, ihr aber könnt sie noch retten; ist's nicht Hartherzigkeit und Grausamkeit, wenn ihr es nicht thun wolltet? Darum erbarmet euch doch der armen Heiden, die in solchem Jammer dahinleben! Heil und Rettung gibt es allein bei JEsu, allein in seinem Namen ist Heil und Friede; wie traurig muß es doch sein, von diesem JEsusnamen Nichts zu wissen!

Aber, hat nun schon Manches in unsrer Zeit gedacht, das ist wahr, ein heidnisch Leben ist ein traurig Leben; aber helft den Heiden von ihrem Aberglauben und Götzendienst, das ist genug — wozu noch das ganze Christenthum, wie wir es haben? sie fassen und verstehen es ja doch nicht! Seht wieder unsere Sandwichsinseln im großen Ocean an, so habt ihr die rechte Antwort!

Ich habe bis jetzt noch kein Wort gesagt von der Religion, die auf diesen Inseln bisher geherrscht hat; vernehmt nun auch davon noch Etliches, obwohl es traurig genug lautet. Das Heidenthum all dieser Inseln ist ein Gemisch von Thorheit und Greueln!

Wie selten sonst, tritt es hier zu Tage, wie alle Heidengötter nichts Anderes sind, als Naturkräfte, die man zum Gott gemacht; der Schöpfer der Natur wird hintangestellt und vergessen, und die Natur, sein Geschöpf, zum Gott gemacht. All diese Inseln nehmlich sind voll feuerspeiender Berge, und an diese Feuerschlünde knüpfen sich alle Gottheiten und Göttergeschichten an. Regt sich solch ein Berg, und seine Feuerströme brechen heraus,

so regt sich der Zorn der Götter, und jetzt beginnen die Priester alle möglichen Erzählungen und lasten dem Volk allerlei auf, um den Zorn der Gottheiten zu versöhnen. Es ist eine Religion der Furcht und des Schreckens, die dort regiert; überall sind riesenhafte schreckliche Götzenbilder, überall sind betrügerische einflußreiche Priester, die das Volk hintergehen. Und ein Wort bezeichnet diese furchtbare Macht der Priester am meisten, es ist das Wort „Tabu." Dies Wort Tabu heißt zu deutsch heilig oder den Göttern geweiht und konnte von den Priestern über Alles was ihnen gefiel ausgesprochen werden. War Etwas Tabu, so gehörte es den Göttern, und Niemand durfte es anrühren bei Todesstrafe. Was Tabu war, das war mit einem Male seinem Eigenthümer entzogen und gehörte den Göttern, d. h. eben, genauer besehen, den Priestern. So wurde z. B. eine Zeitlang alles Fleisch oder alle Brodfrucht für Tabu erklärt; es wurde bisweilen ein ganzer Bezirk für Tabu erklärt, und Niemand durfte bei Todesstrafe sich ihm nahen. Es wurden bestimmte Bräuche angeordnet, und Niemand durfte sie unterlassen. Auf jeder Uebertretung stand Todesstrafe, und überall waren Wächter ausgestellt, die Alles beobachten und anzeigen mußten. So hatten diese Götzenpriester Alles in ihrer Macht, und was sie wollten erreichten sie, Nichts konnte ihnen versagt werden; es war eine furchtbare Priesterherrschaft, die auf diesen Sandwichsinseln regierte. Kein Wunder, wenn zuletzt selbst das abergläubische Heidenvolk sich dagegen sträubte und das Joch abzuschütteln begehrte.

Dazu kam aber noch Eins, das dazu mithalf, eine Aenderung herbeizuführen. Am Anfang dieses Jahrhunderts nehmlich hatte ein Häuptling auf einer der Sandwichsinseln sich zum Eroberer aufgeworfen, eine Insel nach der andern kam in seine Gewalt, er wurde unumschränkter Herr und König über die sämmtlichen Sandwichsinseln — sein Name hieß Kamehameha I.

Er war ein hochstrebender Fürst, geistig sehr begabt, er war mit Europäern in Berührung gekommen und bemühte sich nun, was er dort gelernt auch in seinem Reiche einzuführen. Er wollte Bildung und Gesittung einführen, Gewerbe und Künste, Handel und Wissenschaft fördern, er wollte Festungen anlegen, wollte ein Kriegsheer nach europäischem Muster ausrüsten und einüben und eine Kriegsflotte schaffen, wie er denn auch Europäer zu Beamten annahm. Zwar ließ der alte König von seinem Götzendienst bis an sein Lebensende nicht, europäische Bildung und Gesittung begehrte er, aber nach dem Christenthum hatte er kein Verlangen. Noch auf seinem Sterbelager riethen ihm seine Priester, er solle seinem Götzen einen Betplatz herrichten lassen, und der König verwilligte ihr Begehren; nur als sie auch nach Menschenopfern verlangten, damit er ganz gewiß gesund würde, verweigerte er es: die Menschen, sagte er, seien dem Könige geheiligt. Aber als nun Kamehameha im Mai 1819 starb, da zeigte es sich, was für ein Umschwung auf den Sandwichsinseln eingetreten war. Es folgte ihm sein Sohn Liholiho, der unter dem Namen Kamehameha II. den Thron bestieg. Dieser Fürst gab bald nach seiner Thronbesteigung ein Fest zum Andenken an seinen verstorbenen Vater, und bei diesem Feste setzte er sich plötzlich am Tisch seiner Frauen nieder und aß mit ihnen ohne die geringste Bedenklichkeit. Bei diesem Anblick ergriff Furcht und Entsetzen die versammelten Heiden, denn das war verboten, es war Tabu; aber als nun dem Könige kein Unfall widerfuhr, riefen Alle: Das Tabu ist gebrochen, das Tabu ist für immer gebrochen! Nach Beendigung des Festes gab der König Befehl, daß alle Götzentempel zerstört, die Götzenbilder umgeworfen, und die Priesterherrschaft für immer abgeschafft werden sollte. Die Heidenpartei wehrte sich dagegen, es kam zum Kampfe, ein Krieg brach aus, in dem aber zuletzt die Heidenpartei aufs Haupt geschlagen und für immer besiegt wurde. So war der Götzendienst auf

den Sandwichsinseln abgeschafft, der Aberglaube war vernichtet — aber das arme Volk hatte nun gar keinen Glauben mehr. Seinen abergläubischen Heidenglauben hatte es selbst aufgegeben, aber einen besseren Glauben hatte es dafür nicht gewonnen, und doch braucht das Menschenherz Etwas, daran es sich anklammern kann. Es ist schrecklich, wenn ein Volk sich Götter macht und lebt in heidnischem Aberglauben; aber es ist nicht minder schrecklich, wenn ein Volk seine Götzen zerschlägt und lebt dafür in lauter Unglauben; kein Menschenherz verträgt das Eine, keins aber auch das Andere, keins von beiden verträgt ohne Schaden ein Volk auf die Dauer, und wenn ein Volk alle Bildung und Gesittung hat, und wenn es Pulver und Blei, Kriegsheere und Schiffe, Kunst und Wissenschaft hat, aber es hat keine Religion, so verkommt es. Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn allein der Name JEsu.

Wie diesem merkwürdigen Volke auf den Sandwichsinseln, das zuerst den heidnischen Götzendienst und Aberglauben der schrecklichsten Art zur Religion hatte, nachher aber all seine väterliche Religion zerschlagen und gar keine Religion mehr zu eigen hatte, — wie diesem Volke das Christenthum gekommen durch das Missionswerk, und was das Missionswerk dort ausgerichtet, das wollen wir ein ander Mal hören. Für heute aber lasset uns aus dem, was wir gehört, ein Doppeltes noch beherzigen.

Vor Allem lasset es uns doch recht gewiß sein, daß wirklich kein Heil und keine Hülfe für uns vorhanden ist, als allein im Namen JEsu. Das ist ein süßer Trost. Gott sei Dank, es gibt also noch Hülfe, es kann noch anders werden: wo JEsus ist, da gibt's Hülfe! Aber das ist doch auch ein ernstes Wort; so hochtröstlich es ist, so bedenklich ist es. Denn wenn alles Heil im HErrn JEsu beschlossen ist, wie sollten wir da nicht allen Fleiß anwenden, daß wir auch JEsum finden und haben!

Ohne den Heiland sind wir verloren, und habt ihr schon einmal es bedacht, was das heißt, verloren sein? O seht zu, bleibet bei Ihm!

Aber gilt euch JEsus Etwas, dann helft doch auch mit, daß die Völker, die Ihn noch nicht kennen, auch von Ihm hören und lernen! Wenn ihr einen hungrigen Menschen am Wege verschmachten sähet und hättet Brod im Ueberfluß und ginget vorüber und möchtet nicht helfen, heißt das nicht Schuld sein am Tode dieses Unglücklichen? Und ihr habt Brod, nicht blos für den Leib, ihr habt auch Brod für die Seele, ihr habt das theuer werthe Evangelium. So behaltet dasselbe auch nicht blos für euch, sondern gebt es auch andern Hungrigen, gebt es auch den armen Heiden; o lasset die armen Heidenvölker nicht verschmachten! Der HErr kommt in seinen allergeringsten Brüdern, in den armen Heiden, Er kommt und bittet, daß ihr Ihn doch speisen und tränken wollet; lasset Ihn nicht umsonst bitten! Helft mit, daß die armen Heiden das Brod des Lebens auch finden! Denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn allein der Name, der da ist über alle Namen — Er heißt JEsus Christ, der HErr Zebaoth, und ist kein anderer Gott; das Feld muß Er behalten! Amen.

20. Die Sandwichsinseln II.

Ap. Gesch. 4, 12:

Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Wie wahr dies Wort ist, das unsern heutigen Missionstext bildet, dafür haben wir in unsrer letzten Missionsstunde ein Beispiel zu betrachten angefangen. Wir haben uns die Sandwichsinseln ein wenig angesehen, diese Inseln des großen Oceans, in der Regel zum fünften Erdtheil Australien gezählt, die dort mitten zwischen drei Erdtheilen liegen, wie ein Gasthaus in den ungeheuern Gewässern, ein Ruheort für alle Seefahrer. Man sagt wohl, man solle ein jedes Volk bei der Religion seiner Väter lassen, die Heidenvölker seien am glücklichsten in ihrer bisherigen Weise, warum erst noch zu einer neuen Religion sie bestimmen? Da haben wir gesehen, was für harmlose glückliche Leute die Bewohner der Sandwichsinseln gewesen, wie man meinte; es waren arme Heiden, die in Unzucht und Völlerei, in Sünd und Schande gelebt und sich selber dadurch zu Grunde gerichtet, Leute, die voll Falschheit und Verlogenheit, voll Haß und Rachgier waren, die ihren Götzen selbst Menschenopfer brachten und der Menschenfresserei ergeben waren. Man hat es mit Augen sehen können, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß es ein thörichtes Gerede ist, von den harmlosen glücklichen Heiden und ihrer harmlosen Religion zu reden.

Ein Volk ohne den Heiland ist ein armes unglückliches Volk, das sich selber zu Grunde richtet. Und wenn man dann weiter sagt, man solle den Heiden Bildung und Gesittung bringen, man solle sie Handel und Gewerbe lehren, aber das Christenthum sei noch nicht für sie, das könnten sie noch nicht verstehen, so haben wir wieder diese Sandwichsinseln angesehen. Dort war es so weit gekommen, daß das Volk seinen Götzendienst ablegte, die Altäre wurden zerbrochen, der heidnische Aberglaube abgethan, europäische Bildung und Kunst nebst allerlei Erfindungen wurden eingeführt; aber das Volk hatte jetzt gar keine Religion mehr und war nun unglücklicher als zuvor. Denn Etwas muß ein Volk haben, woran sein Herz hängt, ohne Religion kann ein Volk nicht bestehen. Es war eine traurige Zeit, als auf den Sandwichsinseln der Götzendienst abgeschafft war, und das Volk doch den noch nicht kannte, von dem es heißt: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden. Ein armes Volk, das noch im Heidenthum lebt, aber nicht minder arm das Volk, das los vom Heidenthum den Christenglauben noch nicht kennt! Beides beweisen uns die Bewohner der Sandwichsinseln.

Das war es, was wir in unsrer letzten Missionsstunde gesehen haben. Lasset uns nun heute weiter hören, wie auf die Sandwichsinseln durch das Missionswerk das Evangelium gekommen, und was nun daselbst durch das Missionswerk bis herauf in unsre Tage ausgerichtet wurde, und Gott der HErr wolle die Betrachtung seiner Werke an uns Allen gesegnet sein lassen!

Die Protestanten Amerika's waren es, die zuerst ihre Sendboten nach den Sandwichsinseln schickten. Es war im Jahr 1820, daß 22 Geistliche, 2 Lehrer, 1 Arzt, 1 Buchdrucker und 1 Ackerbauer mit noch etlichen Gehülfen, im Ganzen 32 evangelische Christen dort ankamen, um das Evangelium von JEsu Christo den armen Heiden daselbst mit Wort und That zu ver-

kündigen und das arme Heidenvolk mit Gottes Hülfe zu einem Christenvolk zu machen. Sie wußten nicht, was eben erst auf diesen Inseln geschehen war, wußten nicht, wie König Kamehameha I. daselbst bemüht gewesen, sein Volk vorwärts zu bringen, und erstaunten nun nicht wenig, als ihnen der Ruf entgegenscholl: „Kamehameha ist todt, sein Sohn Liholiho ist König, die Götter der Sandwichsinseln sind nicht mehr, die Priesterherrschaft ist abgeschafft, Tempel und Götzen sind zerstört, wir haben keine Religion mehr, gebt uns eine andere, wir warten auf eure Lehre!" Die Hand Gottes hatte den Missionaren bereits Bahn gemacht, das Werk, das Jahre lange Arbeit zu erfordern schien, war schon gethan, die Inseln warteten buchstäblich auf Gottes Wort, auf den Trümmern des Alten war nur noch ein Neues zu bauen.

Die Missionare erhielten sofort Erlaubniß vom Könige, sich auf den Inseln niederlassen zu dürfen, und begannen nun das Evangelium zu predigen, wo sich Gelegenheit darbot; auch eröffneten sie Schulen, um Erwachsene wie Kinder in das Wort Gottes einzuführen. Der König selbst saß in der Schule, um lesen zu lernen, mit ihm lernten die Königinnen sowie die Minister und Vornehmen seines Reiches. Bald war es einem guten Theil möglich zu lesen und zu schreiben, und der König schrieb einen Brief, worin er sagte:

„Wir haben kürzlich lesen gelernt und sind damit bekannt geworden; wir haben Ehrfurcht vor Gott und verlangen Jehova zu unserm Gott zu haben, auch betrachten wir ehrfurchtsvoll JEsum Christum als einen Heiland für uns, damit unsere Herzen werden wie die eurigen. Unser Land ist ein Land dunkler Herzen. Hättet ihr nicht Mitleid gehabt mit uns, so würden wir jetzt noch ganz Finsterniß sein. Aber ihr habt euch unser erbarmet, und so wird es Licht unter uns. Wir beten jetzt zu Gott und hören auf das Wort des Heils. Auch feiern wir den heiligen Tag

Jehova's, den Sabbat, und das ist ein gut Ding, das wir erlangt haben, ein gut Ding, das wir jetzt auch als nützlich für unsre leibliche Wohlfahrt erkannt haben. Bittet auch ihr Gott für uns, daß Er uns Heil gebe, damit wir gerettet werden durch JEsum Christum!"

So schrieb der König, der gerne lernte, und mit ihm lernten Unzählige, die Schulen füllten sich immer mehr, Tausende versammelten sich sonntäglich, das Wort vom Kreuze zu hören. Des Königs Herold ging am Sonnabend durch die Dörfer und rief aus, daß morgen der heilige Tag sei, da man nicht pflanzen und bauen, keine Kleider machen, keine Waaren verkaufen, keine Vögel schießen, kein öffentliches Spiel treiben dürfe, sondern alles Volk solle ins Haus des Gebetes kommen. Und schon erhoben sich auch Gotteshäuser, in der Hauptstadt der Sandwichsinseln wurde eine große stattliche Kirche erbaut. Der Erstling unter den Sandwichsinsulanern war die Königin-Mutter, die Wittwe des verstorbenen Königes, Namens Keopuolani. Sie hatte eine besondere Freude an Gottes Wort; das Evangelium, meinte sie, das brauche sie, das solle ihr Trost sein im Leben und im Sterben. Als eine Anzahl von Häuptlingen vor ihr erschien und ihr sagte, das Lesen und Schreiben sei gut, das wollten sie gerne lernen, aber das Beten und viele Predigen müsse aufhören, denn das bringe kein Geld ein, entgegnete sie: Wenn sie Heiden bleiben und wie Satans Volk leben wollten, möchten sie es thun und das Beten und den Sonntag aufgeben, und wenn sie sterben, sollten sie nur in das ewige Elend ziehen; aber ich will nicht mitthun und wünsche, daß ihr mich nicht weiter beunruhigt. Als sie ihr Ende nahen sah, bat sie noch um die Taufe; ich habe mich dem HErrn JEsu übergeben, sagte sie, ich bin sein und liebe Ihn und wünsche daher sehr zu seinem Volke zu gehören und auf seinen Namen getauft zu werden, ehe ich sterbe. Sie vermahnte hierauf die Ihrigen zu Gottes Wort und zur

Treue zum HErrn, und nachdem sie getauft worden, verschied sie, tief betrauert von allem Volk. Sie war die erste Christin auf den Sandwichsinseln, ein hell leuchtendes Exempel von der Macht des Evangeliums! Sie war die erste, aber nicht die einzige Christin; bald folgten Andere ihr nach und begehrten die Taufe, ein Haus um das andere wurde ein Christenhaus, eine Christengemeinde um die andere entstand. Im Jahr 1825 — also 5 Jahre, nachdem die ersten Missionare angekommen, — waren auf den Sandwichsinseln bereits 6 verschiedene Missionsstationen, auf denen regelmäßig das Wort Gottes verkündigt wurde, gute Schriften wurden tagtäglich vertheilt und viel und gerne gelesen, mehr als 2000 Bewohner erhielten regelmäßigen Unterricht in den Schulen, und — was besonders erfreulich war — die Häuptlinge waren der Missionssache im Allgemeinen zugethan. Die Aussichten der Mission waren im Ganzen um diese Zeit hocherfreulich; es schien, als wolle das Heidenvolk jener Inseln bald ganz zum Christenvolk werden, als wolle in Kurzem das Missionswerk hier seinen glänzendsten Erfolg haben.

Aber so eben, wie es bisher auf den Sandwichsinseln gegangen, geht es im Reiche Gottes nicht fort; wo Christus der HErr ist, da gibt es allemal Kampf, und ohne Kampf gibt es keinen rechten Sieg: ins Himmelreich können wir allein durch viel Trübsal eingehen. Das zeigte sich denn auch auf den Sandwichsinseln. Es ging vorwärts, aber nur unter viel Ungemach, nur unter viel Sturm und Wetter, und vornehmlich war es ein Dreifaches, das sich dem Evangelio entgegensetzte, zuletzt aber durch Gottes Gnade nur zum völligen Siege des evangelischen Missionswerkes verhelfen mußte.

Das Erste, was der Mission sich entgegenstellte, war die Feindschaft des natürlichen Herzens, die auf mancherlei Weise zu Tage trat. Schon jene Häuptlinge, von denen vorhin die Rede war, sagten, Lesen und Schreiben gefalle ihnen, aber das Beten

und Predigen müsse aufhören, das trage kein Geld ein; wie gut war es da, daß die Königin-Mutter für das Evangelium eintrat! Ihr Sohn, der König Liholiho, der nachher den Namen Kamehameha II. annahm, ließ dem Evangelio freien Lauf, er lernte selbst lesen und schreiben, er stimmte gerne zu, daß seine Mutter sich taufen ließ: aber selbst ließ er sich das Christenthum nicht gar zu nahe kommen; er hatte einen Götzen, den wollte er nicht fahren lassen, das war der Branntwein, den er kennen gelernt und lieb gewonnen und nicht mehr missen wollte. Alle Missionare klagten über diese Unmäßigkeit des Königs. Kein Wunder, wenn es nicht vorwärts gehen wollte! Da nahm ihn Gott der HErr auf einer Reise in England schnell und plötzlich hinweg, er starb im Jahr 1824 an den Masern, und ihm folgte sein jüngerer Bruder Namens Kamehameha III. unter der Vormundschaft seiner Großmutter Kaahumanu, einer besonders trefflichen Regentin und Christin, die nicht nur mit eigenem guten Beispiel im Christenglauben voranging, sondern auch Alles that, was sie konnte, das Volk zum Christenthum zu führen und mit Ernst dazu anzuhalten. Und wohl that es noth, denn das Volk ließ sich wohl Unterricht und Aufklärung gefallen, aber das Christenthum war ihm zu ernst und zu heilig. Die Weiber wollten von ihrem unzüchtigen Leben nicht lassen, und die Männer wollten ihre Rachgier wie ihren Branntwein nicht aufgeben. Da gab es Kämpfe aller Art wider das Missionswerk; es regte sich das alte Heidenthum in seinem alten Sündenleben wieder, es regte sich selbst das alte abgöttische Heidenwesen mit seinen Götzengreueln wieder; mehr als einmal begann die alte Heidenpartei, die nur widerwillig der Gewalt sich hatte fügen müssen, aufs Neue ihr Haupt zu erheben. Aber Gottes Gnade half doch immer wieder durch, es ging vorwärts, das Evangelium kam obenauf, und nachdem zuerst das Volk nur an äußere Zucht und Ordnung gewöhnt war, bildeten sich da und dort kleine Häuflein

solcher, die mit Ernst das Eine, was noth thut, im Auge hatten. Es ging vorwärts, und wurden nicht blos je mehr und mehr zur christlichen Kirche hinzugethan, sondern je mehr und mehr auch zur Zahl derer, die da selig wurden. Gottes Wort kam obenauf, der Geist Christi gewann das Regiment, und wohl dem Lande, da Christus der HErr das Regiment führt durch seinen Geist!

Das Zweite, was nun aber um so mächtiger dem Missionswerk entgegentrat, war die Feindschaft der Namenchristen, die sich Christen nannten und waren es doch nicht in der That. Mit den Sandwichsinseln waren Europäer zum ersten Male am Ende des vorigen Jahrhunderts in Berührung gekommen, und schon damals zeigte es sich, was auf diesen Inseln für ein schamloses unzüchtiges Volk lebte; besonders waren Frauen und Töchter so aller Scham bar, daß sie sich haufenweise auf die fremden Schiffe drängten und für Geld und andere Geschenke zu allen Lastern und Schandthaten sich ausboten. Das benützten denn viele unzüchtige Schiffsleute, und von Jahr zu Jahr mehr hörte man von dem unfläthigen Schandleben dieser Insulanerinnen. Mit einem Male aber wurde es anders. Als wieder Schiffe kamen, flohen Weiber und Töchter vor ihnen, Niemand ließ sich sehen, Niemand wollte mehr die alten Schandthaten fortsetzen, es war anders geworden durch das Missionswerk. Man sollte meinen, die Schiffsleute, die das sahen, werden nun auch sich besonnen haben! Aber diese dachten gar anders, sie kehrten heim nach Europa und verschrieen die Missionare, wie diese das harmlose gutmüthige Volk in Knechtschaft und Sklaverei hielten, wie sie dasselbe verdummten und um alle Fröhlichkeit brächten, wie sie durch solche schnöde Priesterherrschaft das Volk zu Grunde richteten! Solche Lügen wurden weithin ausgebreitet, und selbst Christen, die die Sache nicht genauer kannten, glaubten solche Verleumdungen; gar Manches wollte darum von der Missionssache Nichts mehr wissen. Da wandten sich die Missionare an

die Königin selber und ließen sich ein Zeugniß über ihre Wirksamkeit ausstellen. Ein Brief dieser Königin vom Jahr 1829 ist noch vorhanden und ist wohl der Mühe werth, daß ihr Etliches daraus vernehmet. Sie schreibt also:

„Ihr fragt mich, was eure Fehler sind; ich will euch jetzt die Wahrheit sagen, — ich weiß nicht, was eure Fehler sind. Eins weiß ich von euch: ihr habt uns das Wort Gottes gelehrt, und mein Herz sagt, das ist ein gutes Ding. Ich kann keine Fehler an euch finden und zwar an keinem Einzigen unter euch. Eure Landsleute sind es, die Verwirrung auf unserer Insel anrichten. Meine Meinung ist: unser Fehler ist der, daß die Leute überall jetzt in großen Schaaren dem HErrn JEsu nachfolgen. Aber sagt es nur Allen, unsre Liebe ist Gott, und unser Herz ist in die wundervollen Werke Jehova's hineingeführt, dort sind wir Alle; und wir wollen davon nicht mehr zurückweichen."

So schreibt die edle Königin, die wohl das Wort kannte, daß es bei Christen gehe durch gute Gerüchte und schlimme Gerüchte, darum es aber auch erleben durfte, wie die Wahrheit sich Bahn brach, und die Lüge als Verleumdung sich herausstellte.

Das Dritte endlich, was dem evangelischen Missionswerk sich entgegenstellte, waren die Katholischen — gerade wie es auf der Insel Tahiti auch der Fall war. Da wo Evangelische des Tages Last und Hitze getragen, da wo bereits ein guter Grund gelegt war, dort wollten Katholische eine leichte Ernte haben, und mit was für Ränken und Tücken wurde dieser Versuch ins Werk gesetzt! Schon im Jahr 1827 versuchten 9 römische Missionare sich auf den Sandwichsinseln niederzulassen, sie kamen unter dem Vorwand Lebensmittel zu suchen und und wollten dann nicht mehr fort, sondern suchten Seelen für ihre Kirche zu erwerben und die Insulaner am evangelischen Glauben irre zu machen. Als der König sah, was für eine Verwirrung sie an=

richteten, schiffte er sie ein und ließ sie mit Hab und Gut fortbringen. Zehn Jahre später (1837) kamen sie wieder und nun ließ der König öffentlich bekannt machen, daß alle katholischen Missionare für immer von der Insel verbannt sein sollten. Da versuchten sie es mit Hülfe französischer Kriegsschiffe den Zugang zu den Inseln zu gewinnen, und was vermochten die armen Insulaner gegen die übermächtigen Franzosen? Die katholischen Missionare mußten aufgenommen werden, und verboten sofort die Bibel, erlaubten den Branntwein, behaupteten, ihre Ehen seien ungültig, weil verheirathete Missionare sie getraut hätten, wahre Missionare dürften nicht heirathen, und dann wurden Kirchen erbaut, kurz Alles wurde versucht, um das protestantische Volk an seinem Glauben irre zu machen. Bei einem Theil gelang es, aber die Andern hielten nur um so treuer fest an ihrem evangelischen Glauben; sie merkten, wie groß die Aehnlichkeit sei zwischen katholischem Aberglauben und dem alten Heidenthum, wie groß dagegen die Verschiedenheit des katholischen Glaubens vom ächten evangelischen Glauben sei. Die Anfechtung lehrte aufs Wort merken, und so mußte unter Gottes Segen auch diese Heimsuchung den evangelischen Gemeinden zum Besten dienen. Das Evangelium breitete sich mit jedem Jahre weiter aus. Im Jahr 1838 wurden 5000 getauft, 2 Jahre später sogar 10,000. Im Jahr 1851 waren auf den Sandwichsinseln 40 Missionare in Arbeit, um sie war eine Schaar von 30,000 Christen gesammelt, die Gottes Wort und Sakrament lieb hatte; in 300 Schulen waren gegen 20,000 Schüler. Im Jahr 1857 waren bereits 50,000 Christen auf den Sandwichsinseln; zwei Jahre später war es bereits so weit, daß die Mission aufgelöst, und die Missionare als Pfarrer eingesetzt, alle neuen Anstalten der Inseln aber auf den Fuß eines Christenlandes gesetzt wurden. Seitdem hat die Missionsarbeit auf den Sandwichsinseln aufgehört, die Gemeinden unterhalten sich selbst, ja sie haben bereits angefangen,

aus ihrer Mitte auf die benachbarten heidnischen Inseln hinaus Missionare zu senden. Ein Christenvolk ist dort vorhanden, ein Christenvolk, das selbst in den Segnungen des Christenthums lebt und auch andern Völkern dazu verhilft, und was dies Werk vollbracht hat, ist die Mission.

Wenn man heutzutage von den Sandwichsinseln redet, so hört man oft sagen, die Urbevölkerung des Landes nimmt ab und wird wohl bald ausgestorben sein, und was daran Schuld ist, das ist die Mission. Das ist eine Lüge und Verkehrung der Wahrheit. Das ist wahr, die Bevölkerung der Sandwichsinseln nimmt ab, und wenn es mit dieser Abnahme fortgeht, wie bisher, so wird in einer Reihe von Jahren die Urbevölkerung verschwunden sein, Fremde werden ihre Stelle einnehmen. Aber daran ist doch wahrlich nicht das Christenthum Schuld, daran ist allein die Sünde Schuld, die Gott der HErr an den Kindern heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, — die Sünden der Unzucht und Wollust, die Sünden der Trunkenheit und Rachsucht und alle andern Sünden und Laster, die so lange dort geherrscht haben. Wenn irgend Etwas dies Verderben bisher noch aufgehalten, wenn irgend Etwas noch Besserung gebracht, so war es eben das Christenthum. Es würde längst Alles zu Grunde gegangen, würde längst Alles hoffnungslos verloren sein, wenn nicht das Christenthum noch dazwischen getreten wäre als eine Macht, die dem Verderben gewehrt und dem armen verkommenen Volke seinen Lebensabend verschönt hat!

Gott sei Dank für dies theuer werthe Evangelium; Gott sei Dank, daß auch wir dies rettende Gotteswort haben! Lasset nur auch uns dies Gotteswort recht werth halten, aber auch mithelfen, daß andere Völker dies seligmachende Evangelium empfangen, auf daß immer mehr Völker bekennen den, in dem alles Heil und alle Seligkeit beschlossen liegt für Zeit und Ewigkeit! Amen.

21. Die Mission und die heilige Passion.

Joh. 12, 32 f.:

Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen. Das sagte Er aber zu deuten, welches Todes Er sterben würde.

Das Wort des HErrn, das ihr eben gehört habt, ist zunächst ein Passionstext: der HErr redet von seinem Leiden und Sterben, Er redet von seinem Kreuze. Aber dieser Passionstext ist doch auch ein überaus schöner und gewaltiger Missionstext: der HErr blickt von Golgatha aus hinaus in die Völkerwelt und zeigt uns, wie das Kreuz die Völker zu Ihm zieht, in dem allein das Heil der Welt beschlossen ist. Was ist die Mission? wer hat das Missionswerk aufgebracht? was ist das Ziel, was ist die Hoffnung der Mission? was haben wir mitzuhelfen am Werk der Mission? All diese Fragen, die von selber uns kommen, und die wir nicht oft genug erwägen können, finden wir in unserm Textesworte beantwortet, zu dessen Betrachtung der HErr unser Gott uns Allen seinen Segen verleihen wolle!

Was ist die Mission? Man kann es nicht schöner und tiefer sagen, als der HErr es uns beschreibt: **Ich will sie Alle zu mir ziehen.** Die Mission ist ein Werk des HErrn JEsu, und zwar solch ein Werk, da Er die Völker zu sich zieht; sie ist des HErrn Gnadenarbeit, um die Völkerwelt zu Ihm zu führen. Der HErr, der zur Rechten der Majestät sitzet ein HErr über Alles, Er braucht alle seine Gewalt, um die Völker alle zu

Ihm, zu ihrem HErrn und Heiland zu führen. Das ist das Missionswerk, und wie viel können wir doch aus dieser kurzen Beschreibung lernen!

Es gibt Leute, die sagen wohl, die Mission ist die Erfindung schwärmerischer Leute, die nicht wissen, was sie wollen, und unerfahrene Menschen sagen dergleichen wohl auch nach, ohne zu wissen, was sie thun. Denn die Mission haben nicht thörichte schwärmerische Menschen erfunden, die Mission kommt weder von armen geringen Leuten noch von den Hohen dieser Welt; die Mission ist ein Werk des HErrn aller Herren, ein Werk des Königs aller Könige; sie ist ein Werk dessen, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Der HErr hat gesagt: Ich will sie Alle zu mir ziehen!

Und es gibt Andere, die sagen, die Mission helfe doch Nichts, und Alles, was man dafür thue, sei hinausgeworfen, und auch das sagen wieder Unzählige nach. Aber so mögen die reden, die keinen Heiland kennen und haben; wir Christen kennen unsern HErrn, der gesagt hat: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Ein JEsuswerk kann nie umsonst und vergeblich sein, ein JEsuswerk treibt der HErr selber, wie sollte dabei nicht auch sein Segen sein? Wenn Er die Völker zu sich zieht, wie sollte das ein unnützes vergebliches Thun sein?

Und wieder Andere gibt es, die sagen, die Mission mag ein guter Gedanke sein, aber die Art und Weise, wie sie jetzt betrieben wird, die Mittel, die man dafür hat, die Personen, die sie jetzt führen, können Nichts ausrichten. Darauf sage ich wiederum: Der HErr JEsus ist es, der die Völker zu sich zieht. Es sind arme Prediger, die hinaus unter die Heiden ziehen, und ist doch der HErr, der mit ihnen geht und in ihnen und durch sie Alles wirkt; und sind oft schlichte geringe Christen, die zu Hause für Mission am meisten thun, und ist doch der HErr, der sein Werk durch sie treibt; und gar oft hat das Missions-

werk wenig Gestalt und Schöne, und ist doch wiederum des HErrn Werk, das unter aller Knechtsgestalt doch als des HErrn Werk fortgeht. Der HErr hat's gesagt: Ich will sie Alle zu mir ziehen!

Das vergesset nicht, und wenn von Mission die Rede ist, prüft und verstehet doch Alles mit Christenaugen. Ihr sollt nicht blos ansehen, was vor Augen liegt, ihr sollt noch weniger kalt und theilnahmslos vorüber gehen und euch Nichts darum bekümmern, ihr sollt am allerwenigsten darüber lachen und spotten; die Mission ist JEsu Werk, — so sollt ihr aufschauen zum HErrn, sollt seine Gedanken und Pläne betrachten, sollt auf seine Hand merken, sollt Ihn allezeit im Auge haben. So oft ihr von Mission hört und leset, vergesset's nicht, was darüber geschrieben steht als mit goldener Aufschrift: Ich will sie Alle zu mir ziehen!

Aber wem gilt denn nun dies Wort des HErrn? an wem arbeitet die Mission? Unser HErr sagt: Ich will **sie Alle** zu mir ziehen, und blickt damit hinaus in die Völkerwelt, hinaus in die große ungeheure Heidenwelt. Wie sieht es dort aus unter den Heiden?

Gar Viele machen sich von der Heidenwelt unrichtige Vorstellungen, als wenn dort nichts Anderes zu finden wäre, als was man etwa bei den rohsten Wilden findet, und daß dort von Bildung und Gesittung auch keine Spur zu finden wäre. Und solcher Heidenvölker, das ist kein Zweifel, gibt es freilich auch, und hat es noch mehr gegeben. Wer hat noch Nichts gehört von den Neuseeländern, diesen ehemaligen Menschenfressern? wer weiß Nichts von den Negern und ihrer Stumpfheit und Verkommenheit? Aber gar oft ist es doch auch anders unter den Heidenvölkern. Vom Römerreich wißt ihr Alle, dort war überall Glanz und Herrlichkeit, Macht und Ordnung; und wer Griechenland kennt, der weiß, wie dort Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft

überall blühte. So war es in diesen alten Reichen. Und geht heutzutage nach China, nach Japan, nach Ostindien oder anderen Heidenländern, so findet ihr gar viel äußere Herrlichkeit, findet Kunst und Handel und Bildung aller Art. Und wie viel wäre von dieser Herrlichkeit des Heidenthums nach Außen hin noch zu sagen! Es hat mancher leichtfertige Mensch schon gemeint, die Heiden wären doch am besten mit ihrer Religion daran, und man sollte doch ein jedes Volk bei seiner Religion lassen. Nun so höret einmal, wie es aussieht unter den Heidenvölkern, und zwar nicht blos bei den rohen Wilden, sondern auch bei den äußerlich gebildetsten Heidenvölkern? Was fehlt ihnen denn? Warum muß der HErr sagen, Er müsse sie zu sich ziehen?

Denkt euch einmal, ihr hättet keinen Sonntag, hättet kein Geläute des Morgens, sähet Nichts von einer Kirche, sondern wie vom Montag bis Samstag, ginge es auch am Sonntag fort, denkt euch, von dieser Wohlthat eines Ruhetages für Leib und Seele hättet ihr Nichts — seht, so arm sind die Heiden wirklich, der Sonntag ist ein Vorrecht der Christen. Denkt euch ferner, ihr wüßtet Nichts vom HErrn JEsu, hättet niemals Etwas gehört von dem Mann, der das Blut an uns gewendet, und der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, ihr wüßtet Nichts vom großen herrlichen seligen Gott, sondern hättet allein eine dunkle Ahnung von einzelnen Göttern, die voll Neid und Eifersucht untereinander, voll Haß und Feindseligkeit gegen die Menschen sind, wüßtet Nichts davon, wie wir Gottes Gnade und Vergebung finden können, wüßtet Nichts vom Himmel und ewigen Leben, Nichts von der Auferstehung des Fleisches, sondern mit dem Tode stünde vor euch Dunkel und Finsterniß ohne Rettung, denkt euch einmal all das, so habt ihr eine Ahnung davon, wie arm die Heiden sind. Wir Christen kennen den lebendigen Gott, wir Christen kennen JEsum, den HErrn und Heiland, und die Heiden wissen von alle dem Nichts. O was für eine Wohlthat

ist unsere liebe Kirche, die Heiden haben keine Kirchen; was für eine Wohlthat sind unsere Schulen, die Heiden haben keine Schulen. Und soll ich noch weiter reden von dem Greuel, wie die Frauen in den Heidenlanden gehalten werden, wie sie des Mannes Lastthiere sind oder die Werkzeuge seiner Lüste? Es geht eine tiefe Verachtung des Weibes fast durch alle Heidenvölker hindurch, und ein Christenweib sollte doch recht dankbar sein für das Missionswerk! Soll ich euch erinnern, wie die Kinder so schnöde mißbraucht und verachtet werden, wie Knechte und Mägde arme Sklaven sind, ihrer Herren Eigenthum wie sein Vieh, oder wie die Alten und Kranken so theilnahmslos hinausgeworfen werden ins Elend?

Das Alles nehmt zusammen, und ihr werdet's ein wenig ahnen, was den armen Heiden, auch wenn sie die äußerlich gebildetsten Völker sind, in Wahrheit fehlt, und werdet es verstehen, wenn der HErr sagt: Ich will sie Alle zu mir ziehen.

Und wie geschieht denn nun solches Werk des HErrn? Unser Text sagt es uns: und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, sagt der HErr, und Johannes deutet uns dies Wort seines HErrn, wenn er hinzusetzt: das sagte Er aber zu deuten, welches Todes Er sterben würde. Da seht ihr, wie die Völker zu Christo gezogen werden, seht aber auch, wie den Völkern geholfen wird. Das Mittel dazu ist das Wort vom Kreuz. Geld und Gut hilft den Heiden nicht, das haben sie oft viel mehr als die Christen, und Bildung und Gesittung hilft wieder nicht, wie soll damit der Durst einer Menschenseele, die für die Ewigkeit geschaffen ist, gestillt werden? Was die Heiden brauchen, das ist das Evangelium. Das heißt aber nicht etwa eine Unterweisung, daß es einen Gott gibt — das wissen die Heiden kraft ihres Gewissens schon selber; auch nicht eine Belehrung von dem, was wir thun und lassen sollen — das sagt ihnen wiederum ihr Gewissen; sondern das Wort von Christo

brauchen sie und zwar von dem Christus, der das Blut für uns vergossen. Das Wort vom Kreuz thut die Herzen auf, das Wort vom Kreuz zieht die Völker zu dem, der aller Welt Heil und Trost ist.

Ihr kennt wohl schon jene wunderschöne Geschichte, aber ihr hört sie gewiß gerne noch einmal, und einem Theil unter euch ist sie doch neu, ich meine die Geschichte von jenem Indianer Nord-Amerika's, der früher immer der Wildeste und Ausschweifendste gewesen, nachher aber bekehrt wurde, und wie es bei seiner Erweckung zugegangen, so erzählt hat: „Brüder, sagte derselbe einmal, ich bin ein Heide gewesen, bin unter den Heiden alt geworden, und weiß also sehr wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei, meinst du denn, daß wir das nicht wissen; geh nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Ein ander Mal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr dürft nicht stehlen, nicht lügen, nicht saufen und dergleichen. Wir antworteten ihm: Denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun! Und so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam wieder ein Missionar in meine Hütte und sprach: Ich komme zu dir im Namen des HErrn Himmels und der Erde, der läßt dich wissen, daß Er dich gerne selig machen will. Zu dem Ende ist Er Mensch worden, hat sein Blut für dich und mich am Kreuze vergossen, damit wir nicht verloren werden. Darauf legte er sich in meiner Hütte nieder und schlief ein; denn er war müde von der Reise. Ei, dachte ich, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Hier liegt meine Streitaxt; ich könnte ihn todtschlagen und in den Wald werfen, und wer würde darnach fragen? Seine Worte konnte ich nicht los werden, sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich schlief, träumte ich von

dem Blute, das Christus für uns vergossen hat. Da dachte ich, das ist doch etwas Anderes; mein Gewissen erwachte, ich lernte glauben, und mit mir Andere. Darum sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr wollt Segen unter ihnen schaffen."

So meint's der HErr, wenn Er sagt: Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen.

Vielleicht werdet ihr nun aber sagen: Wenn die Mission des HErrn Werk ist, wenn Er die Völker zu sich zieht, Er thut Alles, es ist Alles sein Werk und Thun, was haben denn wir dann noch mitzuhelfen? Davon lasset mich schließlich ein paar Worte euch sagen, und ein Doppeltes möchte ich da vornehmlich euch Allen heute ans Herz legen.

Wenn von Mission die Rede ist, so meinen Viele, mit einer Gabe für Mission sei Alles geschehen. Und freilich soll das auch geschehen. Wenn Andere an unserer Statt hinausgehen und JEsu Wort hinaustragen unter die Heiden, also daß sie Leib und Leben dafür aufopfern, was ist es dann Großes, wenn wir wenigstens die Hände ihnen füllen, daß sie doch nicht verhungern? Ein Christ soll sich's eine Ehre und Freude sein lassen, für Mission Etwas geben zu dürfen, und sollte sich gewisse Zeiten immer aufs Neue zur Handreichung für die Mission ermuntern lassen, z. B. die Abendmahlzeit oder eine Hochzeit, eine Taufe, oder sonst eine frohe Zeit, da Gott uns besonders erfreut und gesegnet hat. Da heißt es doch allezeit: Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

Aber das meine ich zunächst heute nicht, für dies Mal liegt mir etwas Anderes mehr am Herzen.

Vor Allem möchte ich euch ermuntern, daß ihr euch doch um die Missionssache bekümmert, daß ihr euch mehr darum kümmert, als ihr bisher gethan. Wenn eine Missionsstunde angekündigt wird, kommt doch auch, kommt fleißig, kommt auf-

merksam; laßt es euch ein Anliegen sein, von Mission zu hören und zu lernen. Wie viel Zeitungen werden heutzutage gelesen, wie begierig ist Alles zu hören, was in der Welt vorgeht; und wenn vom Allerwichtigsten geredet wird, nehmlich von den Siegen des HErrn JEsu, von der Ausbreitung seines Evangeliums, vom Wachsthum seines Reiches, sollte euch das nicht auch begierig machen zu kommen, zu hören und zu lernen? Lasset meine Bitte nicht umsonst sein; kommt fleißig und aufmerksam zu unsern Missionsstunden!

Das ist das Eine, was ich euch Allen ans Herz legen möchte, und dazu kommt nun noch ein Anderes. Lasset euch doch die Fürbitte für die Mission wohl empfohlen sein! Unsere Gaben für die Mission sollen nicht fehlen, aber unsere Gebete für die Missionssache sind mehr werth. Die Mission ist des HErrn Werk. Wir vermögen auch nicht Einen Heiden zu bekehren, das muß der HErr thun, und der HErr will darum gebeten sein. Aus Ostindien kam einmal ein Brief eines Missionars nach Nord-Amerika, worin er schrieb, wie am ersten Montag im Januar einmal so viele Heiden zu ihm gekommen seien, die Einen um Unterricht zu begehren, die Andern um ihre Sünden zu bekennen, die Dritten um ihrem HErrn und Heiland sich ganz zu Dienst und Eigenthum zu ergeben, und fragte dann zuletzt, ob denn an diesem Montag die Christen etwas Besonderes gethan hätten? Und eben an diesem Montag hatten sich die Christen zusammengefunden, hatten sich gedemüthigt vor Gott und überall für die Missionssache gebetet. So viel liegt an der Fürbitte für die Mission. Unsre Gebete zu Hause sind die beste Hülfe, die wir unsern Missionaren draußen gewähren können. Lasset euch das Gebet treulich befohlen sein! Betet um Missionare — es thut recht noth; betet für die Missionare, — sie brauchen es recht; betet für die armen Heiden — alle Arbeit an ihnen ist verloren ohne Gebet. Betet sonderlich niemals die zweite Bitte

des Vaterunsers, ohne der Missionssache dabei zu gedenken! Der HErr unser Gott aber wolle uns Allen die Herzen aufthun für sein Werk an der Heidenwelt, Er schenke uns offene Augen für die Wunder seiner Erbarmung, Er thue uns Herz und Hand auf zu fröhlichem Dienst für den HErrn, damit wir nicht dahintenbleiben mitzuhelfen, daß immer mehr Zungen bekennen mögen, daß JEsus Christus der HErr sei, zur Ehre Gottes des Vaters! Amen.

22. Die Mission und das Erntefest.

Psalm 67:

1. Ein Psalmlied, vorzusingen auf Saitenspielen.
2. Gott sei uns gnädig und segne uns, Er lasse uns sein Antlitz leuchten, Sela.
3. Daß wir auf Erden erkennen seinen Weg, unter allen Heiden sein Heil.
4. Es danken dir, Gott, die Völker, es danken dir alle Völker.
5. Die Völker freuen sich und jauchzen, daß du die Leute recht richtest und regierest die Leute auf Erden, Sela.
6. Es danken dir, Gott, die Völker; es danken dir alle Völker.
7. Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott.
8. Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte Ihn.

Ein Erntefestlied ist es, was wir in dem verlesenen Psalm
finden, also ganz ein Festlied für den heutigen Tag, da wir
unser Erntefest feiern. Wir danken Gott für den Erntesegen,
den Er uns bescheert hat, und so thut unser Psalm auch. Aber
habt ihr's vorhin gehört, was dieser Dankpsalm am Erntefest
will? Zwar die Ueberschrift dieses Psalmes sagt uns Nichts
davon. Wenn es dort heißt: Ein Psalmlied vorzusingen 1.
auf Saitenspielen, so wißt ihr Alle, das Psalmbuch war
vor Zeiten Gesang- und Gebetbuch zumal, wisset auch, daß die
Psalmen im Tempel mit Musikbegleitung gesungen wurden. Aber
nun sehet den Inhalt unseres Psalmes an, was finden wir hier?
Zwei Stücke sehen wir da, die auf den ersten Blick einander
fremd scheinen, und doch hängt eins am andern, eins ist die

Grundlage vom andern, eins ist Gewähr und Unterpfand für das andere — das ist das Erntefest und die Missionssache, und es ist überaus lehrreich, diesen Zusammenhang zwischen beiden näher ins Auge zu fassen. Das Erntefest und die Mission sei demnach der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung!

2. Mit einem Gebetswunsch beginnt unser Psalm: Gott sei uns gnädig und segne uns, Er lasse uns sein Antlitz leuchten, Sela, und ich brauche euch wohl nicht erst zu sagen, woher dieser Gebetswunsch genommen ist. Wer kennt nicht den Segen, mit dem jeder Gottesdienst schließt? Der HErr segne euch, der HErr lasse sein Antlitz leuchten über euch, der HErr sei euch gnädig — so heißt es in jenem Segen, und geradeso heißt es auch in unserem Psalm, denn es gibt keinen größeren Gebetswunsch, mit dem Eins sich segnen könnte. Was brauchen wir doch vor Allem und zuerst? Das ist die Gnade unseres Gottes, daß Gott sich uns wieder zuneigt wie ein Vater seinen Kindern; und was bedürfen wir weiter, wenn Er uns gnädig ist, als daß Er nun auch uns segnet, daß Er seine milde Hand aufthut und erfüllt Alles was lebet mit Wohlgefallen? Was ist's also anders, das wir bedürfen, als daß Gott sein Antlitz leuchten läßt, wie die liebe Sonne, die da aufgeht und verscheucht das finstere Gewölke und erquickt Alles mit ihrem Lichte und ihren wonnigen Strahlen? Sela — heißt es darauf, wir sollen inne halten und nachdenken; denn es gibt kein größeres Glück, als wenn droben über uns Gottes Gnadenantlitz wieder leuchtet wie die liebe Sonne! Denn wo es also steht, was folgt dann?
3. Unser Psalm sagt es uns: daß wir auf Erden erkennen seine Wege, unter allen Heiden sein Heil. So wird es, wenn Gott der HErr sein Volk gnädig anblickt, wenn sein Gnadenantlitz über ihm erglänzt wie die liebe Sonne: man merkt es draußen unter den Heiden. Die Frucht solchen göttlichen Segens ist, daß des HErrn Weg hinausgeht in ferne fremde

Lande, daß sein Heil bekannt wird auch draußen unter den Heidenvölkern, daß Gottes Reich je mehr und mehr sich ausbreitet von einem Ende der Erde bis zum andern. Hebt Gott an sein Volk in Gnaden zu segnen, so hat es die Heidenwelt zu genießen; mit dem Segen daheim hebt der Segen an in allen Landen. Der Gebetswunsch, mit dem unser Psalm anhebt, will das Heil der Heidenvölker, den rechten Missionssegen.

Daraus lasset uns lernen, was das Erste und Allernothwendigste ist, wenn Eins zum Werk der Mission ernstlich mithelfen will. Das sind nicht unsere Gaben, wie so Viele wähnen, die da meinen, mit ein paar Geldstücken habe man seiner Missionspflicht genügt; das sind aber auch nicht unsere Gebete, wie wiederum Manche wähnen, obwohl unsere Gebete viel wichtiger und nothwendiger sind für die Missionssache als unsere Gaben. Aber das Allerbeste, das was unbedingt nothwendig ist, und alles Andere folgt dann von selber nach, das ist das, daß wir selber von ganzem Herzen rechte Christen werden. Je besser es mit der Christenheit steht, desto besser wird es auch mit der Missionssache vorwärts gehen; der rechte Christenglaube zu Hause wird auch draußen in der Heidenwelt den rechten Segen schaffen. Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, sagt der HErr, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen! Der Beweis dafür, wie enge der Christenglaube daheim und der Missionssegen zusammenhängt, ist wohl leicht zu führen. Was ist denn die Klage aller Missionare? was ist überall das erste und größte Hinderniß aller Missionsarbeit? Das ist der schlechte Wandel derer, die den Christennamen tragen und führen dabei einen Heidenwandel, also daß es von ihnen gilt: Um euretwillen wird Gottes Name gelästert unter den Heiden. O wenn alle Christen, die hinaus unter heidnische Umgebung kommen, wenn alle Christen, die z. B. nach Amerika auswandern oder nach Ostindien ziehen, wenn alle diese Christen auch wirklich

Christen wären und als Christen lebten, wie viel besser würde es dann in jenen Landen aussehen mit der Missionsarbeit! Aber wir brauchen gar nicht an die Christen draußen allein zu denken, lasset uns nur uns selber wohl ins Auge fassen! Oder meint ihr denn, die Heiden draußen wissen Nichts davon, wie es bei uns in der Christenheit aussieht? Meint ihr denn, sie lesen und hören Nichts davon, wie zerrissen und zerspalten die Christenheit ist, wie viel Sünde und Schande in ihrer Mitte im Schwange geht? Und all das, was sie hören und lesen, sollte sie vom Christenthum, das ihnen angeboten wird, nicht abschrecken? Wie viel mehr Begier zum Christenglauben würden sie haben, wenn sie von der Christenheit etwas Gutes sehen und hören könnten! Dazu kommt, daß, je mehr Ernst es der Christenheit mit ihrem Glauben ist, um so mehr Lust und Eifer auch erwachen würde, das Glück, das sie gefunden, auch anderen Völkern mitzutheilen. Mit dem rechten Glauben erwacht auch der Eifer zur Mission, und stirbt der Glaube, so läßt auch der Eifer zur Mission nach. Wie sollte also nicht der Segen zu Hause auch Segen in der Heidenwelt draußen schaffen? Lasset uns Gott bitten, daß Er uns, die Christi Namen tragen, segnen und uns zu rechten lebendigen Christen machen wolle: der Segen käme auch den Heiden draußen zu Gute!

Aber wie ist es denn nun, hat die Mission solch einen Segen auch wirklich zu hoffen? soll es denn unter den Heidenvölkern draußen auch wirklich noch besser werden? Darauf antwortet uns der zweite Theil unseres Psalmes, der uns wie eine Antwort auf den vorhergehenden Gebetswunsch nun eine selige
4. Hoffnung vor Augen stellt. So heißt es ja weiter: Es danken dir, Gott, die Völker; es danken dir alle Völker.
5. Die Völker freuen sich und jauchzen, daß du die Leute recht richtest, und regierest die Völker auf Erden,
6. Sela. Es danken dir, Gott, die Völker, es danken

dir alle Völker. Wie anders, als es hier beschrieben wird, steht es doch draußen unter den Heidenvölkern! Was wissen die Heiden vom lebendigen Gott? Kaum ist ihnen noch eine dunkle Ahnung von Ihm geblieben; solch ein Gott, meinen sie, ist zu hoch und zu gut für die Menschen, Er kümmert sich Nichts um die Welt, sondern bösen Geistern ist Alles überlassen! Wie sollten solche Heiden sich freuen können, wie sollten sie jauchzen über Gottes Güte? Ach wie arm und trostlos, wie leer an Fried und Freude sind die Heiden! Was ist das Heidenthum anders als Dunkel und Finsterniß, als Jammer und Herzeleid? Und was für eine Aussicht eröffnet uns nun unser Psalm! Die Völker kennen den lebendigen Gott und kennen Ihn nicht blos, sondern danken Ihm auch, die Völker freuen sich und frohlocken über das Glück, das sie haben, sie jauchzen, daß der HErr das Regiment führt, es ist ihnen wohl unter dem gnädigen Scepter des HErrn. Und das sind nicht blos einzelne Völker, — unser Psalm schaut im Geiste alle Völker auf Erden, der HErr ist ihr Hirte, und Nichts mangelt ihnen mehr. Da verstehen wir's, wenn bei solch einer Aussicht ein Sela sich findet; da gilt es stille halten und nachdenken, und frohlockend über solcher seligen Hoffnung ruft unser Psalm nochmals aus: Es danken dir, Gott, die Völker, es danken dir alle Völker!

Solche Aussicht, die unser Psalm uns bietet, lasset uns aber auch recht verstehen lernen! Wer da meint, es würden dereinst einmal alle Menschen auf Erden rechte Christen werden, die Gottes Ruhm und Heil verkündigen, der mißversteht unsere Weissagung; von Menschen ist ja keine Rede, unser Psalm redet von den Völkern im Ganzen und Großen. Und wer da meint, es würden alle Völker immer mehr Christenvölker werden, und wenn Alles aufs Beste stünde, dann würde das Ende kommen, der mißversteht unsere Weissagung gleichfalls; denn ob die Völker der Erde auch christlich bleiben, davon ist Nichts gesagt, vielmehr

weist Alles darauf hin, daß auf die Bekehrung der Völker ein allgemeiner Abfall folgt, und wenn der Abfall am furchtbarsten ist, dann kommt das Ende. Was unser Psalm weissagt, ist das, daß noch alle Völker das Evangelium hören und aufnehmen, daß noch alle das Reich Gottes in ihrer Mitte haben werden. Die Mission wird nicht umsonst arbeiten, des HErrn Name muß noch in aller Welt sich ausbreiten.

So sagt unser Psalm, und Gott sei Dank für solch eine selige Hoffnung! Da seht einen Missionar hinausziehen in die Heidenlande, ringsum findet er Heiden, weithin herrscht das Heidenthum mit seinen Greueln; was ist's, dessen er solch einer Macht gegenüber sich trösten kann? Des HErrn Wort verheißt ihm, daß das Evangelium noch siegen werde; es müssen noch alle Götzentempel vor dem Gekreuzigten in den Staub niedersinken. Oder seht ein junges Christengemeindlein draußen im Heidenlande, wie arm und verlassen sind oft diese jungen Christen, Alles verstößt sie als Auswürflinge ihres Volkes, kaum daß sie noch zu leben haben; was soll ihr Trost sein mitten in ihrer heidnischen Umgebung? Es ist das alte Verheißungswort: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Oder seht herein in die Christenheit, wenn man da betet für die Mission und thut Handreichung für die Mission, und die Welt beginnt nun zu spotten, es sei doch Alles umsonst, was man auch für Mission thue; was soll unser Trost sein? Seht unsern Psalm an, da habt ihr Trost, Trost genug, um allen Spott der Welt zu überwinden. Des HErrn Wort siegt noch, und sein Reich breitet sich aus, und müssen noch alle Lande voll werden seiner Herrlichkeit. Wenn solch eine Hoffnung vor uns steht, wer wird da nicht gerne mithelfen an einem Werke, das solch eine Zukunft hat? am Missionswerk, dem so viel verheißen ist?

Aber ob nun solch eine Hoffnung auch gewiß ist? ob wirklich solch eine tröstliche Verheißung noch in Erfüllung gehen

wird? Dafür gibt unser Psalm uns zuletzt noch ein Unterpfand: es ist das Fest, das wir heute feiern.

So heißt es ja weiter: Das Land gibt sein Gewächs, 7.
und wenn man das rühmen kann, Feld und Flur habe seinen Ertrag gebracht, die Aussaat sei zu einer fröhlichen Ernte geworden, ist das nicht ein reicher Erntesegen? Aber wie nimmt nun des HErrn Volk solchen Segen auf? Denn ernten kann wohl Jedes, so weit Gott die Ernte schenkt; aber daran liegt Alles, daß wir auch die rechten Erntegedanken haben, daß wir den Segen hinnehmen im Blick auf den HErrn, der solchen Segen uns geschenkt hat. Und wer nun also thut, was hat der von seinem Erntesegen? Unser Psalm sagt uns ein Doppeltes: Es segne uns Gott, unser Gott — das ist das Eine, denn am Erntesegen hat des HErrn Volk die Gewißheit, daß Gott noch ganz anderen Segen schenkt; der Erntesegen verbürgt erst den rechten Gottessegen, nehmlich den Segen, von dem am Anfang unseres Psalmes die Rede gewesen, daß der HErr sein Gnadenantlitz wolle leuchten lassen. Hat Gott leiblich sein Volk gesegnet, so wird Er es auch segnen allerwege leiblich und geistlich für Zeit und Ewigkeit. Und heißt es nun weiter: Es segne 8.
uns Gott, und alle Welt fürchte Ihn — das ist das Andere. Des HErrn Segen über sein Volk muß noch aller Welt zu Gute kommen; es soll noch alle Welt es inne werden, daß der HErr der lebendige Gott ist. Der Erntesegen ist die Gewähr solcher Hoffnung. So gewiß Gott die Ernte geschenkt, so gewiß wird Er noch alle Welt erfüllen mit seinem Segen. Das Erntefest ist die Bürgschaft für die Mission, die Bürgschaft einer gesegneten Missionsarbeit.

Da fragen wir doch billig, wie das gemeint ist? wie hängt Erntefest und Mission zusammen? Darauf lasset mich ein Dreifaches euch zu bedenken geben.

Von wem kommt denn unser Erntesegen? Ich meine,

wer nur ein wenig auf Feld und Flur achtet, kann es deutlich merken, mit unsrer Macht ist Nichts gethan, sondern der HErr unser Gott thut Alles. Wer gibt Regen und Sonnenschein? wer gibt Wachsthum und Gedeihen? wer behütet vor Hagel und Ungewitter? wer verleiht gutes Erntewetter? Ist's nicht der HErr, der Alles thut? Ist nicht Alles, was da draußen vorgeht, eine Leiter zu dem, der Alles in seiner Hand hat? Merken wir's nicht daran, es gibt einen Gott, der denkt an seine Menschenkinder und sorgt für sie Jahr aus Jahr ein? Und haben wir an unserm Erntesegen solch eine Gewißheit, haben wir dann nicht auch ein Unterpfand daran, daß dieser Gott auch weiter Wort hält, daß Er seine Verheißungen noch erfüllt? ein Unterpfand, daß Er sein Werk auf Erden noch vollenden und auch der armen Heidenvölker sich noch erbarmen wird? Ist es wahr, daß unser Gott ein lebendiger Gott ist — und der Erntesegen verbürgt es aufs Neue —, haben wir daran dann nicht eine Bürgschaft, daß auch sein Reich noch sich in alle Welt ausbreiten wird? ist nicht wirklich unser Erntefest ein Unterpfand einer gesegneten Missionsarbeit?

Und was soll denn dieser unser Erntesegen? Es gibt freilich Leute, die meinen, Gott wolle damit nur den Hunger stillen, und weiter hinaus denken sie nicht. Und das ist wahr, Gott sorgt auch für den Leib; aber wenn Er den Leib sättigt, so denkt Er dabei auch an die Seele, und wenn Er Erdengüter gibt, winkt Er damit auf die Himmelsgüter, und wenn Er irdische Gaben uns zu Theil werden läßt, will Er uns dadurch begierig machen nach den geistlichen Gaben. Gibt Gott uns das Irdische, wie sollte Er nicht vielmehr auch das Himmlische uns schenken? Wo aber solcher Segen in himmlischen Gütern einzieht, wie sollte das nicht auch den Völkern draußen zu Gute kommen? Wo Gottes Gnade in ein Herz einzieht, da erwacht doch ein Verlangen, der armen Heiden sich anzunehmen, da geht das Auge

auf für die Noth draußen, da thut sich das Herz auf, daß es den armen Heiden sich zuneigt, da läßt es dem Menschen keine Ruhe, bis er der armen Heiden sich treulich angenommen. Wem viel vergeben ist, der liebt auch viel! Wie sollte also mit unserm Erntesegen, wenn anders wir ihn recht verstanden, nicht auch Herz und Hand aufgehen für die Noth der Heidenwelt? wie sollten wir am Erntesegen nicht ein Unterpfand haben für eine gesegnete Missionsarbeit!

Und wozu haben wir denn unsern Erntesegen? Zur Nothdurft freilich auch für uns; aber was über die Nothdurft hinaus geht, das gibt uns Gott, damit wir haben zu geben dem Dürftigen, und unter allen Dürftigen sind doch die Allerdürftigsten die Heiden, diese ärmsten verkommensten Brüder des HErrn JEsu. Hat Gott uns gesegnet, so sollen wir auch der armen Heiden doppelt und dreifach uns annehmen. Das vergesset nicht! Helft mit zur Ausbreitung des Reiches Gottes; lernt Barmherzigkeit üben, nachdem ihr Barmherzigkeit erfahren! Ihr habt ernten dürfen, was ihr gesäet; so lasset nun eure Ernte eine neue Aussaat werden, eine Aussaat auf den Geist zum ewigen Leben! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; wer aber säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Gute Aussaat, gute Ernte — für Zeit und Ewigkeit! Amen.

23. Die Mission und das Kirchweihfest.

Gal. 6, 6—8:

6. Wer unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet.
7. Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn was der Mensch säet, das wird er ernten.
8. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.

Ein Zweifaches ist es, was uns heute um Gottes Wort in der Kirche versammelt hat. Unser Kirchweihfest ist heute, und das brauche ich euch ja nicht erst zu sagen, daß dies Fest ein Dankfest ist für unsere liebe Kirche. Wir haben das Glück, das unzählige Christen nicht haben, wir haben eine Kirche in unserer Mitte und haben sie bereits lange Zeit; dafür wollen wir heute danken, und wer nur ein wenig es ahnt, was wir an einem Gotteshaus haben, wird gewiß heute bei solchem Dankfest nicht dahinten bleiben wollen. Dazu kommt aber noch ein Anderes. Zu einer Missionsstunde haben wir uns heute am Kirchweihfeste versammelt, wir wollen vom Missionswerk hören, wollen uns willig und eifrig machen lassen zu solchem Gotteswerk mitzuhelfen; und auf den ersten Blick sieht es aus, als wenn am heutigen Tag eine Missionsstunde wenig angemessen wäre. Was soll am Dankfest für unsere Kirche das Werk der Mission? Unser Text gibt uns die Antwort darauf, und ich denke, es wird uns von unserer Kirchweihfreude nicht abziehen, sondern vielmehr erst recht

in dieselbe hineinführen, wenn wir an der Hand unseres Textes vom Missionswerk reden. Die Mission und das Kirchweihfest sei demnach der Gegenstand unsrer heutigen Betrachtung!

Mit einer Vermahnung beginnt heute der Apostel: Wer 6.
unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet. So mahnt S. Paulus, und wenn heutzutage ein Pfarrer oder Lehrer diese Mahnung bringt, sieht es aus, als wenn der Mann für sich rede, als wolle er haben, daß die Leute ihm recht viel geben sollten. Aber vergesset nur nicht, welch andere Zeiten damals waren, wie der Apostel so mahnen muß. Damals hat es noch keine Stiftungen gegeben, die für Kirche und Schule vorhanden waren, es hat noch keine Grundstücke gegeben, deren Ertrag Pfarrern und Lehrern zu Gute kam. Von alle dem, was frommer Sinn später stiftete, war damals noch Nichts vorhanden, sondern die Gottes Wort lehrten, waren auf die Freiwilligkeit der Gemeinden angewiesen. Sie brachten Gottes Wort, sie theilten geistliche Gaben mit; so war es nicht mehr als billig, daß die Gemeinden durch leibliche Gaben ihnen das ermöglichten. Und weil da und dort Einzelne es daran fehlen ließen, weil Einzelne nur an sich dachten und sich wenig darum bekümmerten, ob auch ihre Lehrer sich nähren konnten, darum vermahnt der Apostel, die Christen sollten doch derer, die ihnen Gottes Wort brächten, nicht vergessen; er will ihnen als eine Christenpflicht es einschärfen, daß sie Alle, die in Gottes Wort sie unterrichteten, auch unterhielten. So war es in den Zeiten des alten Bundes, so ist es auch in den Zeiten des neuen Bundes; das hat klar und deutlich Christus der HErr befohlen, und die Apostel haben es den Gemeinden geradeso eingeschärft; und wer ein wenig nachdenkt, was für ein edles Gut das Evangelium ist, und wie es unmöglich ist, das Wort Gottes recht zu bringen und dabei den eigenen Unterhalt sich zu verdienen, wird gewiß dem beistimmen. Es ist Christenpflicht, für

Kirche und Schule zu sorgen, und wer da weiß, was er an seinem Christenglauben hat, wird für Unterhalt von Kirche und Schule nach Kräften gewiß gerne mithelfen.

Das sage nicht ich, das sagt der HErr, und heute ruft es uns S. Paulus aufs Neue zu, und es ist ihm ein solcher Ernst
7. damit, daß er hinzusetzt: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Das ist ein ernstes Wort, und wer unser Land ansieht, wo für Kirche und Schule, für Pfarrer und Lehrer alte Stiftungen vorhanden sind, aus denen was zum Unterhalt noth ist genommen wird, kann dies ernste Wort schwer begreifen. Aber denkt euch einmal hinein in jene Zeit des Apostels, wo von solchen Stiftungen Nichts vorhanden war, denkt euch hinein in Verhältnisse wie in Amerika, wo die Gemeinden solche Stiftungen auch nicht haben, sondern wer Pfarrer und Lehrer haben will, muß auch für ihren Unterhalt selbst sorgen, oder denkt euch gar erst hinein in heidnische Volkszustände, wo ein kleines Christengemeindlein nach und nach entsteht und nun für seine geistlichen Bedürfnisse selbst sorgen muß, da werdet ihr es begreifen, warum der Apostel so ernst redet. Ihr Christen, will S. Paulus sagen, Gott nimmt es ernst, Er ist ein heiliger Gott, der sein nicht spotten läßt; darum denkt doch nicht blos an den Leib, denkt auch an das, was Herz und Geist braucht, denkt an Kirche und Schule; seht zu, daß Kirchen und Schulen unter euch bestehen, daß Kirchen und Schulen unter euch grünen und blühen und Frucht bringen mögen! Das ist eure Christenpflicht, und es ist eine Schande, wenn Christengemeinden an diese ihre Christenpflicht nicht denken mögen. Wenn Kirche und Schule unter euch grünt und blüht, ist es ein großer Segen; aber wohin soll es mit einer Gemeinde kommen, wenn Kirche und Schule nicht zu finden ist oder gar in Verfall geräth? Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Wie das gemeint ist, zeigt uns nun der Apostel des Näheren,

wenn er also fortfährt: Was der Mensch säet, das wird er ernten. Und das versteht sich von selber, es sieht es ja Jedes Jahr aus Jahr ein mit Augen. Wer Getreide säet, wird wieder Getreide ernten, und wer Unkraut säet, wird Unkraut ernten. Wie die Aussaat, so die Ernte! Aber das ist dem Apostel nur ein Gleichniß, er redet ja nicht von einem Säen auf Feld und Flur, er redet von einem anderen Säen; der Apostel redet vom Gutesthun, er redet sonderlich von der Fürsorge für Kirche und Schule. Der Apostel hat ja eben gefordert, daß Alle, die unterrichtet werden, auch mittheilen sollten allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet. All das, will S. Paulus sagen, ist nicht blos Etwas, das man thut, und dann ist es vorüber, und es ist einerlei, ob man es gethan oder nicht, sondern eine Aussaat ist es, eine Aussaat für die Zukunft, und zwar wohl eine höhere und bessere Aussaat, als die da draußen auf Feld und Flur, es ist eine geistliche Aussaat. So muß es auch da gelten: Wie die Aussaat, so die Ernte! Es ist nicht umsonst, wenn eine Gemeinde für Kirche und Schule sorgt; solch ein Thun ist eine Aussaat für die Zukunft und muß seine Frucht tragen. Eine Christengemeinde, die für Kirche und Schule sorgt, sorgt für ihre Zukunft und darf dessen reichlich genießen; sie wird es noch erfahren: Wie die Aussaat, so die Ernte!

Denn wie ist es doch eigentlich mit dem, was wir haben? was ist der Gewinn davon, wenn wir hinblicken auf die Zukunft? Ein doppelter Fall ist möglich, je nachdem wir das Unsere anwenden.

Wer auf sein Fleisch säet, sagt der Apostel zuerst, 8.
der wird vom Fleisch das Verderben ernten, und ich denke, ihr werdet des Apostels Wort nun selber verstehen. Das Säen ist dem Apostel ein Bild vom Gutesthun, ein Bild von der Verwendung unsrer Habe; so heißt auf sein Fleisch säen sein Hab und Gut anwenden für sein Fleisch, also für seinen natür-

lichen Menschen, wie wir ihn mit in diese Welt hereingebracht haben; es heißt sein Hab und Gut brauchen für sich selber, d. h. für seine Lust und Ergötzlichkeit, für seine Bequemlichkeit und Gemächlichkeit, für sein Glück und Vergnügen. Wer im Gebrauch von Hab und Gut nur an sich denkt, wer nur sein eigenes Ich dabei immer im Auge hat, der säet auf sein Fleisch. Das gilt zunächst von allen groben Sünden und Lastern, es gilt von Fressen und Saufen, von Kammern und Unzucht; es gilt aber nicht minder auch von allen feineren Sünden, von Geiz und Habsucht, von Scharren und Wühlen, von allem selbstsüchtigen und eigennützigen Trachten, es mag noch so fromm und äußerlich ehrbar erscheinen. Wer nur sich im Auge hat und meint, ich hab's ja, warum sollte ich's nicht auch brauchen, der säet auf sein Fleisch. Und einem solchen gilt es dann auch: Der wird vom Fleisch das Verderben ernten. Das werdet ihr gerne zugeben, wenn von groben Sünden und Lastern die Rede ist: Wer sein Hab und Gut durchbringt mit leichtfertigem Weltwesen, der richtet sich zu Grunde und muß es mit Schrecken noch an sich selber inne werden, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Aber das gilt auch von allem feineren Fleischeswesen. Ein geiziger habsüchtiger Mensch baut sich sein eigenes Unglück, die Selbstsucht und der Eigennutz richtet sich selber zu Grunde, und das feinste und anständigste Wohlleben, da Eins ehrbar vor aller Welt dasteht, aber es will nur eben es sich wohl sein lassen, geht nicht minder zu Grunde. Denn die Welt vergeht mit ihrer Lust; wie sollte also eine Aussaat auf das Fleisch etwas Anderes zur Folge haben als das Verderben?

Wer aber auf den Geist säet, fährt der Apostel fort, der wird vom Geist das ewige Leben ernten. Wer sieht da nicht den großen gewaltigen Gegensatz? Auf der einen Seite steht das Fleisch, also das irdisch natürliche Leben, wie wir es in diese Welt mit hereingebracht haben, das Leben, wie es in

Fleisch und Blut von Natur in uns wohnt. Was wird also der Geist, der dem gegenüber steht, anders sein, als Etwas, das nicht von Natur uns inne wohnt, sondern kommt uns von Oben her? was ist es anders, als der Geist des HErrn, der allein Leben ist und Leben bringt? Da versteht es sich leicht, was es heißt auf den Geist säen. Es heißt eben sein Hab und Gut anwenden nicht für sich selber, sondern für etwas Besseres, nehmlich für den Geist des HErrn. Auf den Geist säen, d. h. mithelfen, daß Christi Geist ausgebreitet, daß dieser edle gute Gottesgeist je mehr und mehr eine Macht werde, daß des HErrn Wort, das allein Geist und Leben ist, zu allen Völkern hinauskomme. Wer mithilft, daß Kirchen und Schulen entstehen, daß Kirchen und Schulen unterhalten werden, daß arme Gemeinden das Glück eines eigenen Kirchenwesens auch finden, daß die armen Heiden des HErrn Wort auch hören und auch zu Kirchen und Schulen kommen, der säet auf den Geist und wird es dann auch erfahren: Wer auf den Geist säet, der wird vom Geist das ewige Leben ernten. Das heißt freilich nicht, als wenn ein paar fromme Gaben uns in das ewige Leben bringen könnten; aber das will der Apostel sagen, wer nicht sich allein im Auge hat, sondern den Geist des HErrn, und gibt sich hin an diesen Gottesgeist, läßt nicht das eigne Ich obenan stehen, sondern des HErrn Geist führt das Regiment, der wird an diesem Gottesgeist auch haben, was er selber ist und hat, nehmlich das ewige Leben. Wie die Aussaat, so die Ernte! Fleischesaussaat Fleischesernte, nehmlich Verderben und Verdammniß; aber Geistesaussaat Geistesernte, nehmlich das ewige Leben!

Unser Kirchweihfest ist heute, das Dankfest dafür, daß wir eine Kirche haben. Das danken wir heute dem HErrn. Aber vergesset nicht, Gott hat uns dies Glück geschenkt durch unsere frommen Vorfahren. Es sind lauter fromme Stiftungen einer alten Zeit, auf denen dies Glück beruht. Unsere frommen Väter

haben dies Gotteshaus gegründet, sie haben Grundstücke zum Unterhalt eines Pfarrers geschenkt, sie haben die Mittel zur Versorgung eines Lehrers gegeben. Das war eine Aussaat auf den Geist, was wären wir ohne Kirche und Schule? Das Alles haben wir, wir brauchen es nicht erst zu gründen; nur wenig haben wir beizutragen, damit Alles fortbestehen könne. Wir haben's wohl leicht, daß Kirche und Schule unter uns wachse und gedeihe. Denkt euch einmal, wir hätten Kirche und Schule noch nicht, wir müßten erst von vorne anfangen, und ihr werdet merken, wie viel Gutes uns durch diese Aussaat unsrer Vorfahren zu Theil geworden ist.

Aber um so mehr darf ich euch nun ermuntern: helft mit, daß das Glück, das ihr genießt, auch Andere haben mögen! Davon wäre wohl viel zu sagen, heute aber liegt mir vornehmlich Eins am Herzen. Wer sind doch unter allen Armen die Allerärmsten, unter allen Verkommenen die Verkommensten? Das sind die armen Heiden. Die Heiden wissen Nichts vom HErrn JEsu, haben weder Pfarrer noch Lehrer, haben keine Kirche, keine Schule, keine Bibel; ohne den Heiland leben sie, ohne Ihn sterben sie. Ist das nicht ein großer Jammer? Und wenn nun wir haben, was den armen Heiden fehlt, wenn wir ihnen behülflich sein können, daß sie den Heiland auch kennen, wenn wir ihnen Missionare schicken und Kirchen und Schulen bauen können, ist das nicht etwas Gutes? und ist das nicht unsere Christenpflicht? und wenn wir es thun, heißt das nicht säen auf den Geist?

So thut Fleiß, daß ihr solche Aussaat auch wirklich machet! O wie viel wird doch auf das Fleisch gesäet, wie viel wird vergeudet mit Sünden und Lastern, wie viel wird verschwendet mit Wohlleben, wie viel wird nur an einer einzigen Kirchweih unnöthig hinausgeworfen! Es ist nicht Unrecht, am Festtag sich in Ehren zu freuen, aber wie viel wird mit Unmäßigkeit und Völlerei vergeudet! Und was kann anders die Folge davon sein,

als das Verderben? Soll unsere Kirchweih, die uns bessern soll, uns rückwärts bringen, soll sie uns hineinstürzen in Verderben und Verdammniß? O lasset uns lieber eine gute Aussaat machen, eine Aussaat auf den Geist! Gott hat uns viel Gutes gethan, so lasset uns zum Dank auch wieder Gutes thun, lasset uns Ihm dienen in seinen geringsten allerärmsten Kindern, lasset uns der armen Heiden gedenken! Wenn ihr Feste feiert, vergesset der Noth der Heidenwelt nicht; wenn ihr eure Kindlein zur Taufe bringet, wenn ihr vor dem Altar als Verlobte euch Liebe und Treue gelobet, wenn ihr zu Gottes Tisch gehet, gedenket der armen Heiden, die all diese Segnungen nicht haben; wenn Gott euch segnet auf Feld und Flur, in Haus und Hof, vergesset derer nicht, die den Segen des lebendigen Gottes nicht kennen, vergesset der armen Heiden nicht! Helft mit, daß sie das Glück, das ihr in euerm Christenglauben habt, auch genießen mögen! Was wir haben, ist nicht unser, es ist Gottes Eigenthum, uns ist es blos anvertraut zur Verwaltung; aber wir dürfen uns damit Segen schaffen, es soll Alles uns zu Gute kommen, wenn wir es nicht für uns, sondern für den HErrn und sein Reich verwenden. Wer viel gibt, erlanget viel; denn es heißt nicht umsonst: Gebet, so wird euch gegeben! So seid klug und wendet das Eure recht an! Säet doch nicht auf das Fleisch, wie es Brauch in der Welt ist, das gibt Unheil und Verderben, sondern auf den Geist säet, das gibt Segen für Zeit und Ewigkeit! Wie die Aussaat, so die Ernte! Das ist gewißlich wahr! Amen.

24. Die Mission und das Reformationsfest.

Luc. 12, 48:

Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

Zu einer Missionsstunde haben wir uns heute am Reformationsfest versammelt, und vielleicht fragt Manches, was soll die Mission an solch einem Festtag? Am Reformationsfest denken wir doch der Tempelreinigung, die vor mehr denn 300 Jahren der HErr durch sein auserwähltes Rüstzeug Dr. Martin Luther vorgenommen; was soll da die Missionssache, da wir hinausblicken in die Heidenwelt und helfen mit Missionare unter die Heiden zu senden? Wie reimt sich das Reformationsfest und die Missionssache zusammen? Das Wort des HErrn, das wir heute vor uns haben, gibt uns die Antwort auf diese Frage: Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und wem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern. Das gilt sonderlich auch an unserm Reformationsfest. Wie viel hat Gott der HErr uns Evangelischen gegeben, wie viel ist uns mit dem reinen unverfälschten Gotteswort anvertraut; aber je mehr uns gegeben ist, desto mehr wird auch von uns gefordert, desto mehr sollen wir Ernst machen, mit dem anvertrauten Pfunde Frucht zu schaffen. Das Evangelium, das wir haben, soll uns willig und fröhlich machen, dies Evangelium auch hinaus in alle Lande leuchten zu lassen, und wenn ein Reformationsfest uns nicht

williger und eifriger macht zur Ausbreitung unseres evangelischen Glaubens, so haben wir es nicht recht gefeiert.

Davon wäre wohl viel zu sagen; für heute aber wollen wir nur auf Eins uns beschränken, nehmlich wie das Evangelium, das die Reformation uns gebracht, uns willig und eifrig machen soll zur Missionsarbeit. Lasset uns darum die Segnungen der Reformation ein wenig betrachten und dabei zusehen, wie eben diese Segnungen uns von selber zur Missionsarbeit treiben!

Was ist das Größte und Herrlichste, das die Reformation uns gebracht hat? Es ist das, daß Christus unser HErr wieder obenauf gekommen, daß Er, in dem alles Heil allein liegt, wieder der Mittelpunkt geworden, daß Er, deß süßer Name allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, wieder Alles in Allem geworden. Davon hat man vor Luther's Auftreten in christlichen Landen wohl wenig mehr gehört, wie selten war von dem Namen die Rede, der über alle Namen ist, wie viel mehr wurden die Heiligen aller Art gerühmt, wie viele Fabeln wurden von ihnen erzählt! Das ist mit Luther auch in der katholischen Kirche anders geworden, man hört doch auch dort vom HErrn Christus, aber wie traurig steht es immer noch unter den Katholischen! Wie hoch steht Maria, die Mutter des HErrn, wie wird sie verherrlicht und gepriesen, wie hoch stehen andere Heilige, wie schwer geht es dem Volke vor lauter Heiligen den Heiland zu finden! Gott sei Dank, von dem Jammer sind wir Evangelischen befreit! Wir lobpreisen nicht Maria, wir rühmen nicht die Heiligen, wir rühmen nur Einen Namen, der heißt JEsus. Geht in unsre Dorfkirchen, geht in die Kirchen unsrer Städte — wo Evangelische sind, die kennen nur JEsum alleine. So gut haben wir's Evangelische, es wird uns immer nur der Eine Name groß und lieb und herrlich gemacht, der da ist über alle Namen!

Und nun seht hinaus in die Heidenwelt, wer kennt nicht ihren Jammer? wer kann ohne Mitleid einen Blick dort hinaus

werfen? Aber vergesset nicht, was die Heiden brauchen, das haben wir, und wir Evangelischen haben es doppelt und dreifach, wir kennen den, der aus allem Jammer rettet, wir kennen den, der alle Noth zum Ende bringt, wir kennen JEsum den HErrn. Soll uns das nicht willig machen, den armen Heiden solchen JEsusnamen zu verkündigen? soll uns das Evangelium, das uns anvertraut ist, nicht eifrig machen zur Missionsarbeit? O der kann seinen Heiland wenig lieb haben, den es nicht drängt, den süßen JEsusnamen dort bekannt zu machen, wo man Ihn noch nicht kennt, den das Reformationsfest nicht willig und eifrig macht zur Missionsarbeit!

Aber wir Evangelischen kennen nicht blos den süßen JEsusnamen, wir kennen auch den Weg, wie wir zu diesem Heiland kommen. Davon hat man vor Luther wohl wenig mehr gewußt, wie verdunkelt war doch der Heilsweg in der Christenheit, und noch heutzutage wissen die Katholischen nur wenig davon; mit Fasten und Beten, mit Almosen und Kirchgehen, kurz mit eigenem Thun und Werk meinen sie das Heil zu erringen. Gott sei Dank, wir Evangelischen haben es besser gelernt! Mit unsrer Macht, das wissen wir, ist Nichts gethan, an uns und unserm Leben ist Nichts auf dieser Erd; es hilft nur Eins, das ist der Glaube an JEsum den HErrn, daß wir uns festhalten an Ihn und klammern uns fest an den Fels des Heiles, der nicht wankt. Der Glaube hilft, und der Glaube hilft allein, die Gnade thut Alles gar alleine. Ein schlechter Evangelischer, dem das „aus Gnaden allein durch den Glauben" nicht innerste Lebenserfahrung, nicht der Mittelpunkt all seines Christenlebens geworden ist!

Und nun seht wieder die armen Heiden an; ihr seht's ja selber, den armen verkommenen Leuten muß geholfen werden. Die Katholischen treiben auch Mission und schicken auch Sendboten hinaus in alle Lande; aber wen soll es doch mehr treiben und drängen zur Missionsarbeit, die Katholischen oder uns

Evangelische? Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und wem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern. Wir Evangelischen haben das Wort vom Glauben, wir kennen das süße „aus Gnaden alleine“; so lasset uns solch frohes Evangelium auch nicht für uns behalten! Sollen denn die Heiden das Christenthum nur kennen lernen von denen, die es getrübt und verdunkelt haben? sollen sie den Glauben aus den Händen derer empfangen, die nur Stücke davon haben? Wir Evangelischen haben den rechten Glauben, so helfet auch mit ihn auszubreiten! Was müßte das für ein evangelischer Christ sein, der Gottes Gnade am eigenen Herzen erfahren, und wird nicht von Erbarmen getrieben, solch theuer werthes Evangelium auch den armen Heiden zu bringen? Ein rechtes Reformationsfest muß uns auch von selber eifrig machen zur Missionssache!

Dazu bedenket weiter, wo wir denn den HErrn unsern Heiland finden, wo denn sein süßes Evangelium uns zu Theil wird? Ihr wißt es ja, die Mittel, dadurch wir seiner Gnade theilhaftig werden, sind Gottes Wort und Sakrament: da finden wir den Heiland, wenn wir beides im Glauben aufgenommen, wir können zum Sterben gewiß es sagen, ich hab' meinen JEsus! Und wie halten es nun die Katholischen mit den Gnadenmitteln — man könnte sie die Krippe, wohl auch die Windeln nennen, da das Christkind sich findet? Die Taufe haben sie noch; es wäre auch gar zu traurig, wenn nicht Eine Taufe noch durch die ganze Christenheit hindurchginge! Aber was haben die Katholischen nicht aus dem Abendmahl gemacht! Man hat diese Himmelsgabe verkehrt zu einem menschlichen Thun und Opfer; was uns Gott zugedacht, will man als ein menschliches Opfer Ihm darbringen! Ja man hat dies Testament des HErrn zerstückt, den Kelch des HErrn darf das Volk nicht genießen! Und das heilige Bibelbuch, wie wird es dem Volk vorenthalten, man hat es ihm wohl gar verboten! Wir Evangelischen haben's wohl

besser! Wir haben das theuer werthe Gotteswort, uns hilft Alles, das Bibelbuch zu haben, uns ermahnt und treibt und lockt man zum heiligen Bibelbuch; und das Sakrament des Altars haben wir rein und unverfälscht, frei von aller menschlichen Zuthat und Verkehrung, wie Christus es eingesetzt. Meint ihr, Gott habe solch Gut uns umsonst geschenkt? Sollen wir zusehen, wie die Katholischen ihr verkehrtes zerstücktes Nachtmahl den Heiden bringen? sollen wir nicht thun, was wir können, damit die Heiden das unverfälschte Sakrament empfangen? Und wenn wir das Bibelbuch haben, sollen wir es für uns behalten? sollen wir die Katholischen uns zuvorkommen lassen und es mit ansehen, wenn sie draußen den Heiden ein Christenthum ohne Bibel bringen? O ihr Evangelischen, lasset Gottes Barmherzigkeit an euch nicht vergeblich sein, lasset sein Erbarmen euch barmherzig machen — ein rechtes Reformationsfest muß uns barmherziger gegen die Heiden, muß uns eifriger und williger machen zur Missionsarbeit!

Aber mit alle dem haben wir die Segnungen der Reformation noch lange nicht genug gepriesen, wir Evangelischen haben noch gar Manches zu rühmen, was uns anvertraut worden; aber wahrlich nicht, damit wir solch Pfund im Schweißtuch vergraben, sondern damit wir auch unter den Heiden damit Segen schaffen.

Da seht unsre Gottesdienste an, wir Evangelischen haben es wohl gut, uns muthet man nicht zu, in fremder Sprache Gottesdienst zu halten, wir brauchen auf deutschem Grund und Boden nicht in lateinischer Sprache Gott zu loben, wie die Katholischen es überall thun müssen. Wollt ihr, daß die Heiden da draußen auch in fremden unbekannten Zungen Gott preisen müssen? sollen sie nicht es lernen, in ihrer Muttersprache Gottesdienst zu halten? Sollen unsre evangelischen Gottesdienste, die wir haben, uns nicht eifrig machen zur Missionsarbeit? Oder seht unsern Katechismus an, dies güldene Kleinod der Evangelischen. Ja die Katholischen haben auch Katechismen, es hat sie

die ganze Christenheit, denn unterrichtet muß überall werden; aber beten kann man all diese Katechismen nicht, unsern Katechismus kann man auch beten. Dies güldene Kleinod ist so schlicht und einfältig, daß ein Kind es fassen kann, und ist doch so tief und herrlich, daß auch die Gelehrten es nicht ergründen können, und beten können dies Büchlein Alle, die ein betend Herz haben. Wollt ihr die katholischen Katechismen mit ihren Irrlehren unter die Heiden kommen lassen? wollt ihr nicht helfen, daß unser lutherischer Katechismus den Völkern draußen zu Theil werde? Oder seht unsre Predigtbücher an, die das evangelische Volk hat, was für ein Reichthum ist darin beschlossen, wie viel Segen hat unser Volk davon, wie viel geistliche Speise wird ihm dadurch geboten! Wollt ihr all diese Schätze den Heiden vorenthalten? wollt ihr lieber, daß katholische Predigtbücher mit ihren Irrthümern in die Heidenlande kommen? Oder seht unsre Gesangbücher an, seht all unsre evangelischen Lieder an. Die Katholischen singen auch in ihren Kirchen, aber sie haben nicht ein deutsches Lied, das sie an die Seite stellen könnten unsern Liedern, wie: Ein' feste Burg ist unser Gott, Befiehl du deine Wege, O Haupt voll Blut und Wunden, Warum sollt' ich mich denn grämen, und dergleichen mehr. Wir haben eine ganze Menge solcher herrlicher Lieder; man kann sagen, mit Luther hat die Christenheit in deutschen Landen erst recht gelernt Gott loben und preisen, und kein Volk der Welt besitzt solch einen Reichthum der herrlichsten evangelischen Lieder, wie unser deutsches evangelisches Volk. Wollt ihr solche Herrlichkeit den Heiden vorenthalten? sollen die Heiden die Armuth der katholischen Christen theilen und kein Theil haben an unserm evangelischen Reichthum? Soll all diese Herrlichkeit, die wir haben, uns nicht willig machen zur Missionsarbeit?

Aber ich weiß noch Eins, das dürfen wir am Reformationsfest auch nicht verschweigen. Wie Großes hat doch Gott

der HErr an uns gethan, wie viel schenkt Er uns, so wir nur glauben; wir Evangelischen haben wohl allen Grund, die freie Gottesgnade zu rühmen. Und wie dienen wir nun diesem unserm HErrn? was sollen wir Ihm zu Lob und Dank thun? Fragt die Katholischen, und wie viel wissen sie euch zu nennen, wie mancherlei Werke zählen sie auf, es sind lauter selbsterwählte Werke sonderlicher Heiligkeit. Wir Evangelischen haben es anders gelernt. Luther, der Mann Gottes, hat es uns gezeigt, wie alle gottgefälligen Werke uns hinein in unsern Beruf weisen. Die Katholischen rühmen es, wenn Eins Weib und Kind verläßt und geht ins Kloster, oder zieht hinaus in die Welt und thut große absonderliche Dinge und vergißt darüber das Nächstliegende, wie Pflicht und Beruf es mit sich bringt; die Katholischen rühmen es, wenn Eins in die Wüste hinauszieht und führt ein Einsiedlerleben oder kasteit und martert sich bis aufs Blut oder lebt von Morgen bis Abend in Gebet und Andachtsübungen. Die Heiden wissen davon auch zu sagen; geht hinaus nach Ostindien, dort gibt es solcher selbsterwählter Heiliger genug, die mit ihrer vermeintlichen Heiligkeit gar groß thun; wie Viele haben dort selbst Leib und Leben darum hingegeben! Der HErr und seine Apostel haben es uns besser gelehrt, und Luther, der Mann Gottes, hat es aus deren Munde uns auch anders gezeigt. Die rechte Heiligkeit muß sich allezeit in unserm Beruf zeigen. Glaubst du an deinem Heiland und hast Gnade gefunden, so beweis es in deinem Hause! Werde ein gottseliger Ehemann, eine gottesfürchtige Ehefrau, führe deinen Ehestand in Lieb und Treue, ziehe deine Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum HErrn, lerne deine Eltern und Herrschaft in Ehren halten: kurz in deinem Hause muß es sich zeigen, was dein Glaube werth ist, und wenn dein Glaube dich nicht besser macht in deinem Beruf, dann taugt er Nichts, und wenn alle Welt deines Lobes voll wäre! So halten wir Evangelischen es, d. h. so werden wir

Evangelischen es gelehrt, und Gott gebe, daß wir immer mehr es auch wirklich so halten mögen!

Und nun sagt, soll denn solch eine Gottesgnade, die uns anvertraut worden, an uns vergeblich sein? sollen denn die Katholischen hinausziehen unter die Heiden und den Heidenlanden draußen wieder ihren Wahn bringen, als sei mit solchen selbsterwählten Werken Etwas gethan? wollt ihr es ruhig mit ansehen, daß die Heiden von einem Wahn in den andern kommen? Gott hat uns Evangelischen viel geschenkt, Er hat sein Evangelium uns anvertraut, uns ist viel gegeben. Ist es aber also, dann wird auch viel von uns gefordert werden; wir sollen am allerwenigsten die Hände in den Schoß legen, sondern sollen Frucht damit schaffen, Frucht sonderlich auch unter den Heiden schaffen! Es ist wohl traurig, daß die evangelische Christenheit so lange ihrer Missionspflicht vergessen, und mögen auch manche Entschuldigungen dafür angeführt werden können, rechtfertigen läßt es sich nimmer. Es gilt sich demüthigen darum, es gilt Ernst machen mit dieser unsrer Christenpflicht, es gilt treu sein in der Missionssache. Unser Jahrhundert ist das Zeitalter der Mission, wie kaum in einer anderen Zeit mit Ausnahme der ersten Jahrhunderte der Christenheit breitet in unsrer Zeit die Missionssache sich aus, eine Gemeinde um die andere erwacht, ein Land um das andere kommt dieser seiner Christenpflicht nach. Da lasset uns nicht dahintenbleiben! Wir haben das Evangelium, so lasset es uns auch recht brauchen, lasset sein auch die armen Heiden genießen! Denn wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und wem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern! Amen.

25. Das Gleichniß vom Senfkorn.

Matth. 13, 31. 32:

Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber erwächset, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

Das Gleichniß, das ihr eben gehört habt, ist ein Missionstext und zwar ein überaus lehrreicher und gewaltiger Missionstext, der uns Licht gibt über alle Fragen, die sich erheben, sobald von Mission die Rede ist. Und zwei Fragen sind es sonderlich, die thun Unzählige, und es thut noth, daß wir immer und immer wieder sie uns beantworten. Die erste Frage heißt: Was hilft doch die Mission? Es werden Jahr aus Jahr ein so große Summen darauf verwendet, und ist doch Alles umsonst; wer kann denn von einem Erfolg der Mission Etwas merken? So sagen die Feinde der Missionssache, und gar Viele, denen es unbequem ist für Mission Etwas zu thun, sagen es nach, und so geht dann die Rede von Mund zu Mund, von Ort zu Ort, die Mission hilft doch Nichts! Wie noth thut es da, aus dem Munde unsers HErrn zu lernen, daß die Mission nicht umsonst ist, sondern daß sie einen großen gewaltigen Erfolg hat fort und fort. Oder sagen Andere — und damit kommen wir zu einer zweiten Frage —: Was können wir denn thun für die Mission? Bald heißt es, die Mission ist des HErrn Werk, und Menschen können gar Nichts mithelfen; bald heißt es, die Missionare müssen Alles thun, und Andere können Nichts dazu helfen; bald heißt es, die Großen der Erde oder die Vornehmen und Reichen oder

die Gelehrten und Gebildeten sollen Alles thun, aber was soll der große Haufe ausrichten? Wie noth thut es da wiederum, aus dem Munde unsers HErrn zu lernen, was wir zum Werke der Mission mithelfen können!

Unser heutiger Missionstext gibt uns Antwort auf beide Fragen; lasset uns diese Antwort näher kennen lernen, und Gott der HErr wolle die Betrachtung seines heiligen Wortes an uns Allen gesegnet sein lassen!

Das Himmelreich, beginnt der HErr, ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, und wahrlich senfkornartig ist es bei der Stiftung und Gründung unseres Christenglaubens hergegangen. Wer ist der Mann, in dem wir Christen all unser Heil allein wissen? Er ist — mit natürlichen Augen angesehen — ein geborner Jude, seine Mutter war eine Jüdin, die Tochter eines heruntergekommenen Judenhauses, sein Pflegevater war ein Jude, ein armer Zimmermann, seine Heimath war ein Judenstädtlein. Und wie ist es dem Manne ergangen in der Welt? Er hat geendet am Kreuz, also am Schandpfahl, wir würden etwa sagen, er hat am Galgen wie ein Verbrecher sein Leben ausgehaucht. Und wer waren die ersten Anhänger dieses Mannes? Es waren arme Juden, ein paar Fischer und Zöllner, verachtete Galiläer, ungelehrte Leute ohne Ansehen und Geltung. Das waren die ersten Anfänge des Christenthums. Wer hätte davon etwas Großes erwartet? wer hätte gedacht, daß aus solch armseligen Anfängen Etwas herauskommen könnte? Die Kinder der Welt haben solche Anfänge gar nicht gemerkt, oder sie haben sie verachtet und verspottet. Ja wohl, wie ein Senfkörnlein war es, als das Himmelreich in die Welt hereintrat.

Und was sagt der HErr von diesem Senfkorn, in dem das Himmelreich in den Acker der Welt hereintritt? Wenn es in den Boden gelegt wird, ist es das kleinste unter

allen Samen; wenn es aber erwächset, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. So sagt der HErr zu einer Zeit, wo das Senfkorn noch nicht einmal eigentlich in den Acker der Welt hineingekommen war; noch war Er nicht gestorben und auferstanden, noch war in der Ausgießung seines Geistes die Christengemeinde nicht gegründet worden. Und ist nicht Alles geradeso eingetroffen, wie der HErr es zuvor gesagt? ist nicht wirklich das kleine Senfkörnlein zum Baume geworden, der die Welt füllt? Hat nicht der Christenglaube ein Volk nach dem andern, ein Land nach dem andern, einen Erdtheil nach dem andern erfüllt? ist es nicht heutzutage wirklich wahr geworden, daß die Vögel des Himmels, die Völker, weit und breit wohnen unter den Zweigen dieses Baumes?

Aber weil man so oft die Rede hören kann, die Mission helfe doch Nichts, es sei Alles umsonst, was dafür geschehe, so lasset uns einmal näher zusehen, wie das Senfkörnlein zum Baum, der die Welt füllet, geworden ist; lasset uns ein wenig Umschau halten, wie es doch gegenwärtig steht mit der Ausbreitung des Christenthums auf Erden?

Der Erdtheil, in dem wir leben, heißt Europa. Dort war zur Zeit, wie das Senfkörnlein in die Erde gelegt wurde, Nichts als Dunkel und Finsterniß, arme Heiden wohnten überall, auch in den Gegenden, wo wir jetzt leben, waren Nichts als Heiden zu finden. Und wie ist es jetzt so gar anders geworden! In allen Landen findet man Gottes Wort und Sakrament, überall sind christliche Kirchen, überall christliche Schulen, überall findet man Christen, und wer darnach begehrt, kann überall die Mittel zum Christenthum finden. Mit Ausnahme einer Anzahl von Juden sowie der gleichen Anzahl von Muhamedanern ist Europa ein christlicher Erdtheil. Es gilt bei uns für eine Schande,

wenn Eins das Christenthum ganz von sich abschütteln will, und selbst die Nichts davon wissen wollen, bekennen sich doch äußerlich dazu, oder leben doch, selbst wenn sie es nicht wissen und wollen, unter den Zweigen dieses Wunderbaumes, unter den Segnungen des Christenthums. So ist es in Europa, und wer hat diesen heidnischen Erdtheil umgewandelt zum Christenland? Das hat die Mission gethan. Aehnlich ist es auch in dem Erdtheil, dahin so viele Auswanderer schon von überall her gegangen sind, in Amerika. Zwar gibt es dort noch eine Anzahl von Heiden, wer hat noch Nichts von den Indianern gehört? Aber im Ganzen und Großen ist auch Amerika ein christlicher Erdtheil. Nord-Amerika ist ein evangelisches Land, Süd-Amerika ist ein katholisches Land; die Menge von Inseln, die beide wie ein ungeheurer Wall mit einander verbinden, ist zum großen Theil evangelisch. Und wer hat es ausgerichtet, daß Amerika ein Christenland geworden? Das hat die Mission gethan. Anders ist es bei den übrigen Erdtheilen. Australien ist eine ungeheure Inselwelt gerade unter unsern Füßen, und wie viel ist dort bereits geschehen, wie viele Inseln sind schon erfüllt mit Gottes Wort, wie viele Christengemeinden sind schon entstanden; aber wie viel ist dort noch übrig zu thun. Es gibt Inseln, die haben kaum noch gehört vom seligmachenden Gotteswort, und gibt andere, von denen weiß man kaum noch Etwas. Aber wie hat gerade in unsrer Zeit die Mission sich aufgemacht, den Christenglauben auch dorthin auszubreiten. Und wie steht es in Asien, dem Erdtheil, von dem das Christenthum ausgegangen? Ihr habt Alle schon von Ostindien gehört, sonst war es eine Welt für sich; heutzutage herrscht dort England, also ein Christenvolk, und ungehindert gehen die Missionare nach allen Gegenden. Man kann sagen, die ganze Christenheit arbeitet daran, gerade Ostindien zum Christenglauben zu bringen. Und von China wisset ihr auch, diesem ungeheuern Reiche, sonst war es verschlossen, heutzutage

ist es dem Fremdling aufgethan, und Gottes Wort fängt an, einzudringen durch die alten Mauern China's. Und so ist es überall in Asien. Es regt sich, man merkt, daß Gott sein Werk dort hat, eine Christengemeinde entsteht um die andere, ein Götzentempel zerfällt um den andern, es geht vorwärts — durch das Werk der Mission. Und wie sieht es endlich in Afrika aus? Der oberste nördlichste Theil war dereinst ein Christenland, jetzt herrscht Muhamed's falscher Glaube dort; weil die Gemeinden dort lau geworden, sind sie verstoßen worden. Dort war Alles christlich. Der südlichste unterste Theil ist jetzt ein Christenland, weit und breit herrscht dort das Evangelium. Dagegen der mittlere Theil, das eigentliche große ungeheure Afrika, diese Heimath der armen Neger — wer hat sonst davon Etwas gewußt? wer hat es sonst für möglich gehalten, dorthin zu gelangen? Und jetzt thut sich dies verschlossene Afrika aus, eine Straße eröffnet sich um die andere, Reisende dringen tief ein in das Innere des Landes, Handelsverbindungen bahnen sich an, die fremden Völker, die sonst den Europäer geflohen, werden zutraulicher, und immer weiter schallt des HErrn Wort, daß es in Erfüllung gehe, was geschrieben steht: Auch Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zum HErrn.

So ist das Senfkörnlein zum großen Baum geworden, o haben seine Zweige sich ausgebreitet in alle Lande, so geht das Evangelium von Volk zu Volk, von Land zu Land — und all das geschieht durch die Mission.

Ich weiß wohl, die Kinder der Welt lachen und spotten, als wäre die Mission ein armselig verloren Werk, und selbst Christen wenden sich oft weg davon und wollen Nichts damit zu schaffen haben. Und doch ist es so, es gibt nichts Größeres und Wichtigeres, was da draußen in der Welt vorgeht, als die Mission. Wie viel redet man doch von Schlachten und Kriegen, wie sind Eroberer in Aller Munde; die Mission weiß auch von Schlachten

und Kriegen, weiß auch von Siegen und Eroberungen — nicht mit Eisen und Blut, nicht mit Verheerungen und Verwüstungen, sondern es sind Kämpfe mit dem Schwert des Geistes, Kämpfe, die Wunden nicht schlagen, sondern heilen, Kämpfe, die siegen und im Siegen lauter Segen bringen. Die Mission ist der Siegeszug des Evangeliums durch die Welt, um die Reiche dieser Welt dem HErrn Christo zu erobern. Von solchen Siegen lasset uns gerne hören, auf solche Eroberungszüge lasset uns aufmerksam achten! Wie lieblich ist es doch, wenn aus dem unscheinbaren Senfkörnlein der Baum hervorwächst, der die Welt füllt! Es muß ein blinder Mensch sein, der Angesichts solch einer Ausbreitung des Christenglaubens noch sagen kann, die Mission helfe doch Nichts! Ich denke, ihr werdet solch eine thörichte Rede nicht mehr nachsagen; ihr werdet lieber bekennen, die Mission ist ein Gotteswerk, ein Werk voll Segen, und Gott sei gelobt für dies sein Werk auf Erden!

Aber, werdet ihr nun vielleicht sagen: wenn die Mission solch ein Gotteswerk ist, wenn das Senfkörnlein so wunderbar heranwächst zum großen Baum, was können, was sollen denn dann wir noch zum Missionswerk mithelfen? Solche Frage hört man zumal in unsrer Zeit wieder aufs Neue von Freund und Feind; denn wie nahe liegt es doch, der Sache zu viel oder zu wenig zu thun! Unser Gleichniß, das heute unsern Missionstext bildet, gibt uns hinreichende Antwort.

Wie geht es zu, daß aus dem Senfkörnlein der große Baum wird? Können das Menschen machen? Es ist Gottes Werk, Er gibt Wachsthum und Gedeihen, und ohne Ihn wächst Nichts, mit aller Menschenkunst und Menschenweisheit wächst doch schlechterdings Nichts. Bei der Mission ist es geradeso. Sie ist Gottes Werk, Er allein gibt Wachsthum und Gedeihen, Er allein gibt Erfolg und Frucht, und Menschen vermögen Nichts. Die Mission ist Gottes Werk, gerade wie die Ernte Gottes Werk ist.

Ist es aber also, dann gilt es sich bescheiden; wir dürfen nicht thun, als wenn unser Rennen und Laufen Etwas ausrichten könnte. Wir sind Nichts und wir vermögen Nichts, und wenn wir wähnen, wir vermöchten Etwas, so ist es thörichte Anmaßung. Es gibt nur Eins, was wir dazu mithelfen können. Was kann der Mensch thun, damit aus dem Senfkörnlein der Baum, damit aus dem Samenkörnlein eine gute Ernte hervorgehe? Er kann Ihn, den Geber aller guten Gabe, darum bitten. Der Mensch kann beten — das hilft mit zu fröhlichem Gedeihen auf Feld und Flur, das hilft mit auch bei der Mission. Das Größte und Beste, was Eins für die Missionssache thun kann, ist das Gebet. Der HErr sendet treue Arbeiter in seine Ernte, aber Er will darum gebeten sein; Er sagt selber: Bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende. Ein treuer Missionar ist eine Gottesgabe, aber diese Gottesgabe will erbeten sein; die Frucht draußen in der Heidenwelt, der Erfolg aller Arbeit, ist eine Gottesgabe, aber diese Gottesgabe will erbeten sein; eine Bekehrung von der Finsterniß zum Licht ist eine Gottesgabe, aber diese Gottesgabe will erbeten sein. O lasset uns treu sein in der Fürbitte für die Missionssache! Und wenn ihr alle Tage einen Gulden für die Mission geben würdet, es wäre eine schlechte Hülfe, wenn euer Gebet fehlt. Wer blos gibt für die Mission, hat wenig gethan; das Gebet hat die Verheißung. Seid ihr Christen, und gilt euch euer Christenglaube Etwas, und es liegt euch am Herzen, daß auch Andere zum Glück dieses Glaubens kommen, so hebt Herzen und Hände auf zum großen herrlichen Gott und betet! Wenn ihr das Vater unser betet, und ihr kommt sonderlich an die zweite Bitte: Zu uns komme dein Reich, denkt an die armen Heiden, denkt an die Missionssache! Sprecht darum allezeit in euern Herzen: Auch zu den armen Heiden komme dein Reich! Oder betet ihr das allgemeine Gebet der Christenheit, und ihr hört die Bitte:

Wollest treue Arbeiter senden in deine Ernte, so denkt wieder an die armen Heiden, betet um treue Missionare! Oder wenn ihr eine Gabe opfert für die Mission, vergesset das Gebet nicht! Das Beste fehlt, wenn ihr zu eurer Gabe nicht das Gebet legt! O vergesset der Fürbitte nicht! Es ist ein Wunder um das Gebet! Wir Christen haben Gottes Herz in unserer Hand, wir beten im stillen Kämmerlein, und Gott erhört uns öffentlich; wir seufzen hier in Europa in der Stille zu unserm Gott, und unsern Missionaren draußen in fernen Heidenlanden kommt solch Gebet zu Gute! O lasset uns dies selige Geheimniß des Gebetes treuer und fleißiger üben, lasset uns ernstlicher hinfort beten für die arme Heidenwelt, für unsere Missionare, um treue Missionare! Es wäre ein großer Gewinn für die Missionssache, wenn recht Viele unter uns dafür beten möchten!

Und wißt ihr, wie ihr solche Fürbitte besser lernen und üben könntet? Das geschieht, wenn ihr euch mehr als bisher um die Missionssache kümmern würdet. Kenntniß der Sache macht Lust und Liebe zur Sache. Es gibt Missionsblätter, in denen von Mission erzählt wird; wie gut wäre es, wenn Eins oder das Andere darin lesen möchte! Es wird jedes Jahr eine Anzahl von Missionsstunden gehalten; wie gut wäre es, wenn ihr diese Gelegenheit, mit der Missionssache bekannt zu werden, recht benützen möchtet! Wenn solche Missionsstunden angekündigt werden, kommt doch recht zahlreich, und wenn ihr kommt, merket auf das, was euch mitgetheilt wird, und laßt es euch ein Anliegen sein, mit der Missionssache recht bekannt zu werden! Ihr werdet Lust und Liebe zur Missionssache gewinnen, wenn ihr näher damit bekannt werdet!

Aber denkt noch einmal zurück an unser Gleichniß vom Senfkorn und dem Baum, der daraus hervorwächst. Wachsthum und Gedeihen, Saft und Kraft, Blüthe und Frucht kommt von Oben her — das haben wir gesehen; aber damit ist doch nicht

gesagt, daß wir die Hände in den Schoß legen dürfen. Den Samen ausstreuen, den Boden bestellen, ihn düngen und brauchbar machen, das muß der Mensch, und wer Nichts thun wollte zur Bestellung des Bodens, würde auch Nichts ernten können. So ist es auch mit der Missionssache, die ganz und gar Gottes Werk ist, und doch müssen wir Menschen den guten Samen säen und den Boden bestellen, d. h. wir müssen Missionare aussenden, die das theuer werthe Evangelium hinaustragen in die Heidenwelt. Und dazu müssen wir Alle mithelfen! Entweder sollen wir selber hinausziehen unter die Heiden, oder wenn wir das nicht können, sollen wir helfen, daß Andere an unserer Statt hinausgehen. Da lasset uns Fleiß thun zu williger und fröhlicher Handreichung! Die Mission braucht die Handreichung aller Christen, es muß Alles zusammengreifen, es müssen alle Scherflein zusammenkommen, damit etwas Rechtes möglich sei. Da helft mit, was ihr könnt! Helft mit, daß Missionare unterwiesen, ausgerüstet und ausgesendet, daß Missionare draußen in den Heidenlanden unterstützt und versorgt, daß Kirchen und Schulen in der Heidenwelt gebaut und unterhalten, daß Gottes Reich und Kirche draußen unter den Heiden gebaut werden! Wenn unsre Missionare des Tages Last und Hitze draußen tragen, was ist es denn viel, wenn wir ihnen die Hände füllen, damit sie nicht darben müssen? damit sie nicht Hungers sterben? Da helft gerne und fröhlich mit! Kommen die Abendmahlszeiten, thut eure Hand fröhlich auf; kommt eine Zeit, wo Gott euch besonders erfreut und gesegnet, vergesset der armen Heiden nicht; drängt es euch sonst zu opfern, vergesset nicht wohlzuthun und mitzutheilen! Geben ist ein selig Ding; geben dem HErrn JEsu in seinen ärmsten geringsten Brüdern, wer wird das nicht gerne thun? Wer giebt, der nimmt! So thut Herz und Hand weit auf für die Missionssache! Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl! Amen.

N. 24 gehl. Ref. Fest 1868.
N. 6 gehl. d. 24. Januar 1869
N. 21 gehl. Palmsonntag 1869
N. 23 gehl. am Himmelfahrtsfest 1869
N. 7 gehl. d. 1. Aug. 1869
N. 8 gehl. d. 5. Sept. 1869
NB. N. 9 [illegible] gehl. am Erntefest 1869 gehl. d. 25. [illegible]
N. 10 gehl. 4. Sonnt. p. Ep. 1870.
N. 11: 4 [illegible]
N. 12. D. Rogate "
N. 16. D. VII p. Trin. "
N. 7. gehl. D. Septuag. 1872
N. 8. gehl. D. VII p. Trin "

Schlier, Joseph,

Missionsstunden für evangelische Gemeinden

Bd.: 2

Nördlingen (1868)